Sicilien und die Sicilianer

Alexander Rumpelt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

6.50

Digitized by Google

(Rumpf)

BWV

Digitized by Google

Von **Alexander Rumpelt** sind früher erschienen:

Sicilien und die Sicilianer.

2. Aufl. Berlin 1902. Allgem. Verein für Deutsche Literatur.

Preis: brosch. 5 M. — Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Inhalt: Land und Leute. — In sicilianischen Städten. — Sicilianische Landwirtschaft. — Glauben und Aberglauben. — Die Mafia. — Im Schwefelbergwerk. — Im Findelhause. — Eine Teufelsaustreibung. — Taormina. — Castrogiovanni-Enna. — Syrakus. — Rund um den Ätna. — Deutsche Dichter in Sicilien.

.... Um so größere Anerkennung verdient das Buch von Alexander Rumpelt, der, ein wirklicher Kenner der Insel, nicht ein Wolkenkuckucksheim, sondern Land und Leute zur Anschauung bringt, wie sie in Wahrheit sind. Andererseits hat er einen offnen Blick für die reizvollen Naturschönheiten der Insel. Niemals schöpft er eine bequeme Weisheit aus den Reise-Handbüchern. Ein vortrefflicher Führer, der ohne durch gelehrten Ballast zu ermüden, ohne durch Schwärmerei das Urteil zu verwirren, nicht bloß dem Naturfreund, sondern auch dem Altertumsforscher manche nützliche Anregung gibt. (Nationalzeitung.)

ferner:

Gretchen Pech.

Eine Geschichte für stille Leute.

Radeberg. Verlag v. Theodor Pfeil. Brosch. 75 Pf., geb. 1,50 M.

U. u. von der Leipziger Zeitung, der „Täglichen Rundschau" und Rosegers „Heimgarten" sehr günstig besprochen. M. Silling in der Sonntagsbeilage des Dresdener Anzeigers: Das Buch erzählt von einem verkrüppelten Mädchen, das später durch richtige Behandlung die Bewegungsfähigkeit gewann, und führt in das Leben der sog. kleinen Leute ein, das viele Menschen gar nicht kennen. Es gibt Gelegenheit, solche Kenntnisse zu erwerben, die unter den heutigen sozialen Verhältnissen von jedermann erworben werden sollten.

Digitized by Google

Sicilien und die Sicilianer

Neue Folge

Digitized by Google

Sicilien und die Sicilianer

Neue Folge

Von

Dr. Alexander Rumpelt

Radeberg
Verlag von Theodor Pfeil
1907

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
376450
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1907

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Palermo	1
Messina	27
Im Reiche des Äolus	69
Sicilianische Gesten	130
Rätselpoesie der Sicilianer	147
Sicilianische Sprichwörter	163
Weihnachten in Sicilien	178
Fastnacht in Sicilien	191
In der Ölmühle	216
Sicilianische Volkslieder	235

Digitized by Google

Palermo.

Wollt ihr wissen, wo der Sommer wohnt?
Er wohnt in den Gärten von Palermo.
Altes Volkslied.

Städte haben wie die Menschen jede ihre eigene Physiognomie. Je nach dem Geist, der sich dem einzelnen Menschen in Blick und Haltung ausprägt, nach seinen äußeren Verhältnissen und den klimatischen Einflüssen, unter denen er aufgewachsen ist, wird sich jeder anders geben. Städte des Südens und des Nordens, Städte im rauhen, schwer zugänglichen Gebirge und Städte in offener, fruchtbarer Ebene, Städte ohne Wasser und solche an einem schönen, großen Fluß oder gar am Meer, welche Verschiedenheit! Ja, soweit läßt sich der Vergleich wenigstens für Europa ausdehnen: wie jeder nicht ganz gewöhnliche Mensch eine Mischung verschiedener Zeitalter und deren Anschauungen darstellt: wenn er in seiner Jugend humanistische Bildung sich angeeignet hat, ein Stück Antike; ein Stück Mittelalter — er mag sie glauben oder nicht — durch die in der Schule ihm eingeimpften Dogmen; ein Stück Moderne, falls er sich in der Welt umgesehen und das Leben auf sich hat wirken lassen, so erscheint auch jede Stadt, die ein tieferes Interesse wecken soll, als ein Durch-

einander von Vergangenheit und Gegenwart. Es gibt keine durchweg altertümliche Stadt mehr; nicht einmal das innere Nürnberg und Rothenburg a. d. Tauber haben ihr Bild ganz rein bewahrt. Ebensowenig gibt es aber — in unserem Erdteil — absolut moderne Städte, die nur aus Schulen, Kasernen, Fabriken, Miethäusern und Villen beständen.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt Palermo betrachten, so zeigt sich hier der Mischcharakter nicht so auffällig wie bei anderen Großstädten. Es ist eine südliche Stadt: das lehrt die Bauweise der Häuser, die dem heißen Himmel entsprechend mit beinahe platten Dächern, luftig-hoch und von oben bis unten aus Stein aufgeführt sind. Es ist eine Seestadt: das sagt ein Blick auf die Hunderte von Masten und die Dutzende von Dampferschloten im Hafen. Es ist zugleich Hauptstadt einer Insel, deren Bewohner durch ihre Lage und eine jahrhundertelange Sonderregierung von der Außenwelt abgeschlossen, sich eigentlich nie als Italiener fühlten und noch heute nicht fühlen, sondern als kleine Nation für sich. Und so sehen wir hier im wesentlichen den früheren altertümlichen Charakter bewahrt, den die paar Fabrikschornsteine draußen am Meer ebensowenig zu stören vermögen wie die jüngeren Prachtgebäude, z. B. die beiden Theater im neuen westlichen Stadtteil. Zum mindesten paßt sich dieser den älteren Vierteln gefälliger an als bei uns: selbst die größten Zinshäuser verraten noch Geschmack, erscheinen nicht wie riesige steinerne Geldschränke, in trostloser Nüchternheit mit dem einzigen Gedanken hingesetzt, möglichst viele Tausende an Miete herauszuschlagen. Und auch unsere herrlichen Vorstadtvillen, mit ihrer verlogenen Stuckverzierung, ihren altertümelnden Giebeln, Erkern und Türmchen fehlen Gott sei Dank gänzlich.

Nun darf man aber nicht etwa die Erwartung hegen, als ob jedes Gebäude der inneren Stadt ein Juwel alter Stile sei, wie etwa der „Ritter“ in Heidelberg oder das

Digitized by Google

Prellerhaus in Nürnberg. Auch finden wir einzelne Perioden, in denen Palermo schon eine große Rolle spielte, durch Baudenkmäler überhaupt nicht vertreten. Es sind eigentlich nur zwei Zeitalter, die der inneren Stadt ihr Gepräge aufgedrückt haben: das arabisch-normannische in zahlreichen Kirchen und Palästen, und das spanische gleichfalls in Kirchen, aber auch in ganzen Straßen, z. B. der Via Macqueda.

Den hundert zum Teil vorzüglichen Beschreibungen Palermos, von Bartels (1782) und Goethe angefangen bis auf Graf Dohna und Velhagen und Klasing, eine hunderterste hinzuzufügen, liegt mir fern. Ich will nur in großen Zügen die dreitausendjährige Geschichte dieser merkwürdigen Stadt verfolgen von den Tagen der Phönizier an bis heute und dabei zeigen, wie sich ihre Geschichte in den Überresten der Vergangenheit, vor allem in ihren Bauten und Monumenten spiegelt.

Wie mögen die Leute aus Tyrus und Sidon frohlockt haben, als sie, mit ihren geschnäbelten Schiffen die unbekannte Insel umfahrend, zum ersten Male den prachtvollen Golf zwischen dem heutigen Monte Pellegrino und Kap Zafferano sich ausbreiten sahen, dahinter eine weite fruchtbare Ebene, umkränzt von schön geformten Bergen! Das mag in den Tagen gewesen sein, da David, der große König ihres Nachbarreiches, von Damaskus bis zum roten Meer herrschte, oder da sein noch größerer Sohn Salomo in ihrem heimischen Libanon die Zedern für seinen Tempel zu Jerusalem fällen ließ (ca. 1000 v. Chr.), vielleicht schon viel früher. Noch kein Haus erhob sich damals in der Goldmuschel, der Conca d'oro, wie die reiche palermitanische Ebene so treffend genannt wird. Nur hier und da eine armselige Hütte der Sikuler, wohl ähnlich jenen Kralen, die die Hirten noch heutigen Tages in Sicilien und Kalabrien als Unterschlupf aus Rohr und Stroh errichten.

Digitized by Google

Sie kamen nicht mit kriegerischen Gedanken, die Phönizier, sie wollten nur handeln, handeln, reich, sehr reich werden. Aber, um so fern von der Heimat für ihre Tauschgeschäfte einen Stützpunkt zu schaffen, mußten sie sich niederlassen. Es ist anzunehmen, daß damals die erste Ansiedelung hier entstand, ein Dorf oder eine kleine Stadt.

In der schönen Bucht landeten später die ihnen stammverwandten Punier aus Karthago, wohl um dieselbe Zeit, als die Hellenen an der Ostküste ihre ersten Kolonien gründeten: Naxos 735, Syrakus 734, Catania und Messina 729 v. Chr. Die Hellenen breiteten sich allmählich über den ganzen Süden und einen Teil der Nordküste der Insel aus. Die kleine karthagische Provinz im Westen mit den Städten Motye, Soloeis und Panormus (Palermo) hatte einen schweren Stand, zumal nach dem glänzenden Sieg des Syrakusaners Gelon bei Himera (480). Mit wechselndem Glück kämpfte dann hier Europa gegen Afrika, Kultur gegen Barbarei, und erst die Römer brachen durch die Einnahme von Panormus und weitere Siege, darunter die vor Palermos Toren ausgefochtene Elefantenschlacht die Kraft der Karthager.

Aus dieser Epoche entstammen zwei Grabdenkmäler (im Museum), die in der Nähe des heutigen Palermo, in Cannita ausgegraben wurden, vielleicht Mutter und Tochter oder Großmutter und Enkelin darstellend. Das Antlitz der einen zeigt noch den rohen Medusencharakter des 6 ten Jahrhunderts, das andere den feinen Idealkopf des fünften. Die Grundform ist bei beiden afrikanisch, erinnert an die ägyptischen Mumiensärge. Merkwürdigerweise ist bei der archaischen das Gewand viel mehr herausgearbeitet, aber auch nur als Flächenrelief nach assyrischer Weise, während bei der späteren aus dem gar nicht behandelten Gewand nur die herabfallenden Haare, die Arme und Füße herausschauen. Also echte Zeugen jener Zeit, da sich hier hellenische und asiatisch-afrikanische Kunst vereinigten.

Digitized by Google

Doch wenn auch nicht die Waffen, die griechische Bildung, vor allem die Kunst siegte in Panormus. Das beweisen seine Münzen, die nicht nur griechischen Charakter, sondern anfangs (im 5 ten Jahrhundert) sogar griechische Inschriften (Πανορμιτων) zeigen. Dem Beispiel des Dionys, der (nach Holm: Geschichte Siciliens im Altertum) für sein ganzes Herrschaftsgebiet nur eine große Silbermünze bestehen ließ, folgten dann die Karthager, indem sie im 4 ten Jahrhundert in Panormus die schönen Tetradrachmen prägten, die auf der einen Seite ein Pferd oder einen Pferdekopf mit einer Palme (das Sinnbild der Stadt), auf der anderen einen weiblichen Kopf erkennen lassen. Die Inschriften jedoch sind punisch und nehmen sich neben diesen feinen Kunstgebilden merkwürdig genug aus. Sie lauten: Kart Chadasat (= Karthago), Machanat oder Schammachanat (= Festung) oder Mechasbini (Bedeutung unklar).

240 wird Sicilien römische Provinz, und wenn Panormus auch nicht gerade eigentliche Hauptstadt war, so bildete es doch neben Syrakus und Messina als Handelsemporium einen wichtigen Platz, besonders für die Getreideausfuhr. Die Zerstörungswut des Mittelalters und der spanischen Fremdherrscher hat keine Bauten aus der Zeit der Römer stehen lassen. Der Geschichtsschreiber Fazellus (1490—1570) berichtet noch von einem ansehnlichen Amphitheater, dem „Zirkus" oder „grünen Saal", wie es ein arabischer Dichter des 12ten Jahrhunderts nennt. Es wurde im 16ten Jahrhundert dem Erdboden gleichgemacht. Und da sich nach jeder Zerstörung durch die Goten, Byzantiner, Araber, Normannen, Deutschen, Spanier die neuen Häuser immer wieder auf den Trümmern der alten erhoben, so ist auch durch Ausgrabungen wenig gefunden worden, obschon die Erde hier gewiß manchen köstlichen Schatz noch birgt. Nur auf unbebautem Boden steht eine Ausbeute zu erwarten, wie denn die beiden großen Mosaikfußböden im

Digitized by Google

Museum, verschiedene Götterbildnisse und Orpheus unter den Tieren darstellend, auf dem Schloßplatz zutage kamen (bei Tiefbauarbeiten 1869). Diese beiden Mosaiken, eine Anzahl Inschriften (gleichfalls im Museum) und drei jetzt im Rathaus aufgestellte Statuen sind das einzige, was vom römischen Panormus heute noch zu sehen ist.

375 bei der Teilung des römischen Reiches fiel Sicilien an Byzanz. Immer noch war Syrakus die erste Stadt der Insel, wo ja auch jahrhundertelang der römische Prätor seinen Sitz gehabt hatte. 663—668 nahm sogar einer der Schattenkaiser vom Bosporus, Konstanz II., seine Residenz in Syrakus. Das änderte sich, als 831 die Araber Palermo eroberten — erst nach einjähriger Belagerung; demnach muß die Stadt auch unter der traurigen Regierung der Byzantiner stark und mächtig gewesen sein. Die Araber erkannten die Bedeutung Palermos. Durch sie wurde „Balarmhu" die Hauptstadt Siciliens und ist es bis heute geblieben.

Durch Amari, den sicilianischen Patrioten, der die Jahre der Verbannung benutzte, um in Paris und Florenz sein wertvolles Werk: Geschichte der Araber in Sicilien*) zu schreiben, sind wir in der Lage, uns von dem arabischen Palermo des 9ten bis 12ten Jahrhunderts ein ziemlich klares Bild zu machen. Von den sieben Stadtteilen waren zwei, der Kasr und die Kalâsa befestigt, mit Mauern, Türmen und Wallgräben. Noch jetzt wird die Hauptstraße, die langsam ansteigend vom Meer nach dem Schloß führt, vom Volk Cássaro genannt. Hier hatten die arabischen Vornehmen ihre Paläste. Die Kalâsa — der Name ist in der Piazza della Kalsa erhalten — schloß sich östlich und südlich an den Kasr an. Hier standen das Schloß der Emire, wo später die Normannen und Hohenstaufen residierten, und die große Moschee, der

*) Amari, Storia dei Musulmani di Sicilia. Florenz 1854—58. 4 Bände.

Digitized by Google

jetzige Dom. Im Westen trennte ein sumpfender Bach, wo Papyrus angepflanzt war, die Altstadt von dem Quartier der Slawonier, d. h. der fremden Kaufleute, die hier, wie die Deutschen in Venedig, ihre Fondacchi, ihre Herbergen und Warenlager hatten. Um diese drei Stadtteile gruppierten sich — ohne daß eine genaue Bestimmung möglich wäre — die Neustadt, mit großen Bazaren, wohl ähnlich den Souks im heutigen Tripolis und Tunis, die Region der Moscheen, das Judenviertel und die Kasernenstadt.

Die Vorstädte dehnten sich südlich bis ans Gebirge, östlich bis zum Oreto hin, an dessen blumenreichen Ufern prachtvolle Landhäuser mit Gärten und Parks entstanden. Das Meer zog sich in jener Zeit viel tiefer ins Land hinein, die heutige Piazza Sant' Antonio, in deren Nähe damals vermutlich erst der Kasr begann, war ein Landvorsprung, den ein hoher Turm, Baych genannt, seit 962 schützte. Hier schieden sich die beiden Häfen. Die östliche Bucht nahm die Kriegsfahrzeuge, die westliche die Handelsschiffe auf.

Zuckerrohr und Baumwollenstaude wurden in der „Goldmuschel" angepflanzt, ebenso Safran und Henna (ein Färberkraut), weniger Wein — wegen des Verbots des Propheten — und Oliven, die aus Afrika bezogen wurden. Hingegen führten die Araber in Sicilien ebenso wie in Ägypten und Spanien, die Pomeranzen aus Indien ein (im 10ten Jahrhundert), mit großem Erfolg. Ein raffiniertes Berieselungssystem von Schöpfrädern, Pumpwerken, Wassertürmen, Zisternen und Gräben machte selbst das entlegendste, dürrste Fleckchen fruchtbar. Die Konditorei scheint vor allem geblüht zu haben, die kandierten Früchte Balarmhus, in hohe Steinkrüge verpicht, werden nach Ägypten, nach Spanien, nach England ausgeführt und bilden neben den kostbaren Mineralien der Insel: Schwefel, Bimsstein, neben Ammoniaksalz und wohlriechenden Harzen aus den Urwäldern des Ätna Tauschartikel mit den

Digitized by Google

Datteln und Löwenfellen Afrikas, mit den Lederarbeiten Cordovas, den Degenklingen Sevillas, dem Bernstein und den Metallen der nördlichsten Küsten Europas.

Welch ein Verkehr!

Aber auch welch hohe Bildung fand hier ihre Stätte! Aristoteles, Euclid, Hippocrates und Ptolomaeus, von diesem besonders die Optik, studierten und übersetzten die arabischen Gelehrten, allerdings, wie Amari sagt, nur „mit geheimer Scheu, weil diese alten Schriftsteller ja sämtlich böse Heiden waren, die am Tag des jüngsten Gerichts trotz all ihrer Weisheit vor dem Richterstuhl Allahs gewiß nicht bestehen würden".

Trotz ihrer überirdischen Hoffnungen verstanden die Araber die Kunst, auch das kurze irdische Dasein voll auszuleben. Ihr hoher Verstand ließ sie all ihre Kräfte aufs höchste anspannen. Kultur und damit Wohlstand zog in Palermo, ja in der ganzen unter der christlichen Regierung verlotterten Insel ein. Dabei kann man die sicilianischen Saracenen nicht des Fanatismus zeihen. Wenn der größte Teil der alten Bewohner sich zum Islam bekehrte, so geschah dies nicht durch Gewalt, sondern aus praktischen Gründen. Immerhin war der Islam 240 Jahre lang Staatsreligion auf Sicilien, das Christentum nur geduldet, nur wenige der vorhandenen Kirchen blieben den „Kreuzanbetern" offen, die meisten wurden in Moscheen verwandelt.

Sicher war das mohammedanische Sicilien damals in der Zivilisation dem christlichen Norden Europas bei weitem überlegen, und Palermo ließ sich nach Bevölkerungszahl, Handelsbedeutung und Schönheit der Gebäude nur mit drei anderen, ebenfalls mohammedanischen Städten vergleichen, den Kalifensitzen: Cordova, Cairo und Bagdad. Es muß damals mit seinen maurischen Türmen und zahllosen Moscheen und Minaretts, seinen Bazaren, seinen Spitzbogenpalästen, mit

Digitized by Google

seinen vielen öffentlichen Bädern und Palmengärten einen völlig orientalischen Eindruck gemacht haben.

Aber an der Wurzel des stolzen Baumes nagte ein böser Wurm, die Zwietracht. Nicht nur die orthodoxen Schiiten befehdeten die gemäßigten Sunniten und die völlig freigeisterischen Suffiten. Bürgertum und Adel standen sich feindlich gegenüber, und den erblichen Emiren von Balarmhu erwuchsen in abtrünnigen Vasallen immer wieder innere Feinde, mit denen sich ein äußerer leicht verbinden konnte. Diese Zwietracht nutzte das aus dem Norden einbrechende Räubervolk der Normannen, eigentlich kein Volk, sondern nur wenige abenteuernde Ritter mit ihren Reisigen, die sich im 11 ten Jahrhundert in Apulien und Kalabrien festgesetzt hatten und nun ihre begehrlichen Augen nach der reichen Insel richteten. Der Schneemantel des Ätna glitzerte und die blühenden Gefilde zu seinen Füßen leuchteten allzu verlockend herüber zu den Waldgebirgen der Sila und des Aspromonte.

1072 drang bei einer zweiten Belagerung Roger I. in Palermo ein und eröffnete die kurze, aber stolze Reihe der Herrscher aus dem Hause Hauteville. Freilich währte es noch beinahe fünfzig Jahre, bis die aus dem Zusammenprall von Nord und Süd, von Kreuz und Islam entstandenen Wirren leidlich gelöst, die Gegensätze soweit ausgeglichen waren, daß Rogers Sohn, Roger II. sich im Dom von Palermo die Königskrone aufs Haupt setzen konnte.

Unter seiner Regierung (bis 1154) und unter seinen Nachfolgern Wilhelm I. († 1166) und Wilhelm II. († 1189) schmückte sich Palermo mit einer Reihe Bauten, die ganz oder zum Teil erhalten, uns einen Begriff von dem kometenähnlich aufleuchtenden Glanz jenes Jahrhunderts geben, da das Löwenbanner der Hautevilles von der Königsburg Palermos wehte.

Es entstanden nacheinander: die Capella Palatina anfangs des 12 ten Jahrhunderts, San Giovanni degli Eremiti

Digitized by Google

1132, etwas später die Martorana-Kirche, zwischen 1154 und 1166 das Rogerzimmer im königlichen Palast, San Cataldo und die Zisa. 1176 wurde der Neubau des Domes in Angriff genommen und in demselben Jahre der Grundstein zum Dom von Monreale gelegt. Diese Namen lassen das Herz jedes Kunstfreundes höher schlagen, sie verbürgen für alle Zeiten Palermo seinen Rang unter den ersten Kunststädten der Erde. Die meisten dieser Schöpfungen zeigen, sei's in Architektur, sei's in Dekoration, die eigentümliche Fortbildung, die der bisher heimische rein arabische Stil durch Aufnahme normannischer und byzantischer Elemente (dreifache Krypta; Basilikenanlage und Figurenmosaik) erfuhr. San Giovanni degli Eremiti mit seinen quadratischen Spitzbogengängen, mit seinen fünf maurischen Kuppeln macht völlig den Eindruck einer Moschee. Der letzte Überrest des Lustschlosses Cuba, das wuchtige, kuppelgekrönte Spitzbogentor der sogenannten „Cubola" könnte gerade so gut in Damaskus stehen. Eine Überfülle solcher echten Baugedanken des Orients mochte noch unter den Normannen namentlich in den Vorstädten begegnen, wo die Saracenen ihre Quatiere hatten, ähnlich dem heutigen Araberviertel in Tunis. Das Vorhandene gibt davon immerhin eine Vorstellung. Wie trotzig reckt sich der alte Martoranaturm empor, wie majestätisch beherrscht der kastellartige Dom mit seinen Zickzackfriesen und Blendarkaden, seinen wundervollen Türmen und Zinnen den weiten Platz! Welch intimes Kleinod, das Brunnenzimmer der Zisa mit seinen mosaicierten Medaillons, seinen zierlichen Säulen und Arabesken! Und die Capella Palatina — ein uralt heiliges Gedicht aus Gold und Marmor! Den höchsten Triumph aber feiert diese Kunst in dem Dom von Monreale, der im Gegensatz zu dem mystischen Halbdunkel der Kapelle im königlichen Schloß frei und offen im scharfen Licht des Südens seine bunten Wunder zur Schau stellt. Welche Harmonie der

Digitized by Google

edelsten Raumverhältnisse, der erlesensten Farben! Kein besseres Denkmal konnte sich der letzte Normannenherrscher auf seiner Insel errichten, und mit verdientem Recht schläft er hier neben seinem Vater den ewigen Schlaf. Es ist, als ob diese Könige den frühen Untergang ihres Geschlechts geahnt und sich beeilt hätten, noch schnell ihr schönes Palermo mit unvergänglichen Andenken an ihre ruhmvolle Regierung zu schmücken.

Die beiden Wilhelme erbauten außer der Zisa zwei prachtvolle Gartenschlösser, die schon erwähnte Cuba und die Favara, von der gleichfalls nur geringe Spuren heute noch sichtbar sind. Aber Beschreibungen dieser Stätten jeder irdischen Lust, vor allem der großartigen Parkanlagen, sind erhalten in überschwänglichen Hymnen arabischer Dichter (Amari III. B. S. 755). So von einem Ungenannten:

„Auf, laßt den alten Wein von gold'ner Farbe kreisen, verlängert den Frühtrunk bis in die Abendsprache!
Trinkt zum Klang der zweigehörnten Leyer und zum Gesang der Hofsänger!
Wahrhaft lebt man nur in dem glückseligen Lande Sicilien!
Im Schatten eines Fürstenhofs, der übertrumpft den Hof der Cäsaren!
Siehe die sieghaften Paläste, vor denen die Freude ihr Roß anhält!
Bewundre diesen Aufenthalt, den Gott mit Überfluß gesegnet!
Den Zirkus, der alle Werke der Kunst übertrifft,
Die Gärten der Favara, wo die Welt wieder lachen lernt!
Und die Löwen des Quells, deren Rachen paradiesisch klares Wasser speien."

Abd-er-Rahman aus Trapani (ca. 1170) läßt sich vernehmen:

„O Favara mit Deinen beiden Meeren*) Du befriedigst jeden Wunsch mit lustreichem Leben und herrlicher Pracht.
Deine Wässer ergießen sich in neun Bächen. Da wo die beiden Meere sich vereinigen, da häufen sich die Wonnen.
O wie schön ist der See mit den beiden Palmen und die Insel, worauf sich der große Palast erhebt!"

*) Das andere Meer war ein großer künstlicher See; die Stelle heißt noch heute im Volksmunde Maredolce.

Digitized by Google

Und Beserun-Ibn-Schebib von Mehdia singt von den königlichen Gärten:

„Hier antworten sich die Vögel ohne auszuruh'n, vom Morgen bis zum Abend.
Lang herrsche in seinem Ruhm Roger, der König der Könige,
Und freue sich noch lange der Wonnen dieses Lebens!"

Wie in der Kunst, so behauptete auch in der Wissenschaft das arabische Element sein Übergewicht. Der Kalif Afdal von Cairo hatte 1119 daselbst eine Sternwarte gebaut. Das Beispiel ahmten die Normannen in ihrer Residenz nach. Auf dem höchsten Turm ihres Schlosses verfolgten arabische Astronomen und natürlich auch Astrologen den Lauf der Gestirne. Der große Geograph Edrisi, selbst als Sprößling der Kalifen von Cordova aus königlichem Stamm, schuf in Palermo im Exil sein Werk über Erdkunde und hatte das Glück, es nach fünfzehnjähriger Arbeit seinem Mäcen Roger II. sechs Wochen vor dessen Tod zu überreichen (1154). Dieser hatte ihm unter anderen Gunstbeweisen 400 000 Drachmen, jedenfalls den Raub der Kirchenschätze von Monte Cassino und andern Klöstern, geschenkt, um aus Silber eine große Scheibe herzustellen, worauf die bekannten Länder und Meere, Flüsse, Gebirge und Städte verzeichnet wurden. So groß war das Interesse des Königs an der Erdkunde, daß er Gelehrte, die von tüchtigen Zeichnern begleitet waren, zu den entferntesten Gestaden schickte, um alles Merkwürdige aufzunehmen. Eine Art Akademie von Geographen, deren Vorsitzender der König, deren Leiter Edrisi war.

Wenn auch der christliche Fanatismus zuweilen in blutigen Verfolgungen sich Luft machte (z. B. 1153) und eine Menge der edelsten Geister nach Spanien und Ägypten in die Verbannung trieb, es war doch eine Zeit der Macht und des Glanzes, wie sie Palermo nur noch einmal, unter Friedrich II. von Hohenstaufen wiedersah.

Digitized by Google

Friedrich II. wurde 1194 als Sohn Heinrichs VI. und der Erbtochter des letzten Normannenkönigs, Konstanze, geboren, die dem deutschen Kaiser Sicilien als Mitgift zubrachte. Er verlebte seine Jugend bis zum 17ten Jahre unter dieser südlichen Sonne, im Schloß von Palermo, wurde im Dom als vierjähriges Kind zum König von Sicilien gekrönt und ist später von seinen vielen schweren Kriegsfahrten nach Deutschland, nach Palästina, nach der Lombardei und den Abruzzen, immer wieder gern hierher zurückgekehrt, in diese Stadt, mit welcher ihn ein viel innigeres Heimatsgefühl verband als mit dem fernen Norden. Umgeben von den Schätzen des Orients, in arabische Gewänder gekleidet, ruhte er gern an diesem heiteren Strande, unter diesem blauen Himmel aus, von den erbitterten Kämpfen mit aufsässigen Saracenen, widerspenstigen Baronen und der anmaßenden Kurie, die ihn immer wieder ohne Erfolg exkommunizierte. In ihm ist im höchsten Maße die heiße Sehnsucht des Deutschen nach dem Süden verkörpert. Nur acht Jahre, von seinem 18ten bis 26sten Lebensjahre, hielt er es, und nur durch die Verhältnisse gezwungen, in Deutschland aus. Wenn er später einmal über den Brenner steigen mußte, z. B. 1235, um einen Aufstand zu dämpfen und darauf in Worms seine Vermählung mit Isabella von England zu feiern, kehrte er so schnell als möglich wieder nach Italien zurück.

Freilich, der Inhalt seines Lebens hieß Kampf und Arbeit. Noch heute bewundert man die „Constitutiones Siculae“, die Verfassung, die er Sicilien gab, worin sein genialer Geist der Weltgeschichte um 5 Jahrhundete vorauseilte. Und wenn auch manche Neuerungen fehlschlugen, z. B. sein Versuch, in einem großen Palmenhain, den er vor den Toren der Stadt anlegte, Datteln zu ernten, wie in Afrika, und das Kamel als Lasttier in Sicilien einzuführen, wozu sich die durchweg gebirgige Insel mit ihrem stellenweise rauhen Winterklima

Digitized by Google

wenig eigneten: so hat er doch Handel und Gewerbe nicht nur gehoben, sondern auch für die Krone nutzbar gemacht, ödes Land kultiviert, Musterwirtschaften eingerichtet, Bergbau, Zuckerraffinerie und Seidenfabrikation zu neuer Blüte gebracht.

Aber der große Kriegführer, Staatsmann und Gesetzgeber wußte auch zu genießen. Früh gereift unter den Aufregungen des Hoflebens und in Kunst, Wissenschaft, besonders Sprachen reich gebildet, zog er Philosophen und Dichter aller Nationen an seinen Hof, ja er dichtete selbst — in sicilianischer Mundart. Kirchen baute er nicht, darin hatten ja die Normannen ein übriges getan. Auch Lustschlösser hatte er von diesen genug überkommen. In ihnen ließ er sich's wohl sein. Und es ist nur natürlich, daß bei der Fülle schöner Frauen, deren sich Palermo damals ebenso wie heute rühmte, sein heißes Blut wenig gewillt war, auf „Weibes Wonne und Wert" zu verzichten. Schon die Normannenkönige hatten mit Ausnahme Wilhelms II., des „Guten" sich einen regelrechten Harem eingerichtet in einem besonderen Teil des Schlosses, den Eunuchen bewachten. Friedrich II. tat das gleiche. In seinem Familienleben verfolgte ihn das Unglück. Seine Ehen waren, wie das bei Fürsten jederzeit die Regel war und immer bleiben wird, lediglich politische Akte, Thronspekulationen. Die erste ging er, kaum 14jährig, mit einer zehn Jahre älteren Witwe ein (der Aragonesin Konstanze, Königin von Ungarn). Seine Frauen starben ihm immer wieder bald, und seine Kinder bereiteten ihm großes Herzeleid, mußte er doch seinen ältesten Sohn, der sich wider ihn empörte, auf festen Schlössern in Gewahrsam halten. Kann man es ihm verargen, daß er das Glück, das er in der Ehe nicht fand, außerhalb ihrer engen Bande suchte? Ein so genialer, freier Geist, dessen ganzes Leben sich in den unüberbrückbaren Gegensätzen: Kirche und Staat, Glauben und Wissen, Orient und Okzident bewegte, der immer

Digitized by Google

wieder von ungeheuren Aufregungen der verschiedensten Art im innersten aufgewühlt wurde, bedurfte auch anderer Anreizungen, höherer Genüsse als andere Sterbliche. Wir haben kein Recht, diesen Höhenmenschen, diesen „germanischen Kalisen" zu verdammen, wollen ihn lieber, ohne den Finger auf den Moralkodex zu legen, als einen der feinsten Lebenskünstler, der je auf einem Throne saß, ehrlich bewundern.

Mit diesem Gefühl wollen wir Deutsche vor den gewaltigen Porphyrsarkophag in der Kathedrale, der seine Leiche birgt, treten. Es ist eines unserer edelsten Nationaldenkmäler auf fremden Boden. Neben seinen Eltern und Roger II., dem größten Normannen, ruht der größte Hohenstaufe auf der Insel, über die er fünfzig Jahre herrschte, in der Stadt, die er so sehr liebte ....

Friedrich II. ist die letzte Lichtgestalt in der Geschichte Palermos. Nachdem das Haupt Konradins, seines Enkels, auf dem Schafott zu Neapel gefallen war, kamen für Sicilien die traurigen Zeiten der Anjous und Aragonesen.

Noch steht am Oreto die kleine Kirche Santo Spirito, wo am 31. März 1282 der Aufstand der Insel gegen die neuen Fremdherrscher, die Anjous, ausbrach. An diese „sicilianische Vesper" erinnert eine Steinsäule mit schwarzem Eisenkreuz auf der kleinen Piazza della Croce dei Vespri und bezeichnet die Stelle, wo die zweitausend in Palermo ermordeten Franzosen begraben wurden.

Der leider sehr verunstaltete Palazzo Chiaramonte an der schönen Piazza Marina von 1307 mahnt an eine andere stürmische Epoche der Stadt, deren mächtiger Adel sich immer wieder gegen seinen Lehnsherrn empörte. Andrea Chiaramonte, selbst nach der Krone Siciliens strebend, wurde von König Martin besiegt, gefangen und auf diesem Platz seinem Palast gegenüber 1392 hingerichtet.

Digitized by Google

Aus demselben Jahrhundert (1330) stammt ein anderer Adelspalast, der der Familie Sclafani, mit bemerkenswerter Ornamentik: sich kreuzenden Rundbogen über gotischen Zwillingsfenstern, ferner die schöne Fassade von S. Francesco (1302) mit vertieftem Säulenportal und großem Radfenster. Besser erhalten als jene beiden Paläste ist der letzte gotische Prachtbau Palermos, der leider in einer engen Straße stehend nicht recht zur Geltung kommt: der Palazzo Abbatelli (1495), ein stolzer Quaderbau mit manchen interessanten Einzelheiten an Tor und Fenstern.

1410 erlosch die aragonische Linie, und nach einem zweijährigen Bürgerkrieg kam Sicilien 1412 an die Krone Kastilien. Nur dem Namen nach noch Königreich, wurde es eine spanische Provinz, wie es einst eine römische, eine byzantinische Provinz gewesen war.

Einiges Gute hatte der Wechsel der Regierung doch zur Folge. Die starke Faust der spanischen Weltherrscher machte fortan jede Rebellion des hohen Adels unmöglich, und ein Teil der unermeßlichen Schätze, die Spanien durch die Entdeckung und Besitznahme Amerikas zuströmten, floß auch nach Sicilien. Aber diese Schätze wurden hier ebensowenig wie in Spanien selbst nutzbringend verwendet, sie kamen nicht dem Volk zugute durch Hebung der Bildung, der Industrie, der öffentlichen Wohlfahrt, nein, die Spanier bauten davon ungeheure Festungen (z. B. in Milazzo) und riesige Flotten, ernährten eine Legion müßiger Beamten, und was von der amerikanischen Beute der üppige Hof in Madrid nicht verschwendete, das wußte die Kirche auf diese oder jene Art einzuheimsen. Ganze Heere von Priestern, Mönchen und Nonnen beteten und faulenzten in wahrhaft fürstlichen Klosterpalästen ad majorem Dei gloriam. Daneben verschlangen im 16ten Jahrhundert der niederländische Aufstand, die Religions- und Türkenkriege, im 17ten der lange „deutsche" d. h. der dreißigjährige Krieg unendliche Summen.

Digitized by Google

Im Anfang der spanischen Regierung blühte die Kunst in Palermo eine kurze Zeit auf. Freilich — ein trauriges Zeichen — die Frührenaissance drang nicht bis hierher. Aber die Hochrenaissance bildete wenigstens einen recht schmucken Gegenstand in der Vorhalle der Kirche S. Maria della Catena, und schöne Skulpturen schufen verschiedene Glieder der Familie Gaggini, wovon in Palermo die drei Portale von S. Maria della Catena, die Taufbecken im Dom und andere Stücke im Museum Zeugnis ablegen. Auch die Quattro Canti, die reiche Ausschmückung der Kreuzung der beiden Hauptstraßen vom Jahr 1609 sind noch ein hervorragendes Werk der spanischen Zeit. Wie stolz stehen in den hohen Nischen die vier Könige (Karl V. und Philipp II., III. und IV.) an den vier Eckflächen dieses Platzes, und darüber, wie anmutig die vier Schutzpatroninnen Palermos, die Heiligen Cristina, Ninfa, Agata und Oliva, die aber — auch hierin scheint die Mode zu herrschen — alsbald von der viel mächtigeren hl. Rosalia in der Wertschätzung der Gläubigen verdrängt werden sollten. Diesem Prachtstück fügen sich die Privatpaläste aus derselben Zeit, namentlich in den beiden Hauptstraßen harmonisch an. Die Fehler der Übergangszeit, überladener Prunk und übermäßige Verhältnisse, machen sich aber schon in der Fontana Pretoria (1575) und dem ehemaligen Hafentor, der Porta Felice (1582) recht bemerkbar. Und was im 17ten und 18ten Jahrhundert an Kirchenfassaden und Interieurs geleistet wurde — es waren meist Erneuerungen alter verfallener Kirchen —, widerstrebt trotz aller Pracht in Architektur und Dekoration allzusehr einem geläuterten Geschmack, als daß man ihnen ein mehr als kulturhistorisches Interesse widmen könnte. Das haben sie aber in hohem Maße. Wie die Quattro Canti im Mittelpunkt der Hauptstadt der Insel die weltliche Herrschaft zur Geltung bringen, so verkörpern die riesigen Barockkirchen: S. Giuseppe dei Teatini, S. Cita, S. Domenico, S. Salvatore, S. Caterina Macht und Glanz der Kirche.

Digitized by Google

Das war die Zeit, da Dominikaner, Augustiner, Franziskaner, Kapuziner zu hunderten hier durch die Straßen zogen, die Zeit der unzähligen Bruderschaften und täglichen Prozessionen, der Wallfahrten und der — Autodafees. Die Jesuiten richteten sich in dem ehemaligen Palazzo Chiaramonte häuslich ein und hielten hier fröhlich Ketzergericht. Noch jetzt werden daselbst einige der aller Menschenwürde Hohn sprechenden Inquisitionskerker gezeigt. Die Opfer des Fanatismus hatten nicht weit mehr bis zur Hölle oder, wenn sie sich in letzter Stunde bekehrten, zum Fegefeuer. Sie wurden alsbald nach Fällung des Urteils auf dem anliegenden Platz, der Piazza Marina, unter heiligen Gesängen verbrannt.

Etwas so Alltägliches waren damals die Hinrichtungen und das Mitleid mit den Verurteilten, namentlich auch den armen Räubern und Mördern so rege, daß sich 1543 eine Bruderschaft, nach ihrer Kleidung i Bianchi, die „Weißen" genannt, bilden konnte mit dem einzigen Zweck, die Verurteilten auf ihrem letzten Gang zu begleiten, zu trösten und nachher ein feierliches Requiem für ihre Seelen zu halten. Sogar angesehene Bürger und Adelige traten dieser verdienstlichen Bruderschaft bei. Jeden Sonnabend gingen die „Weißen" in der ganzen Stadt Almosen betteln, um für die Seelen der Hingerichteten Messen lesen zu lassen.

Außer dem religiösen Fanatismus brachten die Spanier den Hochmut des Kastilianers mit und vergifteten damit nicht minder die sicilianische Volksseele. Ende des 16ten Jahrhunderts wurden in Palermo mehrere tausend Adelige gezählt. Es waren wohl zum Teil aus Spanien eingewanderte, aber vielfach auch reiche Sicilianer, die Wappen und Titel bar bezahlt hatten. „Verkauft, was sich verkaufen läßt!" lautete die Weisung aus Madrid. Und alsbald schossen neue Fürsten, Grafen, Herzöge und Marchesen wie die Pilze aus der Erde. Mit großer Verachtung sahen die alten Barone, die ihren

Digitized by Google

Adel aus der Normannenzeit herleiteten, auf diese neubackenen Edelinge, meist Bankiers und Kaufleute, herab.

Aber die Eitelkeit gab auf die Dauer nicht genug Regen, um die große Staatszisterne zu füllen, deren Bestand unzählige Pumpen immer wieder leerten. So wurden Steuern und Abgaben immer mehr erhöht, außerordentliche Sammlungen unter allen möglichen Vorwänden veranstaltet und mit werkwürdiger Regelmäßigkeit Ehrengeschenke an den König, an den Statthalter und andere würdige Personen — nicht freiwillig gegeben, sondern einfach verlangt. Dem kleinen Mann blieb trotz der sauersten Mühe kaum das tägliche Brot, an Ersparnisse war nicht zu denken. Kein Wunder, daß die Kirche großen Zulauf hatte und wer nur konnte, sich in den Schatten eines Klosterhofs begab. Wer Mönch wurde, brauchte bloß noch zu beten und ließ die anderen für sich arbeiten.

Eine weitere Folge der allgemeinen Verarmung war das erneute Aufblühen des Räuberwesens. Wer auch nur ein kleines Stück Land besaß, das der Großgrundbesitz noch nicht an sich gerafft hatte, wagte sich nicht hinaus, falls es nicht in unmittelbarer Nähe der Stadt lag. Die sichersten Schlupfwinkel der Räuber waren von jeher die großen Wälder, die den Monte Pellegrino z. B. noch im 16ten Jahrhundert bedeckten. Wenn wir jetzt die traurige Entwaldung Siciliens und Unteritaliens beklagen, müssen wir uns gegenwärtig halten, daß ein Hauptgrund für ihre Ausrottung zwei Landplagen waren, die die dichten Wälder großzogen, die Wölfe und die Räuber.

Die Spanier verloren die Insel durch den spanischen Erbfolgekrieg, und nach einer kurzen österreichischen Herrschaft folgten die Neapeler Bourbonen. Mit Ausnahme des tüchtigen ersten Königs Karls III. setzten sie das spanische System fort, d. h. sie vernachlässigten die Insel und suchten nur möglichst viel Vorteil aus ihr zu schlagen. Nur durch die ver-

Digitized by Google

haßten Franzosen gezwungen, nahm der schläfrige, bigotte Ferdinand IV. von 1799—1802 und dann wieder von 1806 bis 1814 in Palermo seine Residenz, während in seiner Hauptstadt Neapel zuerst Josef, der Bruder Napoleons, und dann Joachim Murat regierten.

In dieser Zeit trat Palermo wieder in den Vordergrund. Von hier gingen die ersten Versuche aus, nach englischem Vorbild eine Konstitution einzuführen, die freilich keinen dauernden Erfolg hatten, dank der Reaktion, der ganz Europa nach 1815 verfiel, im allgemeinen und dem Wankelmut des eidbrüchigen Bourbonen im besonderen. Er hob die 1812 beschworene Verfassung Siciliens wieder auf, als das Napoleonische Unwetter sich verzogen hatte und der trübe Stern Metternich der Führer von Europas gekrönten Häuptern wurde. Aber bedeutsam sind diese Jahre für Palermo. Nicht etwa deswegen, weil wieder einmal nach vielen hunderten von Jahren in der alten Königstadt Hof gehalten wurde. Es war ein trauriger Hof. Ferdinand IV. und seine Gemahlin Maria Karolina von Österreich lebten hier mehr als Privatleute und meist außerhalb der Stadt, teils in der chinesischen Villa Favorita, teils in der Bagheria, in den Villen des Palermitaner Adels. Und Ferdinand IV. war ganz in der Hand der englischen Admirale, der eigentlichen Beherrscher Siciliens, gegen die die üppige, ränkesüchtige Maria Karolina beständig intrigierte. Nein, bedeutsam ist diese Zeit für Palermo, weil damals hier nach jahrhundertelangem Schlaf der bessere Genius des Volkes wieder erwachte, das sicilianische Nationalgefühl. Während das edle Königspaar die neapolitanischen Orgien — ich nenne nur die Namen Nelson und Lady Hamilton — in Palermo mit einem sittenlosen Adel fortsetzte, drangen die freiheitlichen Ideen der französischen Revolution auf die ferne Insel, und der Same trieb in Palermo seine ersten schüchternen Blüten.

Digitized by Google

1820, 1848, 1860: Revolutionen der Palermitaner gegen die Bourbonen. Man begegnet den Erinnerungen an die Befreiungskämpfe in verschiedenen Gegenden der Stadt: Denktafeln an den Mauern mit Namen von Gefallenen und Hingerichteten, Büsten und Statuen in den öffentlichen Gärten. Die hervorragendsten Bildwerke sind Ruggero Settimo, das Haupt der provisorischen Regierung 1847—1849, vor dem Politeama-Theater und Garibaldi, hoch zu Roß mit dem Degen auf Palermo weisend, vor dem englischen Garten. Eine Steinpyramide mit schwarzem Stern auf dem „Platz der Opfer" hat der Magistrat zum Andenken an die dreizehn Verschworenen errichtet, die im Straßenkampf des 4. April 1860 gefangen genommen und dann auf diesem Platz standrechtlich erschossen wurden. Sechs Wochen später stürmte Garibaldi von den östlichen Höhen her mit seinen „Tausend" die Stadt. Zur Erinnerung ragt weithin sichtbar auf dem Paß des Gibilrossa eine große Pyramide. Das seltsamste Denkmal an diese Stürme aber ist das „Vecchio Palermo", der Genius von Palermo auf dem „Revolutionsplatz": ein dürftiges Männchen mit kläglichem Gesichtsausdruck in halb hockender Stellung mit einer Krone auf dem Kopfe. Dieses uralte Wahrzeichen ist also eigentlich eine offenkundige Verhöhnung des monarchischen Gedankens, und da der traurige kleine König seit altersher gerade auf dem Platze stand, wo die Kämpfe der Revolutionen von 1820 und 1847—49 besonders heftig wüteten, ließ der General Filangeri, als er 1849 mit seinen Neapolitanern und Schweizern die Ordnung wieder herstellte, dieses Idol der Freiheitsschwärmer von seinem Sockel herunternehmen und in einem Magazin verstecken, woraus das steinerne Männlein erst 1860 durch Garibaldi befreit wurde, der es wieder auf seinen alten Thron setzte.

Es war natürlich, daß man bei diesen Aufständen alles, was an die Bourbonen erinnerte, vernichtete. Kein Denkmal

Digitized by Google

steht mehr, weder in Palermo noch auf der ganzen Insel, das uns an die verhaßte Fürstenfamilie gemahnte, die doch über hundert Jahre hier geherrscht hat. Ihre Wappen, selbst ihre Namen hat man überall ausgetilgt und dabei nur zwei bescheidene Denksteine vergessen, die in der östlichen Fortsetzung des „Foro Italico" Kunde geben, daß Ferdinand IV. Ende des 18 ten Jahrhunderts diese schöne Strandpromenade schuf und die hier ansetzende Chaussee nach Termini baute, die einzige Landstraße, die bis tief ins 19 te Jahrhundert hinein auf ganz Sicilien zu finden war.

Und heute? Es läßt sich nicht wegdisputieren: die neue Regierung hat sich in Palermo nicht beliebt zu machen gewußt. Was die Sicilianer erstrebt hatten, war weniger die „Italia una" Cavours gewesen, als das Ideal der „giovane Italia" Mazzinis, d. h. eine Republik oder allenfalls ein besonderes Königreich Sicilien in einem großen italienischen Bundesstaat. „Die Mafia, diese Zuflucht aller Unzufriedenen, blieb bestehen, und wie ihre Anhänger, die Picciotti, bei den früheren Revolutionen kräftig mitgewirkt hatten, so war der Aufstand von 1866 in der Hauptsache ihr Werk. Auch wirklich tüchtige und ehrenhafte Präfekten, die dann folgten, waren machtlos. Auf der einen Seite der Haß und das Mißtrauen der Massen, auf der anderen bei den führenden Klassen stumpfe Trägheit und der den Romanen eigene Mangel an Uneigennützigkeit und Gemeinsinn. Dann kamen als Statthalter Generäle, z. B. der berüchtigte Medici. Die konnten, wo der bürgerliche Organismus von Grund aus unterwühlt war, mit Bajonetten und Kanonen erst recht nichts ausrichten. Noch heute halten es viele Grundeigentümer in und um Palermo lieber mit der Mafia, als mit der Regierung und zahlen, um Leben und Eigentum zu sichern, einen jährlichen Tribut an den Briganten Candino" (Colajanni). Das erinnert allerdings noch sehr an die Zeiten der Bourbonen, die bis 1829 einen ähn-

Digitized by Google

lichen Tribut an einen anderen Räuber abführten, nämlich jährlich 24000 Piaster an den Bey von Algier, wogegen sich der Muselmann verpflichtete, das Königreich beider Sicilien in Ruhe zu lassen, weder zu plündern, noch Menschen zu rauben, noch Schiffe zu kapern!

Es wäre aber gegen die Wahrheit, wollte man den gewaltigen Aufschwung leugnen, den Palermo unter der Herrschaft der Savoyer genommen hat. Seine Bewohnerzahl hat jetzt das dritte Hunderttausend überschritten. Ein großer Wohlstand offenbart sich in stattlichen Palästen, in ansehnlichen Bürgerhäusern und Villen. Lange Zeit besaß Messina, die uralte Nebenbuhlerin Palermos, das größte sicilianische Theater. Dieser Ruhm hat die Palermitaner nicht schlafen lassen. Sie rissen eine Menge alter Baracken und Klöster weg und setzten das imposante Teatro Massimo hin. Daß der Bau ungefähr zwanzig Jahre in Anspruch nahm, auch einmal, weil die Gelder ausgegangen waren, etwa fünf Jahre unterbrochen wurde, störte einen löblichen Magistrat ebensowenig wie die Sorge, ob und wann der kolossale Bau bis auf die letzte Lira bezahlt sein wird: Palermo hat jetzt das größte Theater.

Die Quellen seines Reichtums sind das unerschöpflich fruchtbare Hinterland, das Messina gänzlich fehlt, und der rege Handel zur See, nur in geringem Maße die Industrie. Große Fabriken sucht man bis jetzt vergebens, mit einer Ausnahme, der Schiffswerft des genialen Unternehmers Florio. Mitte April 1904 konnte er als erstes Meisterstück den 6000 Tonnen-Dampfer „Caprera" auslaufen lassen. Und derselbe Florio, der bekanntlich in der Navigazione Generale Italiana den Löwenanteil an der ganzen italienischen Schiffahrt in seinen Händen hält, hat mit untrüglichem Scharfblick auch die Bedeutung Palermos als Fremdenstadt erkannt; erkannt, daß Sicilien bei Globetrottern, überhaupt Vergnügungs-

Digitized by Google

reisenden aller Art mehr und mehr „Mode wird". Hoch über wilden Klippen am Strande, unter den Abstürzen des Monte Pellegrino steht sein Riesenhotel „Villa Igiea" mit prachtvollem Park, ganz dazu angetan, den Wettbewerb mit ähnlichen Anstalten Ägyptens und der Riviera aufzunehmen.

Der Palermitaner ist stolz auf seine Stadt, und er hat alle Ursache es zu sein. Es gibt auf dem Erdenrund wenige Städte von so eigentümlichem Reiz. Zunächst seine Lage am Rande einer reichen Küstenebene, und am Mittelpunkt einer weiten Meeresbucht, die zu beiden Seiten interessante Bergformationen kulissenartig abschließen, ohne daß durch Inseln der Meereshorizont unterbrochen wird, wie das in Neapel durch Capri geschieht. So darf der Blick in unermessene Fernen schweifen, die Seele wird von dem seltsamen Gefühl der Unendlichkeit erfüllt. Nur eines fehlt: der mächtige Fluß. Der Oreto ist kaum größer als ein deutscher Mühlenbach. Diesen Mangel hat Palermo mit allen süditalienischen Städtebildern gemein.

Dann aber ist soviel Charakteristisches in dieser Stadt. Wie wesenlos erscheinen dagegen z. B. Genua und Livorno, auch bedeutende Hafen- und Handelsstädte. Palermo übt — auf mich wenigstens — eine ähnliche Anziehungskraft aus wie Venedig und Florenz, natürlich in ganz anderer Weise. Venedig ist die abgedankte Königin der Meere, Florenz die entthronte Fürstin der Renaissance noch heute, beide gleichsam riesige Statuen, die verklungene Zeitalter verkörpern. Sie leben nicht mehr, aber wir sehen sie noch. Vielleicht schlafen sie auch nur in edlem Starrkrampf seit langen, langen Jahren, wie Schneewittchen im Glassarg. Zu ihnen gesellt sich Palermo. Das möchte ich einer Odaliske in europäischem Gewande vergleichen. Man kann es nicht vergessen, daß Palermo einst Mittelpunkt der karthagischen und später der Saracenenherrschaft auf Sicilien war. Wenn auch die Spuren

Digitized by Google

jener ganz und dieser zum großen Teil verwischt sind, so hat doch das afrikanische Element hier unaustilgbar Fuß gefaßt im Charakter der Stadt wie ihrer Bewohner. Bei der allabendlichen Wagenfahrt, dem Korso auf dem Foro Italico, mehr noch bei Galavorstellungen in den Theatern ist es ein seltener Genuß, die ganz arabisch geschnittenen Profile der Palermitaner Schönheiten zu betrachten.

Ins Morgenland versetzt uns auch die Natur. In den öffentlichen Gärten gedeihen Palmen aller Art, Platanen, Araukarien, Zedern, Pfefferbäume, Kakteen und Agaven zu wunderbarer Größe und Schönheit. Die Banane entsendet aus runden Rasenbeeten ihre Blätterriesen, schlanke Papyruswedel steigen aus Tümpeln auf. Künstlich niedergehaltener Kirschlorbeer aus hundertjährigen Stämmen überschattet in langen Laubgängen die Wege. Hier blühen Rosen, Lilien, Margeriten, Geranien den ganzen Winter. Den Preis möchte ich dem kleinen Giardino Garibaldi geben. Er nimmt den einstigen Platz der Inquisition und der Autodafees ein. Früher ein Ort des Schreckens, ladet er jetzt mit seinen wundervollen Dattelpalmen und Magnolien aus dem Lärm der Straße zum Besinnen und Träumen ein. Aber man denkt hier an ganz andere Dinge, als an jene heiligen Vampyre des Menschengeschlechts. Die Büsten der Helden aus den Befreiungskämpfen schauen aus dem immergrünen Dickicht: man zollt den Toten Bewunderung und Dank. Der kobaltblaue Himmel leuchtet durch die hohen Palmenkronen, die der Seewind leise fächelt: man genießt die Wonne, an einem so erlesenen Punkt der Erde zu weilen und schlürft in langen Zügen das Glück der Gegenwart.

Schweift der Geist doch beinahe unwillkürlich wieder in die Vergangenheit, so ist es das Palermo vor 800, vor 1000 Jahren, seine Glanzzeit unter Normannen und Arabern, die gar zu gern der Phantasie ihre gaukelnden Bilder vor-

Digitized by Google

malt. Und ein Gefühl der Trauer und Wehmut stellt sich ein: dieses Palermo ist doch am Ende nicht das vom Schicksal gewollte? Natur und Mensch sind hier doch nicht in voller Harmonie?

So oft ich von dem Pinienhain des Klosters S. Maria di Gesù oder von den Höhen des Monte Pellegrino die Stadt betrachtete, kam mir die Frage: warum stehen da statt der Kirchtürme nicht Minaretts? Oder wenigstens nicht ebenso viele Minaretts wie Kirchtürme? Und wie würden Kuppeln wirken, die aus diesem Häusermeer aufragten, nicht solche, wie die Jesuiten eine dem saracenischen Dom versetzten, der ich recht bald ein Erdbeben wünsche, das sie vom Dach herunterschmettert, sondern maurische Kuppeln im Stil von S. Giovanni degli Eremiti. Und statt des Ave Maria-Läutens sollten von jenen Minaretts die Muezzin bei sinkender Sonne ihr Allah il Allah in die Straßen hinunter rufen, diesen einfach-würdigen, Weisen wie Toren verständlichen Gottesgruß.

Wenn ich dann den Cassaro hinaufging, hätte ich gern die Souks des Araberviertels von Tunis hier gesehen, die wären hier viel „stilvoller", als die europäischen Läden und Magazine. Recht schmerzlich vermißte ich auch die tausend öffentlichen Bäder, welche einst die vom Schirokko ausgedörrte, in der Backofenhitze bratende Menschheit hier im kühlen Gerieſel erquickten. Und bedächtig sollten durch die Gassen in langen Seidengewändern beturbante Männer schreiten und verschleierte Frauen auf buntgeschirrten Zeltern reiten ....

Aber das sind so Privatansichten und höchstpersönliche Wünsche, die ich vielleicht besser für mich behalten hätte.

Digitized by Google

Messina.

Es ist etwas Eigentümliches um das Verhältnis, das besteht zwischen Gründung und Lage der Städte. Wenn man von jenen künstlichen Gebilden des 17ten und 18ten Jahrhunderts absieht, wie Karlsruhe, Mannheim, Ludwigsburg, Potsdam, die nur einer Laune von Serenissimus ihr Dasein verdanken, darf man mit Recht behaupten, daß auch eine Reihe Großstädte an ganz anderen Stellen liegen könnte, als wo wir sie heute erblicken. Dann würde die jetzt vom Häusermeer eingenommene Stätte mit ihrem Lärm, ihrer Hast und Unrast noch heute von Rindern und Schafen beweidet, vom friedlichen Pflüger beackert werden. In Wahrheit: könnten nicht Berlin, Madrid, Moskau, Brüssel gerade so gut zehn Meilen weiter nördlich oder südlich, östlich oder westlich, ebenso Paris eine Tagereise weiter unter- oder oberhalb der Seine erstanden sein? Nur infolge des volkswirtschaftlichen Gesetzes, daß an den Knotenpunkten großer Handelsstraßen sich die Menschen in Masse ansiedeln, erhielten Augsburg, München, Mailand und vor allem die in reizlosester Gegend liegenden Städte Leipzig und Magdeburg ihre Bedeutung. Aber eine ganze Anzahl Städte mußte durch Naturnotwendigkeit an der Stelle gebaut werden, wo sie eben stehen. Ein

Digitized by Google

weiter, schöner Talkessel, durchflutet von einem schiffbaren Strom, lud z. B. die sächsischen Kurfürsten ein, ihre rauhe, wasserarme Residenz Freiberg aufzugeben und Dresden dafür zu wählen. Ähnlich war die von Hügeln umschlossene Moldauniederung von Prag von jeher dazu bestimmt, eine große Stadt zu tragen. Dasselbe gilt in viel höherem Maße von Punkten am Zusammenströmen von Flüssen (Lyon, Mainz, St. Louis), an Seen (Genf, Zürich, Chicago) und an Meeresbuchten. Selbst wenn Peter der Große nicht die Gründung von St. Petersburg befohlen und seine Residenz dahin verlegt hätte, wäre dort, wo die Newa sich in den finnischen Busen ergießt, im Laufe der Zeiten eine große Stadt emporgewachsen. Wenn nun ein guter Hafen noch überdies eine Verkehrsstraße ersten Ranges beherrscht, so liegt es in der Ordnung der menschlichen Dinge begründet, daß hier eine Stadt ragen muß, ja daß, so oft auch diese Stadt durch Krieg, Brand, Erdbeben oder was sonst zerstört werden mag, sie immer wieder aufs neue aus dem Schutt auferstehen, immer wieder aufs neue emporblühen muß.

Hierfür ist auf dem ganzen Erdenrund wohl das bezeichnendste Beispiel: Messina, was ein kurzer Blick auf die Geschichte erweist.

Der von einer sichelförmigen Landzunge gebildete Hafen an der schmalen Wasserbahn zwischen dem tyrrhenischen und ionischen Meer lockte schon die Griechen im 8ten Jahrhundert v. Chr. zu einer ihrer ersten Gründungen auf Sicilien, der Stadt Zankle (Sichel) oder Dankle, wie sie auf den ältesten Münzen heißt. Bald dehnte sie sich derart aus, daß sie selbst wieder eine Kolonie (Himera, 649 v. Chr.) gründen mußte. Die Karthager erkannten nicht minder, wie wichtig der Besitz Messinas sei; aber die Stadt lag eigentlich schon außerhalb ihres Machtbereichs. So begnügten sie sich, als sie im Krieg gegen Dionys durch einen günstigen Wind in den Hafen ein-

Digitized by Google

gelaufen waren, statt dieses Handelsemporium zu behaupten und für ihre Zwecke zu nutzen, es vielmehr von Grund aus zu zerstören. Dionys, der von hier Rhegion (Reggio) in seine Gewalt bringen wollte, baute Messina sofort wieder auf und bevölkerte es mit einem Teil seiner Söldner. Da unter diesen aber auch Jonier waren und die Spartaner, die Bundesgenossen des Syrakusaner Tyrannen, nicht dulden wollten, daß ein so wichtiger Platz von ihren Rivalen bewohnt werde, schickte Dionys auf Spartas Wunsch sämtliche Messenier und anderen Jonier nach der Nordküste, wo sie die Stadt Tyndaris anlegten. Schon nach kurzer Frist ging der beständige Zankapfel zwischen Doriern und Joniern in die Hände der Mamertiner über, von Agathokles entlassener Söldner aus Kampanien, die, von den Bewohnern der Stadt ahnungslos aufgenommen, ihre Gastfreunde ermordeten und deren Weiber und Kinder, sowie die Stadt selber sich aneigneten (288). Diese Schurken behaupteten sich und riefen, von Hieron, König der Syrakusaner, angegriffen, die Römer zu Hilfe (264). Die Römer ließen sich nicht umsonst bitten. Ohne Schwertstreich gelangten sie so in den Besitz der seegewaltigen Feste, die ihnen in dem nun ausbrechenden ersten punischen Krieg als Operationsbasis diente, wie sie später dem Normanen Roger als solche gegen die Saracenen diente. Im zweiten römischen Bürgerkrieg der Waffenplatz des Pompejus, wurde sie von dem siegreichen Oktavian später grauenvoll verwüstet und dann von neuem kolonisiert. Durch die Kreuzfahrer, die zum großen Teil ihren Weg durch die Meerenge nahmen, erreichte sie wieder eine hohe Blüte, wurde zwar von diesen lungernden Abenteurern, die unter Richard Löwenherz für den ganzen Winter 1090 auf 1091 in der Nähe ihr Lager aufschlugen, geplündert, doch von den Hohenstaufen als zweite Residenz geschützt, begünstigt und so sicher befestigt, daß sie sich gegen Karl von Anjou hielt, der den Vespermord seiner Franzosen zu rächen

Digitized by Google

kam. Die Spanier brachten es fertig, selbst eine so herrliche Handelsstadt wie Messina zugrunde zu richten. Sie neideten ihr ihre Macht und ihren Reichtum, nahmen ihr die vielhundertjährigen Privilegien und reizten sie dadurch zum Aufstand (1674—79). Das Ende dieses Bürgerkrieges war neue Verwüstung und das Zurückgehen der Einwohnerschaft auf $^1/_8$ (von 120000 auf 15000).

Als dann hundert Jahre später das fürchterliche Erdbeben von 1783 fast die ganze Stadt in Trümmer legte, sollte man meinen, daß sie sich nun nie wieder hätte erholen können. Freilich dauerte es diesmal lange — noch Seume fand achtzehn Jahre nach der Katastrophe ganze Stadtteile im Schutt begraben. Aber dennoch und trotz der unendlich schweren Krisen im 19ten Jahrhundert, Revolutionen und Beschießungen, hat sich das vielgeprüfte Messina wieder emporgerungen. Es ist eine lebensvolle, außerordentlich betriebsame, wohlhabende Stadt und zählt jetzt nicht weniger als 150000 Seelen.

* * *

Die vielfachen Zerstörungen haben aus dem Altertum kein einziges Bauwerk, ja außer ein paar antiken Säulen und Inschriften in einzelnen Kirchen (z. B. dem Dom und S. Maria dei Catalani) überhaupt nichts übrig gelassen. Auch die Reste aus dem Mittelalter sind spärlich. Und nach Kunstwerken der späteren Zeit muß man suchen. Aber das Suchen lohnt. So wird man in der sehr geschmackvoll erneuerten Klosterkirche S. Maria della Scala ein prächtiges Madonnenrelief von Lucca della Robbia, in San Giovanni Decollato eine höchst eindrucksvolle Enthauptung Johannes des Täufers von Caravaggio, in San Gregorio eine eigentümlich fesselnde byzantinische Madonna in Mosaik auf Goldgrund (la Ciambretta) finden. Ist der Charakter der unteren Stadt an den beiden Parallelstraßen, dem Corso am Hafen und der Via

Digitized by Google

Garibaldi, ein wesentlich moderner, so versetzt uns die dritte Parallelstraße, der Corso Cavour mit seinen Barockhäusern und Jesuitenkirchen, noch mehr die bereits hoch oben sich hinziehende Via dei Monasteri mit ähnlichen Kirchen und einer ganzen Reihe Klöster in die spanische Zeit. Diese großen Barockfassaden können mit ihrer überladenen Pracht ebensowenig befriedigen, wie das Innere, das auf den Altären gewöhnlich große Tafeln der höchst mittelmäßigen Malerschule von Messina und an den Decken meist ein buntes Gepinsel à la Fludribus zeigt. Die beiden Brunnen von Montorsoli, einem Schüler Michelangelos, der Neptunbrunnen am Hafen und der große Dombrunnen sind gut komponiert und würden, besonders der letztere, aus der Ferne wirken, wenn sie nicht durch hohe Eisengitter abgeschlossen wären. Den Dombrunnen umringen außerdem noch nicht weniger als zwölf Gaslaternen. Im einzelnen zeigt die Neptunstatue nichts als einen ungeschlachten Riesen ohne Geist, und die beiden „schrecklich schönen" Meerungeheuer Scylla und Charybdis ihm zu Füßen, deuten schon auf Palagonias Geschmacklosigkeiten. Am Dombrunnen ist manches Gelungene zu entdecken: die vier graziösen Nymphen, die die zweite Schale halten, die verwetterten alten Flußgötter, die mythologischen Genreszenen an der Brüstung. Aber etwas anderes fehlt beiden Bauwerken, ich weiß nicht, warum? Das Wasser. Was ist ein Brunnen ohne Wasser!

Nur wenige Paläste hat Messina. Die sogenannte Palazzata, eine Reihe gleichmäßig gebauter hoher Häuser am Hafen, macht trotz ihrer Säulen keinen palastähnlichen Eindruck, da die Gebäude infolge der Erdbebengefahr nicht höher als bis zum zweiten Stockwerk geführt sind, auf welches das kunstlose Dach unmittelbar aufgesetzt ist. Das Rathaus, die Handelsbank (mit der Post), das Theater sind sehr stattliche Gebäude, und draußen vor der Stadt haben die reichen Handelsherren Villen

Digitized by Google

und Paläste, deren sich die Hamburger Millionäre an der Alster nicht zu schämen brauchten. Alles in allem verdient aber nur ein einziger Profanbau den Besuch, das ist der Monte Pietà. Im besten Barockstil erhebt er sich in wundervollen Verhältnissen über einer großen Freitreppe. Jetzt dient, wie der Name sagt, dieser ehemalige stolze Adelssitz als — Leihhaus, und an seinem Tor halten nicht mehr goldstrotzende Kutschen, vor denen Vollblutrosse den Boden stampfen, von deren Schlag dienstfertige Lakaien springen: da kauert in Scharen armes Gesindel mit großen Packen und Bündeln, des Glockenzeichens harrend, das die Eröffnung des Versatzamtes verkündet.

Auch an guten Denkmälern ist Messina arm, wenigstens der älteren Zeit. Wenn wir von einigen neueren Arbeiten absehen, ist eigentlich nur das Erzstandbild des Don Juan d'Austria auf einem Platz an der Via Cavour der Betrachtung wert. Es wurde errichtet, als der Sohn Kaiser Karls V. und der schönen Barbara Blomberg siegreich aus der Türkenschlacht bei Lepanto (7. Oktober 1571) heimkehrte. Die lange, hagere Gestalt des spanischen Granden, der steif und stolz den Feldherrnstab ausstreckt, erinnert an jene sonderbare Epoche deutscher Geschichte, wo ein Regensburger Patrizier sich erniedrigen konnte, dem alternden Beherrscher beider Welten — der seine große Zeit so gründlich mißverstand und die ihm von der Vorsehung zuerteilte Rolle so schlecht spielte — die Gunst der eigenen Tochter als Gastgeschenk anzubieten, jene Zeit, wo Spanien noch Seeschlachten gewann, selbst gegen den grimmigen Türken. Zugleich fällt uns ein, daß damals auf derselben Flotte ein niemandem bekannter spanischer Edelmann heimkehrte, der dann an seinen Wunden im Lazarett zu Messina krank darniederlag, wohl ohne noch zu ahnen, daß sein Name einst alle andern Zeitgenossen an Ruhm überstrahlen werde: Don Miguel de Cervantes Saavedra.

Digitized by Google

Von den nicht weniger als vierundachtzig Kirchen der Stadt verdienen nur drei unſere Aufmerkſamkeit: Der Dom, Annunziata dei Catalani und San Gregorio.

Die Domfaſſade mit ihren durchgehenden bunten Marmorſtreifen und den drei gotiſchen Pforten iſt überaus prächtig, aber nur in ihrem unteren Teil. Man muß bei der Beſichtigung den oberen mit der Hand verdecken; denn der — o Schrecken — iſt vollſtändig ſtillos, nicht einmal getüncht und bricht oben ruinenähnlich ab.

Der Dom birgt für uns Deutſche manche Erinnerung. Dort durch das hohe Haupttor wurde im Jahre 1254 die Leiche Kaiſer Konrads IV. von Hohenſtaufen, Königs von Sicilien, getragen zum feierlichen Totenamt. Dabei brach Feuer aus, das bis zum Dache ſchlug. Die Aſche des Kaiſers wurde geſammelt und in einem Sarg geborgen, der jetzt rechts neben dem Hochaltar oben in die Wand eingelaſſen iſt. König Manfred ſchenkte der Kirche das nun freilich recht ſchadhaft gewordene Dach aus bemaltem Holz mit reicher Goldverzierung im Wartburgſtil. Eine große zertrümmerte Marmortafel zählt in gotiſchen Majuskeln die Privilegien auf, die Heinrich VI. der Stadt Meſſina verlieh. Heinrich VI., in Palermo beſtattet, holte ſich bekanntlich auf einer Jagd in der Nähe von Meſſina durch einen kalten Trunk ſeinen vorzeitigen Tod. Wie wenig man dieſes geſchichtliche Denkmal kirchlicherſeits wertſchätzt, beweiſt, daß man gerade vor die Tafel einen großen Beichtſtuhl hingeſtellt hat, der die Inſchrift faſt ganz verdeckt. Im Innern iſt der romaniſche Stil leidlich bewahrt, die 26 braunen Säulen aus ägyptiſchem Granit, angeblich von einem Poſeidontempel beim Leuchtturm ſtammend, mit ihren vergoldeten Kapitälen machen einen mächtigen Eindruck, den freilich der überladene Hochaltar aus buntem Marmor wieder zerſtört. Denn er paßt nicht zu dem Einfach-Erhabenen der Umgebung, iſt überhaupt trotz der beinahe vier Millionen Lire, die er ge-

Digitized by Google

kostet hat, kein Kunstwerk. Im einzelnen konnten mich die idealisierten Apostelstatuen auf den zwölf Altären, die Figuren der Erzbischöfe, die ringsum auf ihren Grabmälern stehend oder liegend ausgehauen sind, und der für meinen Geschmack zu weichliche Johannes der Täufer, angeblich von Gagini, nicht in demselben Maße fesseln, wie die Kanzel. Sie und das Nordportal von S. Maria della Rocca sind die einzigen Erzeugnisse der lieblichen Frührenaissance in Messina. Von dieser Kanzel blicken vier Köpfe aus Stein herab, geistreiche, tiefsinnige, edle Gesichter. Es sind Ketzer, die jedenfalls ad majorem Dei gloriam einst hier verbrannt wurden. Wenn man diesen bösen Ketzern ins Antlitz schaut, kommt man zu der Überzeugung, daß sie sehr zufrieden mit ihrer selbst gefundenen Weltanschauung gewesen sein müssen. Dem alten unbekannten Meister aber drückt man im Geiste dankbar die Hand für diese lebenswahren Gestaltungen ohne verunglimpfenden Haß, mit großem Anteil, geradezu liebevoll ausgeführt.

Ebenso sonderbar wie diese Kollektion von Ketzern an der Kanzel berührt ein langer Meridian, der auf dem Steinboden quer fast durch die ganze Kirche eingemeißelt ist. Ihm entspricht ein Loch unter dem Kirchendach, durch welches die Strahlen der Sonne auf den Meridian fallen, wenn sie gerade im Zenit steht. Auf der langen Linie ist neben dem jedesmaligen Datum die Stelle bezeichnet, wo Punkt zwölf Uhr der kleine Sonnenring sich einstellt, den man während des übrigen Tages bald hier, bald da auf dem schattigen Pflaster herumvagabondieren sieht. Eine unfehlbar sichere Uhr, aber im Grunde genommen doch nur eine Spielerei, die man in einer deutschen Kirche wohl kaum dulden würde.

Wenige Schritte vom Dom steht, mehrere Meter unter dem heutigen Niveau der Stadt, die Annunziata dei Catalani,

Digitized by Google

eine früher für die Katalonier, d. h. Spanier, reservierte Kirche. Sie gehört zu den seltenen Gotteshäusern des Südens, die in neuerer Zeit mit wirklich künstlerischem Verständnis erneuert worden sind. Das Heimliche, Trauliche des langobardischen Stils mit seinen einfachen schweren Bogen und Pfeilern lockte mich in früher Morgenstunde zu längerem Verweilen, zumal die Messe noch nicht begonnen und sich kaum der eine oder andere Fromme eingefunden hatte. Wieviel inniger würde man so manche Kirche genießen, wenn man sie völlig leer und ganz in der Stille betreten könnte! Ich setzte mich in einen dämmrigen Winkel unweit der vier antiken Säulen und dachte darüber nach, was diese Säulen für wechselnde Geschlechter an sich hatten vorüberziehen sehen. Denn an eben dieser Stelle ist vor zweitausend Jahren der herrliche Gott des Meeres, Poseidon, verehrt worden, vor tausend Jahren riefen hier in einer Moschee die Muselmänner ihren Allah an, jetzt wird hier die Madonna angebetet. Welcher Gott wird wohl in weiteren tausend Jahren bei diesen Säulen seinen Altar haben?

Noch günstiger traf ich es mit dem Besuch von San Gregorio. Diese ehemalige Klosterkirche der Benediktinerinnen, hoch über der Stadt thronend, ist mir die liebste aller 84 Kirchen Messinas. Wenn ihr Stil — maurisch-spanisches Barock — auch kein edler genannt werden kann, da er sich von einfacher Größe, dem Ideal jeder Kunst, allzu weit entfernt, so ist er doch einheitlich durchgeführt, und er ist originell. So gefällt er uns, wie wohl auch manche Menschen trotz abstoßender und sonderbarer Seiten uns doch imponieren, wenn sie nur eine geschlossene Persönlichkeit darstellen und uns etwas zu sagen haben. Die im Verhältnis zur Breite vielleicht etwas zu hohe Schnörkelfassade gleicht der anstoßende schwere Glockenturm aus, gekrönt von einer wunderlichen Schneckenpyramide, die vier kleinere, ebensolche umstehen — ein ganz einziges Gebilde.

Digitized by Google

Die Tür war verschlossen, und so trat ich allein mit dem Küster in das Innere. Durch die wenigen Fenster fiel das grelle Mittagslicht nur gedämpft auf die rings mit buntem Marmor (Corallo bianco und rosso, Venturina, Achat Lapis lazuli) ausgelegten Wände und Altäre. Wenn man in anderen größeren Kirchen dieselbe Verschwendung von edlem Gestein bedauern muß, wo sie oft aufdringlich und im Verein mit der unkünstlerischen Umgebung zopfig wirkt; wenn man sonst wünschen möchte, daß die Goldschätze Amerikas auf dieser ausgesaugten, verarmten Insel eine andere Verwendung hätten finden sollen, als mehr denn ein halbes hundert Kirchen protzig herauszuputzen: hier empfing ich einen wahrhaft erhebenden Eindruck. Ein kleines Juwel. Der Tempel bildet ein griechisches Kreuz mit hoher Kuppel über der Mitte. Seine Verhältnisse machen dem Erbauer Andrea Calamech keine geringere Ehre, als die geschmackvolle Verteilung der Farben, welche die Marmorinkrustation mit ihrem anmutigen Wechsel bunter Arabesken, Blumen, Früchte und Vögel zeigt. Hier hätt' ich ganze Stunden sitzen und träumen mögen, aber natürlich ohne den Küster, dem mein kurzer Besuch, wie's schien, schon zu lange dauerte; nur zu bald riß er mich durch ein nicht mißzuverstehendes Klimpern in der Tasche aus allen meinen Illusionen. Seine Würde in Haltung und Benehmen veranlaßte mich tiefer, als sonst bei solchen Verabschiedungen ins Portemonnaie zu greifen.

Dieselbe spanische Grandezza trug der Hüter des nahen städtischen Museums zur Schau, der mir alsbald auf mein Läuten öffnete. Die Säle und Zimmer, durch die er mich führte, gehören zu dem erwähnten Benediktinerkloster, deren letzte Insassen — drei an der Zahl — aber auf einen kleinen Raum zurückgedrängt sind. Man wartet nur auf ihr Absterben, um das ganze große Kloster für die Zwecke des Museums zu verwenden. Von dem, was man bis jetzt an Kunst-

Digitized by Google

werken hier versammelt sieht, ist leider nicht viel Gutes zu melden. Eine kleine, wertvolle Sammlung von Majolikavasen und von guten Stichen (Vermächtnis des 1873 in Rom verstorbenen Messineser Bildhauers Tommaso Juvara) ist allerdings vorhanden. Aber von sämtlichen Ölbildern vermochte mich nur ein Altarstück von Antonello da Messina (1473) — Madonna und Heilige — zu begeistern, sicher in der Zeichnung, von wohltuender Farbenverteilung und fast altdeutscher Zartheit, Innigkeit und Anmut. Caravaggios „Auferweckung des Lazarus" ist zu sehr nachgedunkelt. Und wenn ich allenfalls noch das ganz echte, rassige Porträt einer jungen, schönen Messinesin (zweite Hälfte des 17ten Jahrhunderts) ausnehme, das S. Lucia getauft ist und wohl auch früher auf einem Altar göttliche Verehrung genossen hat — der Maler war nicht zu erfahren —, so sind sämtliche ältere Bilder kurz gesagt „Schinken", und die neueren erinnern uns wohl an manche geschichtlich denkwürdige Begebenheit der Stadt oder der Insel, erweisen sich aber als schlimmste Auswüchse der historischen Schule. Die Phantasie dieser Nachfolger Pilotys ist ja recht lebhaft: auf dem einen: „Sicilianische Vesper" fällt in der Mitte des Bildes eine wunderschöne Dame, von einem nach geheimen Waffen suchenden Franzosen frech berührt, in Ohnmacht (der Anlaß der sicilianischen Vesper), und schon ziehen die braven Sicilianer und die bösen Franzosen auf beiden Seiten blank. Auf einem anderen: „Vertreibung der Saracenen aus Messina" wird das von den Ungläubigen verhöhnte und angegriffene Sakrament von den Christen verteidigt. Die gepanzerten Christenritter benehmen sich sehr heldenmütig. Sie haben alle sehr edle Gesichtszüge. Die schlimmen Araber haben häßliche Gesichter, wutergrimmte oder stumpfsinnige, ein Mohr z. B. grinst drein wie ein Totenkopf. Während ich die fürchterliche Metzelei fassungslos anstarre, deutet mein Führer nach der linken Ecke des Bildes auf einen Saracenen, der

Digitized by Google

eben seinen Pfeil abgeschossen hat und nun grimmig nach der rechten Ecke blickt. Richtig, dort sitzt sein Pfeil einem christlichen Ritter in der Brust, der da am Boden liegt und mit viel Anstand stirbt, wie der Held auf dem Theater im fünften Akt. Ein drittes: „Don Juan empfängt das geweihte Banner aus den Händen des Erzbischofs, ehe er in die Schlacht geht" läßt sich ansehen, ohne daß es einem um die Mundwinkel zuckt, und ein viertes in demselben Saal: „Übergabe der Citadelle von Messina seitens der Bourbonen an die Piemontesen" (1860) interessiert durch die damalige Gestalt der jetzt geschleiften Festung und durch die Uniformen. Die Infanterieuniform der Piemontesen gleicht fast der italienischen von heute, die der bourbonischen Truppen beinahe der französischen.

Mein Führer mochte mir angemerkt haben, daß mich seine Bilder nicht allzu sehr entzückten. Er blieb plötzlich stehen, schlug eine der großen Flügeltüren auf, und wir traten auf eine Terrasse mit offenem Blick über die Stadt, den Hafen, die Meerenge und das nahe Kalabrien. „Dies Bild ist schöner als alle, die Sie jetzt gesehen haben. Nicht wahr?"

* * *

Das Wort klang in mir nach. Ohne gerade Lord Byrons Ansicht zu teilen, der es einst verschwor, je wieder Bilder anzusehen, da die Natur stets viel schöner male, als selbst der genialste Künstler, begriff ich doch, daß man hier der Natur mehr Interesse und Zeit widmen müsse, als der Kunst, und beschloß den Genuß dieses letzten Bildes mir noch in weiterem Umfange und von einer größeren Höhe zu verschaffen durch einen Ausflug nach der „Messineser Schweiz".

„Sie dürfen sich nicht gerade Gletscher vorstellen", belehrte mich mein Tischnachbar in dem trefflichen „Ristorante Duilio", den ich um Auskunft bat. „Sie fahren 2 Uhr 20 Min.

Digitized by Google

mit der Trambahn nach dem Faro zu, bis zur Station Guardia, dort finden Sie Esel und reiten gemächlich hinauf, können auch den „Campo Inglese" mitnehmen. Um die Hitze beneide ich Sie nicht."

Wir schrieben nämlich den 23sten Juni. Aber gestärkt durch köstlichen Schwertfisch und grüne Bohnen in Butter und erfrischt durch einen guten Schluck Wein mit Eiswasser, trat ich im Vertrauen auf meinen großen Sonnenschirm und den Esel, der meiner schon harrte, die Expedition an. Die etwa halbstündige Fahrt immer an der Meerenge hin bietet in Landschaft und Staffage lauter Claude Lorrainsche Seestücke. Denn bald haben wir den letzten Dampfer des inneren Hafens passiert — es ist ein Hamburger mit der schwarzweißroten Flagge am Heck und den drei weißen Türmen im blauen Felde am Großmast. Der Blick wird freier. Vier breite, plumpe Barken mit weit geblähtem lateinischen Segel bringen Holzkohle aus Kalabrien, dahinter geht mit demselben Winde eine stattliche Brigg hinaus. Kleine schlanke Boote durchschneiden dazwischen die tiefblaue, wenig bewegte Flut, die sich nur am Strande, hoch aufrollend in silbern blinkenden Bogen bricht.

In Guardia, kaum ausgestiegen, fand ich mich schon von einem Dutzend Jungen umringt: „Wohin wollen Sie? „Nach der Schweiz." „Mein Esel ist neun Jahre alt, ein sehr braver Esel." „Was geht das mich an, wie alt Dein Esel ist. Was kostet's nach der Schweiz?" „Acht Soldi." Eine so billige Schweizerreise hast Du noch nie gemacht, dachte ich und schwang mich auf den Neunjährigen. Gehörig geschoben und geprügelt trug er mich zunächst durch eins der wüstenähnlich ausgetrockneten Flußbetten hinauf, dessen Schutthänge erst weiter oben mit Sumach und Wein bepflanzt waren. Dann tauchten einige schöne Pinien auf. Bei dem kleinen Weiler Marotta, wo junge und alte Weiber unter einer Weinlaube mit den Händen nicht minder eifrig wuschen, als mit den Mäulern,

Digitized by Google

lenkte der Esel zwischen Gartenmauern bergauf zu dem Dörfchen Curcurace und hielt endlich vor einer freundlichen Campagna. Mehrere Stufen führen unter einer Pergola zu einem sauberen Landhaus, das bis vor kurzem nur Privatbesitz, jetzt ein beliebter Ausflugsort für Touristen geworden ist. Man zeigte mir die Aussicht von der Terrasse. Das also war die „Schweiz von Messina". Freilich, Gletscher fehlen. Auch Gemsen springen nicht herum, und nur wenige der umliegenden Höhen sind mit Eichen und Pinien bepflanzt. Aber das ferne Läuten von Herdenglocken kann einen phantasiebegabten Menschen, besonders wenn er die Augen schließt, schon auf eine Alm versetzen, und der Blick auf den Meeresarm, dessen südlichen Teil die kahle Hochfläche verdeckt, mit dem stattlichen Aspromonte dahinter, erinnert wohl ein wenig an den Blick auf einen Schweizer See. Im Winter, wenn die Berge Kalabriens tief herab beschneit sind, dürfte die Gegend an alpinem Charakter noch gewinnen.

Ich hielt mich nur eine Stunde in der „Schweiz" auf und setzte dann zu Fuß den Weg auf der Militärstraße immer bergan nach dem Campo Inglese fort. Bald kam ich auf die eigentliche Hochebene — etwa 500 m über Meer —, die mich ebenso wie die Küstenformation lebhaft an Kalabrien erinnerte. Hier wie dort wenig Ackerbau, hingegen weitgedehnte Steppen von Ginster, Erika, Cistus und Farnkraut, in denen vereinzelt Rinder und große Herden von Schafen und Ziegen weideten, schwarze und weiße Punkte in dem noch saftigen Grün. Ebenso wie in Kalabrien ist der Boden stellenweise tief eingerissen, lange Schuttrinnen und Klüfte öffnen sich und in steilen, baumlosen Hängen stürzt das Erdreich zu der tief unten grünenden Region des Weines und der Oliven ab. Einzelne Flecken, S. Nicolo und Castanea, heben sich aus Kastanien heraus, diesem gleichfalls für Kalabrien in erster Linie charakteristischen Baum.

Digitized by Google

Nach etwa einer Stunde kam ich zum Campo Inglese, ruinenhaften Baracken der Engländer aus dem Napoleonischen Kriege, die jetzt zum Teil wieder aufgebaut worden sind und als Unterkunft für die Besatzung des Forts dienen, das auf einem Vorsprung, einen Flintenschuß weiter nördlich, ganz versteckt angelegt ist. Eine Patrouille begegnete mir. Ich fühlte mich etwas beklommen, wie wenn ich heimlich in ein fremdes Grundstück eingebrochen wäre. Ich dachte daran, daß schon seit langer Zeit keine Generalstabskarten mehr von diesem Teil der Insel verkauft werden, weshalb auch auf den neueren Plänen das ganze große Straßennetz dieses Hochplateaus nicht eingezeichnet ist, daß außer Ochsengespannen diese Straßen jeglichem Wagenverkehr strengstens verschlossen sind und daß ein Bekannter von mir, der in der Umgegend von Messina photographierte, unlängst als Spion zwölf Stunden eingesperrt worden war. Bewahrte ich doch selbst eine ähnliche unliebsame Erinnerung: vor Jahren, als ich zwei Monate lang in Palermo in einem echt italienischen Gasthaus, ohne mit irgend jemand zu verkehren, wohnte und meine Zeit mit historischen Studien und tagelangen Ausflügen in die Umgebung ausfüllte, war ich der Polizei aufgefallen, und ohne daß ich's wußte, von Geheimpolizisten beobachtet und überallhin verfolgt worden, da ich, wie sich später herausstellte, einem französischen Offizier, einem ganz gefährlichen Spion, ähnlich sehen sollte . . . . .

Ich steckte also mein Notizbuch, worin ich eben noch einige Eindrücke vermerkt, schleunigst in die Tasche, grüßte die beiden Krieger und fragte sie, um jeden Verdacht abzulenken, nach dem Weg. Sie gaben mir in unverkennbarem Piemontesisch freundlich Auskunft. Dann schleppten sie sich bepackt wie die Maulesel, müde von ihrem Marsch, weiter. Törichte Furcht: sie hatten nicht im geringsten daran gedacht, mich mitzunehmen und einzulochen.

Digitized by Google

Vorsichtigerweise verließ ich aber doch bald die Straße, bestieg den östlichen Ausläufer des Monte Cicci und zog erst hier zwischen roten Cistusröschen und gelbem Ginster gut verborgen mein Notizbuch wieder hervor, um den wunderbaren Rundblick festzuhalten, der sich hier meinem entzückten Auge bot.

Ohne es zu ahnen, sah ich plötzlich das ganze Häusermeer von Messina und seine nähere Umgebung, lachende Täler und Hügel mit freundlichen Villen und stillen ernsten Klöstern, vor mir. Die „Sichel" schien sich gar nicht über das Meer zu erheben, sondern wie ein großes weißes Stück Holz darauf zu schwimmen. Dahinter blinkten die hellen Häuser von Reggio. Begrenzte im Süden das Cap dell' Armi den Blick, so schweifte dieser im Norden bis zu den Liparischen Inseln — sogar der ferne Stromboli tauchte wie ein umgestürzter Mörser aus der Salzflut auf —, zur Halbinsel von Monteleone und dahinter bis zu den Bergen bei Cosenza. Geradezu überwältigend aber wirkt in dieser Höhe die Meerenge. Sie erscheint wie ein großer Strom, der hier mündet, man weiß nicht, in welches der beiden Meere. Wie leicht geflügelte Libellen tänzeln und schweben die weißen Segel nach allen Richtungen, anmutig gleiten Barks, Feluken, Brigantinen dahin. Dazwischen schieben schwere Dampfer ihre sechs- bis achttausend Tonnen durch die Meerenge. Ernst und zielbewußt verfolgen sie ihre schnurgerade Straße, die sie durch dieses schmale Wasserband führt, um bald wieder die freie See zu gewinnen. Denn nur wenige steuern auf den runden Hafen zu, die meisten ziehen stolz daran vorbei. Was ist ihr Ziel: Ägypten? Ostindien? Japan?

Majestätisch breitet sich das südliche Kalabrien vor uns aus. Freilich im ganzen schrecklich öde, nur die höheren Lagen, über 1200 m etwa, sind bis zu dem Gipfel des Monte Altissimo (1900 m) bewaldet. Aber die menschenleere Bergwüste oben versöhnt der von Städten belebte Strand. Da

Digitized by Google

leuchten Palmi am Fuß des steil abfallenden Eliasberges, Bagnara und Scylla mit dem weitvorspringenden Felsen auf, und von San Giovanni fast bis Reggio reiht sich eine Ortschaft an die andere, wie eine lange, weiße Perlenkette.

Nicht nur der eben passierte Campo Inglese mit seinem Fort, auch das große hier erst sichtbar werdende Fort östlich vom Monte Cicci, das mit seinem schweren Festungsgeschütz die Durchfahrt sperrt, lassen die Erinnerung an eine merkwürdige Zeit lebendig werden, wo dieser Erdenwinkel für ganz Europa jahrelang eine große Bedeutung gewann. In der Tat, wäre damals, als Josef, der Bruder Napoleons, und bald darauf Joachim Murat auf dem Thron von Neapel saßen, während der rechtmäßige König Ferdinand IV. in Palermo lebte, wäre damals Sicilien von den Franzosen erobert worden, wer weiß, ob das Rad der Weltgeschichte nicht ganz anders gelaufen wäre!

Der Besitz Siciliens war Napoleons innigster Wunsch. „Schlafen meine Generäle?“ schreibt er 1806 seinem Bruder nach Neapel, „Sicilien will ich mit 15000 Mann spielend erobern. All' das Gesindel dort zählt so viel wie nichts“ (Toute cette canaille, Napolitains et Siciliens, sont bien peu de chose). Ja, wenn die Engländer nicht, im Interesse Europas und mehr noch in ihrem eigenen, dem gänzlich unfähigen Bourbonen mit 400 000 Pfund Sterling „jährlicher Beihilfe“, mit 12 000 Mann Kerntruppen und ihrer guten Flotte beigesprungen wären! Indessen der biedere Ferdinand bei Palermo auf die Eberjagd und den Thunfischfang ging und seine Gemahlin, die ränkevolle Karoline von Österreich, in ihrem Boudoir mit Ministern und Gesandten Intrigen spann, regierten von 1806 bis 1815 auf Sicilien in Wahrheit die englischen Admiräle und Generäle, zuerst der mehr weltmännische und noch leidlich nachgiebige Collingwood, später der schon ein wenig an die Bulldogge erinnernde Sir John

Digitized by Google

Stuart, endlich der sackgrobe Lord William Bentinck. Sie verhinderten, indem sie ihre Fregatten und Kanonenboote vor Toulon kreuzen ließen, jahrelang das Auslaufen der französischen Flotte, sie verbrannten bei ihrem Rückzug aus Kalabrien (1806) selbst das kleinste Fischerboot auf dem Festlande oder nahmen es mit sich, so daß der französische General Reynier, als er mit seiner Division endlich bis Reggio vorgedrungen war, nach Neapel melden mußte: „Nun heften wir hier unsere wütenden Blicke auf Messina, ohne zur Überfahrt eine Nußschale zu haben, in die wir uns werfen könnten.“ Am längsten hielt sich — da drüben — die kleine Festung Scylla, die die Engländer den Franzosen wieder abgenommen hatten, nämlich vom 27. Juli 1806 bis 15. Februar 1808. „Dieser verwünschte Felsen“, weltert Napoleon in einem anderen Brief, „verdirbt mir alle Berechnungen.“ Aber seine endliche Besitznahme änderte auch nichts, und nichts half es, daß König Murat im Frühling und Sommer 1810 bei Reggio große Truppenmassen vereinigte, um Sicilien zu erobern. Die Furcht der Messinesen war unbegründet, als sie sein Manifest vom Anfang Juni 1810 erfuhren: „Noch vor Ablauf Juni werden 30 000 Mann nach Sicilien übersetzen, mit der Erlaubnis alle Städte zu plündern, die sie erobern.“ Diese großsprecherische Drohung auszuführen verhinderte Murat die Vorsicht der Briten, ihre Überlegenheit zur See und ihre starke Stellung zu Lande. Denn hier oben hatten sie wie auch am Strand überall ihre Kasematten, Batterien und Signalstationen angelegt und verfolgten Tag und Nacht jede Bewegung auf der gegenüberliegenden Küste. Ebenso hohnlächelnd und triumphierend lugten sie hinüber, wie die Franzosen begehrlich und mißvergnügt herüber. Mit ihren guten Fernrohren konnten sie Murats Regimenter drüben exerzieren sehen. Unendlich viel Pulver ist damals hier verplatzt worden, aber gänzlich nutzlos, von englischer Seite wenigstens fielen, wie ein Augenzeuge

Digitized by Google

berichtet, den über die Meerenge sausenden Kugeln nur eine alte Frau und ein paar Hunde und Katzen zum Opfer. Desto häufiger wurden zahlreiche Spione, Sicilianer wie Kalabresen, an den Rahen der englischen Kriegsschiffe aufgeknüpft. Endlich nach einem halben Jahr zog Murat mit seinen 30 000 wieder ab und die Engländer sahen sich der Erfüllung ihres längst gehegten heimlichen Wunsches näher, außer Gibraltar und Malta, das sie schon auf nicht ganz rechtmäßige Weise besaßen, auch Sicilien in ihre große Tasche zu stecken, diese wichtige Insel, die ihnen die Herrschaft über das Mittelmeer im vollen Umfang gesichert hätte. Sie hatten sich schon häuslich auf ihr eingerichtet, ließen (seit 1809) in der „Druckerei der britischen Flotte" eine eigene Zeitung, die Gazetta di Messina erscheinen, zwangen, mit den freiheitlichen Elementen der Einheimischen im Bunde, den reaktionären Bourbonen, eine Verfassung nach dem Muster der englischen zu erlassen und hatten auch die sicilianischen Truppen zu Wasser und zu Lande unter ihrem Oberbefehl. Überall wehte der Union Jack. Aber es kam anders. Metternich wollte nicht, und das Ende war, daß der tüchtige und tapfere König Murat, dort auf der fernen Halbinsel Monteleone, von seinen eigenen ehemaligen Soldaten standrechtlich erschossen, der schläfrige Ferdinand aber auf dem Thron Neapels und Siciliens feierlichst bestätigt wurde.

Die Sonne, die sich eben anschickte, hinter der „Segelstange", dem Monte Antinna unterzugehen, mahnte mich endlich, all diesen geschichtlichen Reminiszenzen bis auf weiteres den Laufpaß zu geben. Schon lag ein Teil der östlichen Abhänge im Schatten, der immer weiter nach dem Meere vorrückte, während die Bergkette des Festlandes drüben noch lange in goldigem Schimmer erstrahlte, der allmählich in ein sanftes Rosa mit prachtvollen violetten Tönen überging. Wie ein einziger großer Amethyst leuchtete dann das Massiv des

Digitized by Google

Aspromonte herüber. Abkürzende Fußwege durch Sumach- und hier regelrecht angelegte Figidindienfelder brachten mich in einer halben Stunde wieder in das Bereich der Wein- und Gartenkultur. Bei den Bauernhäuschen bietet regelmäßig ein schöner, alter Wipfel Schutz gegen die Hundstagssonne, ein Johannisbrot-, Maulbeer- oder Olivenbaum. Sehr freute ich mich, auf den Höhen vielfach Pinien und an der Militärstraße eine große Strecke entlang die anspruchslose Akazie angepflanzt zu sehen, die mit ihrem kühlen Schatten diese kleine Mühe so reich vergilt. Kommen die Sicilianer endlich zur Einsicht, was ihnen not tut? Wälder, Wälder und nochmals Wälder?! Bald erschienen inmitten reicher Campagnen stattliche Meierhöfe, einer davon lehnte sich sozusagen an einen steilen Bergabsturz, der den Bewohnern wohl schon bald nach Mittag die lästige Sonne verdeckt. Eine Gruppe uralter Kastanienbäume in der Nähe verrichtet denselben Dienst am Morgen. Von oben bis unten war das große Gebäude mit einem fröhlichen Hellrot angestrichen. Wie passen diese bunten Farben der Häuser — oft sind sie blau, hellgrün oder lila angepinselt — so trefflich in diese sonnigen Gefilde!

Die Straße endigte plötzlich in einer Fiumare. Nun hieß es doch noch: Sand treten, was beim Aufstieg der brave Esel für mich besorgt hatte. Im Winter das Strombett für die herunterrauschenden, sie oft ganz ausfüllenden Gebirgswasser, liegt eine solche Fiumare im Sommer vollständig ausgetrocknet da. Große Ziegenherden ruhten jetzt in dem dürren Sand, müde von dem langen Trott nach und von der Stadt, den sie täglich zweimal, morgens und abends, unternehmen müssen, um vor den Häusern der Kunden gemolken zu werden. Daneben spielten in der frischen Abendluft Scharen von Kindern, laut jauchzend. Die jungen Mädchen waren, die abendliche Kühle zu genießen, vor die Türen ihrer niederen Wohnungen getreten, die das Flußbett wie eine Straße zu beiden Seiten

Digitized by Google

begrenzen, und scherzten und plauderten unter den Rebendächern. Von der Brüstung der Gartenmauern begrüßten Weiber und Kinder die von der Arbeit heimkehrenden Väter. Welch fröhliches Leben! Allmählich machen die armen Pächter- und Bauernhütten stattlicheren Ansiedelungen Platz, urbehaglichen Gartenhäuschen und prunkenden Villen wohlhabender Messinesen. Daneben bewegen prächtige alte Cedern, Cypressen und Araukarien ihre Kronen im Seewind, und durch das hohe Gitter grüßen wohlgepflegte Blumenbeete und Rabatten.

Unten am Meer kam ich gerade zum Corso, dem beliebten Abendspaziergang der Bewohner. Messina faulenzt nicht, wie so viele kleine sicilianische Landstädtchen. Wer hier schaffen will, findet immer Gelegenheit. So erholen sich denn die Hunderte von Beamten und Kaufleuten von dem langen, heißen Bureaudienst und ergehen sich allabendlich hier am frischen Strande. Offiziere mit ihren Damen und Kindern, junge und alte Schönen, umschwärmt von jungen und alten Gecken. Dazwischen wunderlich aufgeputzte Ammen mit ihren Babies, sonnenverbrannte Matrosen von dem im Hafen ankernden Panzerschiff. Und mancher abgerackerte Arbeiter läuft, an jeder Hand einen ärmlich gekleideten Buben, in dem langen Zuge mit. Recht so! Auch er hat nach des Tages Schwüle das Bedürfnis, sich ledig seiner Bürde in diesen schönen Anlagen zu ergehen. Niemand wehrt's ihm in Italien, diesem idealen Boden der persönlichen Freiheit. Wie wohlig schwamm ich in dem großen Lebensstrom selbst wieder mit!

* * *

In einer Seehandelsstadt konzentriert sich alles Leben auf den Hafen, und unsere Schritte führen uns immer wieder dahin zurück.

Gleich bei meiner Ankunft waren mir zwei Schiffe aufgefallen. Das erste war ein gewaltiger italienischer Panzer

Digitized by Google

„G. Bausan". Wohl nichts ist in gleicher Weise geeignet, das Gefühl des Stolzes, wie weit es des Menschen Geist und Kraft gebracht haben, in unserer Brust zu wecken, wie ein modernes Kriegsschiff. Freilich, die Majestät dieses eisernen Seelöwen mit seinen zwei Riesenschloten, seinen Gefechtsmasten und Geschützürmen wurde einigermaßen beeinträchtigt dadurch, daß an den Stahltauen des Fockmastes Hunderte von Matrosen-Hemden und -Unterhosen zum Trocknen aufgezogen waren, die wimpelartig im Winde flatterten. Eine merkwürdige Flaggenparade! Das andere Schiff war der „Szent László" aus Fiume, der mich vor vielen Jahren durch die blaue Adria nach Sicilien getragen hatte, mich und meine Frau, einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen. Er war damals schon ein alter Kasten, und nun durchschnitt er, seinem Dienste treu, noch wohlauf dieselben Meere. Man freut sich doch immer, einen früheren guten Bekannten wieder zu begrüßen und zu sehen, daß er noch mittut.

Am Quai ruhen neben dem Hamburger noch zwei andere Dampfer des Nordens, aus Liverpool und Amsterdam. Alle nehmen sie grüne Zitronen ein, die hier in Kisten auf den Schultern eilig hin und wieder laufender weißer Kulis an Bord getragen, dort in Fässern von den Krahnen aufgezogen werden. Kisten wie Fässer werden auf Leiterwagen — je zwei sind immer aneinander gebunden — auf der breiten Quaistraße herangerollt von kupferbraunen, mannshohen Ochsen. Weit draußen neben dem Panzer liegt ein Auswandererschiff von wenigstens 8000 Tonnen. Es nimmt wieder viele Hunderte jener bedauernswerten Menschen mit, die trotz kräftiger Glieder, trotz besten Willens in dem verarmten Lande nicht den rechten Verdienst zu finden vermögen und ihr Glück in der Fremde suchen wollen. Auf einem Leichterkahn sind wohl ein Dutzend schwerer Koffer aufgestaut, alle mit dem Aufdruck „Neu-York". Zwei Bauern, nach Tracht und Dialekt

Digitized by Google

Kalabresen, streiten mit dem Bootsmann und zwei Zollaufsehern. Sie müssen noch einmal an Land und wollen dem Schiffer ihren großen Beutel mit Mundvorrat nicht anvertrauen, der bei dem übrigen Gepäck liegt. „Dann müssen Sie den Inhalt aufs neue versteuern", sagen die schnöden Zöllner, „denn er ist schon auf dem Wasser gewesen." Der Bootsmann wettert dazwischen: „Haltet Ihr mich für einen so schlechten Christen (malo cristiano), daß Ihr denkt, ich freß Euch Euer Brot aus Eurem Sack?" Schweren Herzens trennen sich die beiden Mißtrauischen endlich von ihrem Vorrat und legen ihn wieder zu den Koffern.

Die zahlreichen Segler aus Genua, Neapel, Tarent interessierten mich weniger, als eine stattliche Bark mit der Halbmondsflagge aus Albanien, worauf mehrere sonnverbrannte Kerle in Fez und Turban herumhantierten. Wie am Heck zu lesen, führte sie einen italienischen Namen: Venere (Venus), jedenfalls der Anmeldung bei den Hafenbehörden wegen, die ja kein Türkisch verstehen.

Reges Leben herrscht bei dem Zollhäuschen, neben der großen Markthalle. Da sind eben ein halbes Dutzend Barken aus Milazzo angekommen, voll beladen, aber womit? Mit zwei, ja drei Meter langen, schuppenlosen Fischen, grauschwarz, dick und schwer wie Mastschweine, auch die dicht hintereinander stehenden Rückenflossen erinnern an die Borsten eines Schweines. Unheimlich starren die erloschenen Augen, von der Größe eines Fünfmarkstückes, in das Getümmel. Sie werden mit festen Lederschlingen aus den Schiffen ans Land gezogen und aufgereiht, ich zählte 40 Stück! Die meisten haben furchtbare Wunden an Kopf und Rücken. Es sind Thunfische.

Wie ich sie so einen neben dem anderen starr liegen sah, so nahe dem fröhlichen Element; das sie erzeugt und genährt, darin sie sich so lange umgetrieben, vergegenwärtigte ich mir, was die 40 in den letzten 24 Stunden erlebt hatten.

Digitized by Google

Geſtern um dieſe Zeit waren ſie noch unbeſorgt zuſammen durch das Tyrrheniſche Meer geſchwommen, begleitet von den treuen Schwertfiſchen, die die plumpen, waffenloſen Freunde gegen Haie und andere Seeungeheuer zu verteidigen pflegen. Aber ſchon ſtrebten ſie der Küſte zu, wo ſie einen abſcheulichen Tod finden ſollten. Denn der hinterliſtige Menſch weiß genau die Stellen, wo die Rudel alljährlich ſich dem Land nähern, um zu laichen. So ſpannt er ein ganzes Syſtem von Netzen, beſſer Netzkammern, eine ſogenannte Tonnare aus. Da der Thunfiſch immer von Weſten kommt, ſo iſt die erſte Kammer gegen Weſten weit offen. Kleine Türen führen nacheinander in die zweite, dritte und vierte Kammer. Das Ganze wird durch ſtarke, verankerte Taue vom Lande aus gehalten. Von Sankt Georgi an, dem 23. April, wo die Tonnare ausgelegt wird, bis in den Juli hinein halten Tag und Nacht draußen Fiſcher die Wache und benachrichtigen durch Zeichen oder Pfiffe ihre Gefährten am Strand, wenn ein Zug in Sicht kommt. Eine hinreichende Anzahl Barken ſtößt dann ſofort ab und gruppiert ſich in der Nähe. Der Führer der Thunfiſche gerät in das Netz, er wendet ſich ab, geht am Netz hinſchwimmend in die erſte Kammer. Alle anderen folgen ihm. Iſt der ganze Zug hineinſpaziert, ſo wird die Kammer geſchloſſen. Die Fiſche, durch Lärmen und Schreien der Fiſcher geſcheucht, nach einem Ausweg ſuchend, gelangen in die zweite, dritte Kammer, endlich in die vierte, di camera della morte (Totenkammer). Sind ſie alle darin, ſo wird die Verbindung mit der dritten geſperrt. Sämtliche Barken ſchließen einen Kreis, das Netz wird von allen Seiten in die Höhe gezogen, mit ihm die wimmelnden Fiſche, und unter lautem Freudengeheul beginnt die Metzelei. Von allen Seiten wird auf die Tiere mit ſpitzen Eiſen eingeſtochen, mit Beilen eingehauen. Das Meer wallt und ſpritzt von den Zuckungen und Sprüngen der tödlich getroffenen Schar hoch auf, färbt ſich von ihrem Blut

Digitized by Google

weithin rot. Endlich ist der letzte erlegt und wird gleich seinen Kameraden an Harpunen in die Boote gehakt und an Land gebracht. Hier wird der Raub geteilt. Die Mehrzahl wandert in die Fabriken, wo sie sofort eingesalzen wird, um einen wichtigen Handelsartikel mit In- und Ausland das ganze Jahr hindurch zu bilden, einige werden sogleich freihändig verkauft oder mit Bahn und Post nach den nahen Städten befördert. Der letzte noch recht ansehnliche Rest geht zu Schiff um das Kap Peloro herum zum Markte nach Messina, wo sich ebensowenig wie an der ganzen Ostküste Tonnaren finden. Nur selten kommt es vor, daß die mitgefangenen Schwertfische mit ihrem einen Meter langen, spitzen Degen, den sie, vom Oberkiefer horizontal ausgehend, am Kopfe tragen, das starke Pfriemengrasnetz der Totenkammer durchschneiden und sich und ihren Kameraden einen rettenden Ausgang bahnen. Dann werden von den Fischern sämtliche Heilige gegen die bösen Schwertfische angerufen, wie vor 2000 Jahren in der gleichen Not der Meeresgott Neptun (Ällian), und man gelobt in der Verzweiflung einen reichen Teil der Beute den Bettelmönchen. Helfen die Himmlischen nicht, so verwandelt sich das Freuden- in ein Wutgeheul.

Diesen 40 Riesen hatte solches Glück nicht gelächelt, und nun wurden sie einer nach dem andern gewogen, indem man sie mit einem Riemen an die große Statera (Handwage) und diese an einen Tragbalken hängte, den zwei Männer auf die Schulter nahmen. Der Inspektor, den eine wunderschöne rote Mütze als solchen kenntlich macht, stellt die Gewichtszeiger ein; 163 Kilo, 195 Kilo, hier ein alter Großpapa, der wohl zehn Jahre und mehr mitgeschwommen und immer den trügerischen Netzen entgangen war, bis ihn gestern endlich sein Schicksal erreichte — 228 Kilo! Viereinhalb Zentner! Eine reiche Ernte! Auch für den Stadtsäckel; denn jedes hundert Kilo Thunfisch zahlt zwanzig Lire Eingangszoll. Beim Schwert-

Digitized by Google

fisch beträgt er sogar dreißig. Sobald die Tiere gewogen sind, wird der Kopf unten geöffnet und ausgeweidet, das Blut fließt — das reine Schweineschlachten! — über die Steine ins Meer, die so entstandene Höhlung stopft man mit Farnkraut aus. Dann werden sie jeder von vier bis fünf Männern gepackt, gehoben und zu je drei auf Karren gelegt, bis zum Tor der Markthalle gefahren, und diejenigen, die hier (nicht in der Stadt) verkauft werden sollen, nochmals gewogen; denn dafür ist ein weiterer Zoll, zwei Soldi für jedes Kilo, zu entrichten. Ein zweiter Inspektor mit einem Paket von etwa hundert Zetteln bewaffnet schreibt, wie ihm die Zahlen von der Wage gemeldet werden, das jeweilige Gewicht der Fische auf. Dieses wird zum Überfluß noch einem jeden auf der glänzenden Platte des Unterkiefers mit blauer Tinte vermerkt. Hierauf begießt man die Tiere aus großen Eimern mit Seewasser, damit sie sich frisch erhalten, und nun endlich können sie ihren Einzug auf den Markt halten, wo bald nichts mehr von ihnen übrig bleibt. Zuerst werden Kopf und Schwanz abgeschlagen, dann die ziemlich dicke Haut vom Fleisch getrennt und letzteres in Stücke von etwa fünfzehn Kilo zerlegt, zerkleinert, gewogen und von den Käufern davongetragen.

Die hohe eiserne Halle wird etwa zu einem Drittel von den Früchte- und Gemüsehändlern eingenommen. Da sind in Fülle die herrlichsten Erzeugnisse des intensiven Gartenbaus zu schauen, wie sie die Großstadt selbst im regenlosen Sommer begehrt, aber auch sie nur mit ihrer gewaltigen Kaufkraft ermöglicht: junge Bohnen, Kohlrabi, Paradiesäpfel, Gurken, grüne Schlangenkürbisse (cucuzelli), rote Rüben und die verschiedensten Salate; daneben Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, Walderdbeeren (hier unter den Zitronenbäumen künstlich gezogen), grüne Mandeln, eßbare Zitronen (Lumioni) und Riesenorangen — man fühlt sich auf die Insel der Phäaken

Digitized by Google

versetzt. Die Fleischer und Geflügelhändler verschwinden fast dagegen; denn weitere zwei Fünftel der Halle halten die Fischmetzger besetzt. An sechs großen Marmorbänken im offenen Quadrat, vom Umfang einer mittleren Stube, und an nicht weniger denn dreißig Marmortischen stehen sie mit ihren haarscharfen, breiten Schlachtmessern und klopfen um die Wette die Riesen des Meeres klein. Ja, diese sechsunddreißig Bänke langen heute nicht; deshalb hat man noch ein halbes Dutzend Holztische zwischen den steinernen aufgestellt. Denn es sind auch eine Menge anderer Fische eingebracht worden, bis zu zwei Metern lange Aale aus dem Hafenschlamm, harlekinbunte Triglien, kupferrote Cernien (oder Cirenga) mit dunkelgrünen Tupfen wie mit Moos bedeckt, Alalungen von der Gestalt der Thunfische, nur zwanzigmal so klein, zinnoberrote Cipuddi (Zwiebelfische), von deren Körper ein Drittel allein der Kopf einnimmt, so daß sie mit ihrem geöffneten Rachen sich selbst verschlingen könnten, wenn das nach den Naturgesetzen möglich wäre, ferner Lupi, Muchi, Merluzzi — ich könnte noch spielend mehrere Dutzend aufzählen. Neben den Fischkörben regen sich in Tang und Moos große rote Hummer (Langusten) und strecken mißtrauisch hier- und dahin ihr zackiges Gebein. Die größten Fische haben eine Tafel im Leib stecken mit einem Vermerk der Stadtpolizei, z. B.:

24. Juni, ½8 Uhr morgens.
Tonno (Thunfisch).
Kilo 87 centesimi.
Surra 1,25 Lira. Municipio di Messina.

Surra sind die fetthaltigen Bauchstücke von besonderem Wohlgeschmack; denn im allgemeinen hat der Thunfisch ziemlich faseriges Fleisch, das an zähes Rindfleisch erinnert. Freilich war der von der Behörde festgesetzte Preis infolge des gewaltigen Angebots bereits ½9 Uhr auf 60 Centesimi heruntergegangen, und an der letzten Bank wurden die petitti

Digitized by Google

(von petit), die Abfälle, für 44 Centesimi verkauft. Hier drängen sich die Armen. Als petitti gelten namentlich das Gekröse, die inneren Kopfteile und die großen Augen mit einem wahren Fettpolster, die wie runde Dosen von Speck aufgereiht da nebeneinander liegen. Ein abscheulicher Anblick, diese Augen! Und eine bösartige Hackerei hier an der letzten Bank, wo die abgesplitterten Stücke der Kiemenplatten und des Kopfskeletts nur so in der Luft herumfliegen. Beide Metzger über und über mit schwarzem Blut bespritzt.

Der angeborene Schönheitssinn des Italieners verleugnet sich auch hier nicht. Jedem der mittleren Fische hat man eine Nelke oder Geranie ins klaffende Maul gesteckt, den großen oft ein ganzes Sträußchen. Besonders den Schwertfischen. Solch ein Schwertfisch, ohne Schwert etwa einen Meter lang, hebt sich durch seine schlanke Gestalt, seine grauweißliche Haut und seine helle Fleischfarbe vorteilhaft von seinen plumpen, immer an Mastschweine gemahnenden Freunden ab. Wie elegant ist die ausgeschweifte Schwanzflosse! Wie eine Schiffsschraube, aber nur mit zwei Flügeln. Das lange, breite Schwert gibt ihm etwas Heroisches. Aber der teuere Schwertfisch geht heute schlecht ab bei dieser Überfülle von tonno. So sucht einer der Schwertfischverkäufer die Kunden anzuziehen, schlägt ein Stück ab, hält es in die Höhe und ruft: „Chi bellu colore chi habe stu pisci, chi bellu colore“ („Welch schöne Farbe hat dieser Fisch!“) ein anderer schreit: „Ich verkaufe ohne Knochen!“ — ein ziemlich schlechter Witz; denn der Schwertfisch hat wie der tonno weder Knochen, noch Gräten, sondern nur eine lange, verhältnismäßig dünne Knorpelsäule.

Der Held des Tages aber war ein anderer Seegewaltiger, ein gleichfalls schuppenloser Fisch, der so selten ist, daß sein Eingangszoll nicht einmal tarifiert war, mit dem stolzen Namen: Luro Imperiale. Er war in Begleitung der Thunfische ge-

Digitized by Google

reist und mit diesen zusammen gefangen worden. Auf Farn und Blumen gebettet lag er außerhalb der Halle; jedenfalls als Zeichen besonderer Hochachtung, wie ein geheimer Schatz — mit einem Sack zugedeckt! Lüpfte diesen eine neugierige Hand, so erblickte man ein walähnliches Getier von der Größe eines zwölfjährigen Knaben. Sein talergroßes Auge glotzte nicht so blöde, wie das seiner Genossen. Merkwürdig war eine liniengerade Vertiefung oberhalb der Augen, über der dann Stirn und Hinterkopf doppelt so hoch, als der untere Teil erschien. Prachtvoll war es zu sehen, wie die Sonne durch seine fußlangen, ziegelroten Flossen leuchtete, wie sie auf der silberweißen Haut perlmutterfarben spielte. Aber da kam schon der Beamte und verdeckte scheltend der staunenden Menge das eigenartige Bild. Dieses Meerwunder kam nicht in die Halle, sondern wurde auf einem Karren in die Stadt gefahren, wie ich hörte zu einem fischkundigen Universitätsprofessor, der ihn dann wohl für das Naturalienkabinett hat präparieren lassen.

Ein ungeheures Getümmel und Gedränge umflutet den Betrachter morgens bei seinem Gang durch die Fischhalle, und er muß sich in acht nehmen, daß er nicht von den überall umherspritzenden blutigen Fleisch- oder Fettteilchen zum Andenken einen Fleck aufs Vorhemd bekommt. Als ich dann nachmittags 4 Uhr einen Blick in die Halle warf, standen nur noch drei Fischmetzger an ihren Tischen und boten die letzten Schwanzstücke aus. Nur ein einziger der vierzig Riesen war noch übrig. Dieser wurde alsbald auf einen Wagen geladen und weggefahren, um in der Stadt ausgerufen und verkauft zu werden, natürlich zu einem sehr niedrigen Preise. Denn bei der Hitze mußte man ihn wohl oder übel noch heute losschlagen. Auf diese Weise kommen die ärmsten Leute in den verlorensten Vierteln der Vorstadt auch einmal zu einem Festessen.

* * *

Digitized by Google

Wenn man in alten Reisehandbüchern die Notizen über Messina liest, so findet man einen königlichen Palast am Hafen erwähnt. Man erfährt von Festungstoren, einer Via Ferdinandea, Piazza Ferdinandea, die eine Statue Ferdinands II. trägt, von einer Reiterstatue Karls II. auf dem Domplatz. Diese Statuen sind verschwunden: sie wurden von der wütenden Volksmenge gestürzt und von niemand wieder aufgerichtet. Die Festungstore und -mauern sind geschleift. Das bourbonische Königsschloß brannten und rissen die Aufständischen 1847 nieder, an seiner Stelle steht jetzt das große Zollgebäude. Die Piazza Ferdinandea ist zum Rathausplatz, die Via Ferdinandea zur Garibaldistraße geworden. Eine Tafel am Nordende verkündet, daß durch diese Straße am 27ten Juli 1860 der „Befreier" eingezogen ist.

Nichts ist für eine Zeit sowohl, als für ein Land, für eine Stadt bezeichnender als die Denkmäler, die sie errichten. In ihnen ist vor aller Augen der Geist ausgesprochen, der jenes Land, jene Stadt zu einer gewissen Zeit beherrscht hat. Wie ist das altkaiserliche Wien in der Statue Maria Theresias mit ihren Paladinen (zwischen den beiden Hofmuseen), wie das kurfürstliche Dresden des 18ten Jahrhunderts in dem vergoldeten Reiterstandbild Augusts des Starken verkörpert! Und die Ära Wilhelms II., das heutige Berlin in seiner Siegesallee! Nach Fürstendenkmälern wird man in dem demokratischen Messina umsonst suchen. Hingegen sind den Märtyrern für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes prächtige Denksteine aufgerichtet in den öffentlichen Gärten, die wir besuchen müssen, um ein vollständiges Bild der Stadt zu gewinnen.

Messina, in seiner Ausbreitung durch die jäh ansteigenden Hügel auf einen schmalen Rand am Meere beschränkt, hat wenig Platz für öffentliche Anlagen. Ja, hätte man die hochgelegene Villa Guelfonia, die einst die Normannenburg König

Digitized by Google

Rogers trug, zu einem giardino publico umschaffen können! Jedenfalls war der steile Zugang den bequemen Stadtherren und Damen zu mühsam, vielleicht auch der Kaufpreis zu hoch. Vor allem aber drängt in einer Hafenstadt alles zur See hin. So liegt der ältere der beiden Gärten, die Villa Flora, obgleich noch rings von Häusern umschlossen, doch dem Meere ganz nahe, der jüngere, das erst vor zehn Jahren geschaffene „Chalet", unmittelbar am Strande.

Beide sind klein. Aus gänzlichem Mangel an Raum mußte man das „Chalet" in die Nähe der Gasanstalt verlegen, deren drei Schlote über die Mauer herüberdrohen und deren fürchterlicher Dunst namentlich bei Nordwind weithin die Luft verpestet. Auf der anderen Seite steht eine große Lohgerberei, die auch nicht gerade erfreuliche Düfte herübersendet. Zudem nehmen die Wege und Bänke entsprechend der Bevölkerung von anderthalb hunderttausend Menschen, denen sie Erholung bieten sollen, ungebührlich viel Platz weg, und nur wenig bleibt für die Palmen, Magnolien und Lorbeersträucher übrig. Aus einem kleinen Teich tauchen vier niedliche Marmorgruppen auf: Amoretten, auf Seepferden reitend. Hier kann der blasierte Städter lilafarbene Libellen über Papyrusstauden sich wiegen sehen und abends Frösche quaken hören. Künstliche Grotten öffnen sich in einem künstlichen Hügel, der als Laube einen Rindenpilz trägt. Alles klein, aber fein, an Japan erinnernd. Die Meerenge erscheint hier nach allen Seiten hin wie ein großer See; denn im Süden schiebt sich die „Sichel" vor das offene Meer, im Norden reichen die kalabrischen Berge über die weit hinauslangende Landzunge des „Faro" noch ein gutes Stück herüber.

Ein Kriegerdenkmal: „Ai caduti della Batteria Masotta" erinnert an die unglückliche Schlacht bei Adua, in der fast die ganze in Messina garnisonierende Batterie (Gebirgsartillerie) geblieben ist, wie die lange Totenliste verrät. Es erfreut durch

Digitized by Google

seinen kräftigen Realismus: über zwei Gefallene, über geborstene Kanonenrohre und -räder stürmt ein Infanterist mit zerbrochener Flinte — trefflich ist der Gegensatz zwischen der starren Ruhe der Toten und der rasenden Wildheit des Überlebenden.

An die eigentliche große Zeit Messinas mahnen uns die Büsten hervorragender Patrioten in der Villa Flora, Mazzinis am Eingang, Maurolicos am hinteren Ende unter einem kleinen Rundtempel und der beiden Bensaja: Giovannis, der nach der Inschrift „1847—49 Revolutionär, 1860 einer von den tausend Garibaldis, 1887 als freiwilliger Krankenpfleger der Cholera erlag", und des alten Salvatore Bensaja, der „seinen von den Kugeln der Bourbonen tödlich getroffenen Sohn auf die Stirn küßte und zu den Umstehenden sagte: Weinet nicht! Ich habe ihn dem Vaterland geopfert!"

Die „Flora" ist in der Regel wenig besucht. Heute am Johannistag, wo nur wenige Leute arbeiteten, wo alle Kirchen gesteckt voll Gläubigen waren, die dem in Sicilien so wichtigen Schutzpatron der Gevatterschaften ihre Verehrung bezeigten — vor allem das schöne Geschlecht wie selten zahlreich, mit Fächer, goldenem Gebetbuch und Rosenkranz in den Händen zugleich die Gelegenheit benutzte, seine Sommertoilette spazieren zu tragen — heute war auch der Garten belebter als sonst. Auf der großen Rundbank in der Mitte saß im Feiertagsgewande wieder arm und reich durcheinander und labte sich an dem kühlen Schatten der uralten Steineichen. Kinder fütterten an dem kleinen Teich beim Tempel — mehr Pfütze als Teich — bunte Enten und zwei leibhaftige graue Gänse, die man bei uns statt im Park auf dem Geflügelmarkt suchen würde, hier aber als ausländische Seltenheit hegt und pflegt.

Der schönste aller öffentlichen Gärten Messinas ist — der Friedhof. Der Weg dahin führt durch eine andere historisch denkwürdige Straße, die Via Cardines mit der großen Kirche

Digitized by Google

Santa Maddalena. Vier marmorne Riesentafeln, die in ihre Fassade eingelassen sind, halten die Erinnerung daran wach, daß 1848 durch diese Straße die Neapolitaner und Schweizergarden der Bourbonen in die Stadt drangen. Das geschah aber erst nach einem fünftägigen Bombardement der Stadt und nachdem jeder Fußbreit Erde mit Strömen von Blut erstritten worden war. Wahrlich, die Messineser können stolz sein auf ihre Leiden und Kämpfe, die sie Jahrzehnte lang bestanden haben, und auf den endlichen Sieg. Und sie sind es, wie der Gang durch den Camposanto lehrt.

Dieser erhebt sich, weit draußen, etwa eine halbe Stunde südlich in zwei Terrassen und gewährt eine wundervolle Aussicht auf die Stadt mit ihren alten Forts, auf die Meerenge mit ihren Schiffen und die Küste Kalabriens. Er ist ein sprechender Beweis des Reichtums der Bevölkerung, den sie ihrer Betriebsamkeit verdankt, zugleich aber auch der Verehrung und Liebe, die die Hinterlassenen ihren Toten, vor allem die Stadt als solche, ihren abgeschiedenen Heldensöhnen zollt.

Italien ist wirklich das Elysium der Bildhauer. Wie auf dem berühmten Friedhof von Genua, zählen auch hier die großen und zum Teil sehr kunstvollen Grabmäler nach Hunderten. Kein Commendatore oder einfacher Cavaliere wird bestattet, ohne daß die Familie seinen Stein mit dem Relief, der Büste des Verstorbenen oder wohl gar seiner Statue in Lebensgröße schmückte. Zuweilen sieht man die ganze Familie in Relief abgebildet, wie sie in der Wohnstube sitzt, darunter der Verstorbene, den man aber nicht wie bei ähnlichen antiken Bildwerken (z. B. der herrlichen Abschiedsscene im Museum zu Neapel) herauskennt. Eine seltsame Erscheinung auch dies: es lassen sich viele aushauen, namentlich Damen, solange sie noch leidlich jung und hübsch sind, und ihr Bild in Marmor hier aufstellen, viele, die noch gar nicht ans Sterben denken.

Digitized by Google

Unter den Standbildern fiel mir besonders das des Kriminalisten Francesco Saya († 1874) auf. Er steht im übergeworfenen Richtertalar mit Quasten zu beiden Seiten. Ihm zu Füßen liegen mehrere dicke Folianten, jedenfalls das Corpus Juris und das Strafgesetzbuch. Er ist von dem sehr bemerkenswerten Künstler (Scarfi) mitten in Ausübung seines Berufes aufgefaßt, hält in der Linken seine Akten, mit der Rechten demonstriert er leidenschaftlich, wie wenn er eben eine Rede an die Geschworenen schlösse: „Meine Herren, Sie sehen, der Angeklagte verdient keine mildernden Umstände. Ich beantrage 10 Jahre Zuchthaus.“ Überhaupt, wenn auch manches der Gesichter, z. B. das eines schmunzelnden Bankiers, eines verschmitzten Juweliers, einer faulen Salondame, kaum die Ehre verdiente, in karrarischem Marmor verewigt zu werden, immer ist das Streben nach treuer Abbildung des Lebens zu erkennen, nichts geschmeichelt. Nur sehr wenige idealisiert verzückte Engel habe ich gesehen. Und wenn ich die Wahrheit sagen soll: die Steinbilder dieses Friedhofs sind mir lieber als sämtliche Heiligenstatuen sämtlicher Altäre der 84 Kirchen Messinas.

Die Grabinschriften sind natürlich oft sentimental. Eine bombastisch-komische verkündet die Ruhestätte eines Literaturgeheimrats: „Hier liegt der Staub, in welchem die große Seele des Professors X. lebte. Grüße sie o Wanderer!“ Es lebe der Gelehrtendünkel hier, wie anderswo! Ganz heidnisch-antik berührt die Aufschrift über der Grabkapelle einer Patrizierfamilie: „Alle pietose ombre della gente M.“ (den bemitleidenswerten Schatten der Familie M.). Mir fielen die Worte des Achill ein, die er Odysseus in der Unterwelt zurufft:

„Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Pächter,
Der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld bau'n,
Als die ganze Schar vermoderter Toten beherrschen.“

Glücklicherweise nicht minder häufig als die sentimentalen sind die in ihrer Einfachheit ergreifenden Inschriften, besonders auf

Digitized by Google

Kindergräbern. Auf einem kleinen Sarg ruht ein Engel, mit den unverkennbaren Gesichtszügen des daselbst bestatteten „Rosariuccio" (lieber kleiner Rosario), darunter liest man: „Er kam vom Himmel, um seinen Eltern eine Welt von kleinen, heimlichen Freuden aufzuschließen, blieb ein Jahr bei ihnen und kehrte in den Himmel zurück." Ein paar Schritte davon sitzt auf einem hohen Lavablock, ganz naturgetreu in weißem Marmor wiedergegeben, ein Kind im Nachtröckchen, mit Strümpf' und Schuhchen angetan, und schaut nach den grünen Bäumen hinüber. Darunter steht: „Ich hieß Pippina Pirotta und war dreißig Monate hindurch die Quelle reinster Freuden für meine Eltern, denen ich jetzt vom Himmel in Segenswünschen die Küsse zurückgebe, die sie mir auf der Erde gaben. November 1894." Von einem andern kleinen Mädchen heißt es: „Nur sechs Jahre lächelte sie ihre Eltern an, dann schloß sie die schönen Augen, am Morgen des 25. Februar 1888." Auf den Kindergräbern kehrt beständig als reizendes Sinnbild die Taube wieder, die auf Rosenguirlanden steht oder von dem Kinde im Arme getragen wird oder auf einer abgebrochenen Säule sitzend im Schnabel ein Band hält mit dem Namen, Geburts- und Sterbedatum.

Die äußere Anordnung des Ganzen ist prächtig. Durch ein großes Gittertor betritt man einen freien Platz, von dem rechts und links wohlgepflegte Kieswege bergan führen. Der reine Park. Zu beiden Seiten wechseln alle möglichen Arten Zedern, Cypressen und Palmen, ferner Weimutskiefern, Magnolien, Lärchen, Edelkaktus, Oleander, und aus diesem mannigfaltigen Grün und den bunten Farben der Rosen- und Lilienbeete erheben sich die Familiengrüfte der reichen Kaufherren, ganze Häuschen vom Umfang eines mäßigen Zimmers, oft als Kapellen geweiht, mit einem Altar im Hintergrunde. Gewöhnlich stehen mehrere Stühle darin für die Überlebenden, die hier ungestört in unmittelbarer Nähe bei den Resten ihrer

Digitized by Google

Lieblinge weilen und der Zeit gedenken können, da sie noch mit ihnen zusammen waren. Manche dieser Häuschen sind ganz wohnlich eingerichtet, wie für längeren Aufenthalt, in dem einen bemerkte ich einen Tisch, einen Kleiderhalter und sogar ein Waschbecken!

In halber Höhe der ersten Terrasse, dem Eingange gegenüber nimmt sich das langgedehnte Mausoleum einer adligen Bruderschaft gar stattlich aus. In gerader Linie darüber beherrscht das Ganze die zierliche gotische Kirche auf der Mitte der zweiten Terrasse. Majestätisch schiebt sich ein großer Säulenbau mit antikisierendem Sims, Fries und Stirnziegeln, eine Art ionischer Tempelanlage, dazwischen. Er ist der interessanteste Teil des Camposanto. Haben wir auf bequemen Freitreppen die Plattform vor den Säulen erklommen, so streift vorerst ein kurzer Blick des Mitleids Tausende von kleinen, schwarzen Holzkreuzen in Reih und Glied, tief unten rechts — die namenlosen Gräber der Armen. Dann wenden wir uns den Denkmälern dieses Ehrentempels zu, der so wundervoll zu diesem Himmel, diesem Meer, dieser griechischen Landschaft stimmt, und lassen uns von ihnen wieder ein Stück messineser und italienischer Geschichte des 19ten Jahrhunderts erzählen, eindringlicher und beredter, als der gründlichste Forscher im bändereichsten Werke das vermöchte.

In dem südlichen Flügel fallen zwei große Bildwerke auf, vom Magistrat errichtet: eine Muse mit der Harfe auf einem Sarkophag, mit Engeln zu beiden Seiten, und eine Büste auf einem Steinsarg, davor die trauernde Italia, unten am Piedestal eine Eule auf zwei Pergamenten hockend. Sie gehören dem Dichter Felice Bitazze († 1867) und dem Gelehrten La Farina, der, ein „Apostolo infaticato della Libertà", am 1sten September 1847 die Studentenlegion gegen die Bourbonen führte. Ein drittes setzte die Stadt einem Baron Scaliti, der „als Mitglied des sicilianischen Parla-

Digitized by Google

mentes 1848 nach Turin fliehen mußte, von wo aus er als „Campione strenuo della libertà“ mit den anderen Heroen an der Einigung des Vaterlandes arbeitete“. In der Mitte der Halle versinnbildlichen zwei merkwürdige Darstellungen den grenzenlosen Haß gegen die alte Regierung. Sie tragen die Namen Bottari und Pellegrino. Während auf dem einen nähere Daten fehlen, nur ein rostbrauner Jüngling mit Flügeln (viel zu naturalistisch, selbst für einen Freiheitsengel) sichtbar ist, der die ihm angelegten Handschellen gesprengt hat und nun geradezu sinnlos vor Freude einherspringt, erklärt auf dem anderen ein kurzer Spruch die Bedeutung der abgebrochenen Säule, um die sich eine starke Eisenkette schlingt:

„Diese Kette schenkte ihm der Tyrann,
Das Vaterland dieses Denkmal.“

Welch kurioser Gedanke, jemandem die eigene Galeerenkette aufs Grab zu legen!

In dem östlichen Flügel sind eine Reihe Büsten aufgestellt. Die Särge befinden sich in der Wand dahinter. Fast alle sind gute Künstlerarbeit. Am meisten fesselte mich ein sehr edler Kopf, etwa wie wir uns das Idealbild eines griechischen Philosophen vorstellen: Pisani hieß er. Aber ich erschrak geradezu, als ich an der Wand sein Leben folgendermaßen beschrieben fand: Giovanni Pisani Rodriguez, Patriziersohn aus Messina, kämpfte 1847 in Messina, 1848 in Kalabrien gegen die Bourbonen, wurde gefangen, zum Tode verurteilt, wider Willen zu 24 Jahren Galeere begnadigt, war Sträfling in Nisida, Procida und Ischia, wurde dann einer von den „1000“ und starb ganz arm 1882.“ Von nicht geringerem Heldenmut meldet die Grabinschrift seiner Gattin Vincenza: „Für Leiden herangewachsen, erduldete sie dreimal die schwersten Qualen: als sie erfuhr, daß ihr Mann zum Tode verurteilt sei, als sie ihn dann mit der Kette am Fuß im Bagno zu Nisida wiedersah, und als er ihr, durch die vielen Drangsale

Digitized by Google

aufgerieben, vor der Zeit ſtarb. Den Reſt ihrer Tage verbrachte ſie auf Lipari, von wo ihre Gebeine durch die Kinder hierher gebracht wurden, damit dieſe von den vereinigten Gräbern ſolcher verehrungswürdiger Eltern in den Prüfungen des Lebens ganz einzige und beſtändige Worte des Troſtes empfingen."

Auch ich empfing ein Wort des Troſtes von dieſer Tafel: ein Land, das ſolche Helden erzeugt, kann nach kaum einem Menſchenalter nicht, wie man ihm vorwirft,*) dem Verfall nahe, für den Untergang reif ſein, eine Nation, die ſolche Väter und Mütter hat, lebt und wird leben.

* * *

Wer die bezaubernde Stimmung, die abends auf Meerenge und Küſte liegt, vom Friedhof genoſſen hat, für den erübrigt ſich der Beſuch der ſpaniſchen Feſtungen Caſtellaccio und Forte Gonzaga. Ebenſo braucht der, welcher das Panorama von den Höhen des Monte Cicci in ſeine Seele aufgenommen hat, nicht erſt zum Faro, dem großen Leuchtturm am nördlichen Ende der Meerenge, zu fahren, obgleich dieſe Partie, mit der Trambahn leicht ausführbar, nicht nur bei den beiden Binnenſeen, den „Pantani" unerwartete idylliſche Bilder, ſondern auch von der Plattform des Leuchtturms ein ganz eigenartiges Seegemälde vor Augen führt, weshalb ſie ſelbſt von eiligen Reiſenden — und das iſt ja leider die Mehrzahl — in der Regel unternommen wird.

Aber einen Vormittagsausflug nach Reggio ſollte niemand verſäumen. Je weiter der Dampfer in die wiegenden Fluten hinausſtrebt, deſto breiter und höher in immer wachſenden Maſſen baut ſich, vom Morgenlicht beſchienen, faſt die ganze Oſtküſte Siciliens bis zu den Bergen von Syrakus vor uns

*) Z. B. Niceforo („L'Italia barbara"). Sergi („La decadenza della nazione latini") und andere.

Digitized by Google

auf, die „Segelstange“ und der Monte Scuderi beherrschen die Gebirgszüge in der Nähe, sehr bald aber erhebt sich über diesen die stumpfe Riesenpyramide des Ätna, noch im Frühling bis zur Hälfte mit schimmerndem Schnee bedeckt, der den südlichen Palmen und Zitronenbäumen Reggios einen ganz nordischen Hintergrund gibt. Hier erst kann man die Sehnsucht der verschiedenen Eroberer verstehen, womit sie nach der mächtigen, für sie noch geheimnisvollen „Sonneninsel“ hinübersahen: der Römer, die bereits 270 vor Christo Reggio einnahmen, der Normannen, die, längst im Besitze Kalabriens, endlich nächtlicherweile auf Flößen 200 Ritter mit ihren Pferden übersetzten und damit eine der glänzendsten Epochen des Mittelalters einleiteten, die Unterwerfung der sicilianischen Araber unter ihr Scepter; endlich auch der Franzosen unter General Reynier und König Murat, deren Siegeslauf jedoch die Meerenge Halt gebot.

An die romantische Normannenzeit erinnert noch eine Ruine in der Nähe Messinas, die sogenannte Badiazza. Messina selbst, die geschäftige und auf den schmalen Küstensaum beschränkte Handelsstadt, hat weder Raum, noch Geld übrig, um alte Mauern nutzlos stehen zu lassen. Aber draußen in der Bergwildnis der Fiumaren, bei Hirten und Bauern, bei Ziegen und Schafen, da läßt man sich zur Not noch eine Ruine gefallen.

Die Badiazza war einst ein Nonnenkloster, am Ende des 12ten Jahrhunderts von Wilhelm dem Guten erbaut, unter Friedrich II. von Hohenstaufen vergrößert und verschönt. Man erreicht sie, indem man die Poststraße nach Milazzo etwa eine halbe Stunde aufwärts fährt bis zu den letzten oberen Häusern des Ortes Scala und dann zu Fuß oder Esel der großen Fiumare San Francesco di Paola noch zwanzig Minuten weiter hinauf folgt. Da ragt aus der nun schon so viele Jahrhunderte niedergehenden Sandflut, die die wütenden Wellen

Digitized by Google

des jetzt vollständig ausgetrockneten Flusses jeden Winter herabführen, die malerische Ruine des Klosters hervor. Von dem hohen Hauptportal steht nur der Spitzbogen noch zutage, die Fensterrose an der Westseite kann man mit Händen greifen. Drei bis vier Meter tief steckt hier alles im Schutt. Nach Osten, nach der See zu liegt der Bau noch leidlich frei. Bemerkenswert sind im Obergeschoß drei schmale hohe Fenster, mit Quadern eingefaßt, darüber mit Lavainkrustation verzierte Spitzbogen. Sehr schmal sind diese Fenster, wie es sich für Nonnen geziemt, die mehr nach innen als nach außen blicken sollen, und sehr hoch oben angebracht, jedenfalls aus Furcht vor Überfällen durch die Seeräuber und Ungläubigen. Raubten doch z. B. im Jahr 915 die Saracenen, als sie Reggio eroberten, im Nonnenkloster daselbst nicht nur die reichen Schätze, sondern auch die heiligen Jungfrauen selbst und verkauften sie dann auf den Sklavenmärkten in Tunis und Tripolis! So bietet die Badiazza, wie so manche andere sicilianische Kirche des Mittelalters, z. B. der Dom von Taormina, ein Muster der festungsähnlichen Anlagen solcher Bauten.

Das Innere ist verschlossen, und man kann nur durch Löcher und Risse einen verstohlenen Blick in die Hallen und Gewölbe tun, die man allzuspät jetzt durch große, eiserne Riegel und Klammern vor dem gänzlichen Verfall zu schützen sucht. Ich ließ mich deßhalb unter einem alten Ölbaum in der Nähe nieder und überdachte das merkwürdige Geschick dieses einst so berühmten Klosters. Es bildete die Villeggiatur der frommen Schwestern von S. Maria della Scala, die auf der Klosterstraße in Messina ihr eigentliches Heim hatten. Wie mag so manches junge Nonnenherz höher geschlagen haben, wenn im Frühling durch die ernsten Hallen der Ruf erschallte: „Auf! In die Sommerfrische!“ In Sänften, auf Esel und Maultier zogen sie hinaus, von ihrer dumpfen, finsteren Gasse fort ins freundliche Grün, in das zwar enge, aber doch immer vom

Digitized by Google

Seewind erfrischte Tal mit der schönen Aussicht auf Meer und Aspromonte. Ich will den seligen Nonnen nicht zu nahe treten — de mortuis nil nisi bene! —, aber ob sich hier in der romantischen Einsamkeit, ohne eine andere Aussicht als die einer alten Äbtissin, in lauen Sommernächten beim Schlag der Nachtigallen im Klostergarten nicht zuweilen Scenen abgespielt haben mit verwegenen Rittern oder eidvergessenen Domherren, Scenen, die Boccaccio Stoff für seine Novellen hätten liefern können, vielleicht sogar geliefert haben — wer weiß?

Dem idyllischen Treiben machte der strenge Beschluß des Tridentiner Konzils ein Ende, der die Niederlassung von Nonnen außerhalb der Städte verbot. Auch die Benediktinerinnen von S. Maria della Scala mußten ihren luftigen Landsitz verlassen und sich nach Messina hinter die vergitterten Fenster ohne Aussicht zurückziehen auf Nimmerwiedersehen. Seit dieser Zeit wurde die Badiazza nicht mehr bewohnt, sie zerfiel und versandete wie ein wrackes Schiff. Und wie zum Hohn hat man jüngst sogar — die Heilandsbräute konnten sich das glücklicherweise noch nicht träumen lassen — in den Fußboden ihres schönsten Saales ein Telegraphengerüst eingemauert, dessen Drähte die Verbindung zwischen den Berg- und Küstenbefestigungen vermitteln!

Welche Einsamkeit! Keine Glocke läutet mehr zum Gebet, kein Wagen oder Maultier bringt Vorräte und die unzähligen Bedürfnisse der Frauen, auch der Klosterfrauen, den Talweg herauf, kein Priester reitet auf seinem Esel mehr hierher, um Messe zu lesen oder sich die Sünden der Schönen beichten zu lassen, kein Pförtner öffnet. Nur Hirten treiben jetzt, aus der Stadt kommend, ihre großen Ziegenherden in dem steinigen Flußbett und lassen sie an den Abhängen weiden. Aber noch schlagen wie einst aus dem hier und da wieder erstandenen Grün junger Eichen, Kastanien und Pinien gar lustig Meisen und Finken, sogar eine Nachtigall hörte ich flöten und schmet-

Digitized by Google

tern, alſo daß ich des langen Rückwegs in der Mittagshitze, der mir bevorſtand, vergaß. Er wurde mir dank dem entgegenwehenden Seewind und dem ſchönen, ſich beſtändig erweiternden Blick auf die Meerenge leichter, als ich gefürchtet.

Und leichter auch wurde mein Herz, das ſich nach dem melancholiſchen Bilde des verfallenen Kloſters in der Bergeinſamkeit um ſo lieber den fröhlichen Eindrücken der Gegenwart öffnete. Das Mittelalter iſt vorüber, und wenn es von ſo mancher Seite immer wieder künſtlich am Leben erhalten oder beſſer ins Leben zurückgeführt werden will: das rege Treiben am Hafen und auf den Straßen der Stadt rief mir zu: „Nicht rückwärts, vorwärts den Blick! Und keine grübelnden Träumereien über Dinge mehr, die dem Menſchen ewig verſchloſſen ſein werden! Nutze den Tag! Den kurzen, irdiſchen Tag!“

Digitized by Google

Im Reiche des Äolus.

(Lipari, Vulcano, Stromboli.)

426 vor Chr. machen die Athener von Rhegion an der Meerenge von Messina aus den vergeblichen Versuch, Lipara zu erobern.

260 vor Chr. im Anfang des ersten Punischen Krieges wird der Konsul Cornelius Scipio mit siebzehn Schiffen im Hafen von Lipara von den Karthagern gefangen genommen.

Diese Daten muß der Primaner wissen, wenn er das Maturitätsexamen bestehen will.

Daß der Stromboli einer der wenigen tätigen Vulkane Europas ist, braucht er nicht gelernt zu haben.

Der Kaufmann weiß noch, daß von den Liparischen Inseln die besten Kapern, der beste Malvasier und Bimsstein kommt.

Damit erschöpft sich so ziemlich die Kenntnis des Mitteleuropäers von diesen Inseln. Der Durchschnittsreisende, der Italien gewöhnlich in wenigen Wochen abhetzt, hat weder Zeit noch Lust, sie zu besuchen. Er erblickt sie nur aus der Ferne, von der Nordküste Siciliens oder auf der Fahrt von Neapel nach Messina. Wie ein in der Mitte abgeschnittener Zuckerhut ragt aus dem offenen Meer der Stromboli, — 921 m hoch

Digitized by Google

— eine wunderbare Erscheinung. Noch seltsamer wirkte es auf mich, als ich vor Jahren, in den Gebirgen um Palermo streifend, auf einmal ganz weit draußen im Meer zwei Gebilde entdeckte, beide nebeneinander von der Form eines umgestürzten Aschers. Wenn ich oft die merkwürdigsten Wolkenformationen beobachtet hatte — ein Hauptreiz dieser südlichen Küsten —, das konnten keine Wolken sein. Und richtig, Kompaß und Karte auf die beiden Silhouetten eingestellt, belehrten mich: es waren die Inseln Alicuri, 666 m, und Filicuri, 773 m hoch, die, nicht weniger als 16 geographische Meilen von mir entfernt, aus dem äußersten Meer aufstiegen.

Die Äolischen oder Liparischen Inseln sind durchweg vulkanisch. Daher bilden den Hauptteil der Besucher Geologen, die mit dem Spitzhammer überall loshauen und wühlen und klopfen und ganze Säcke voll der verschiedensten Gesteine mit fortnehmen. Aber auch für den Laien, der ein wenig Sinn für poetische Sage und alte Geschichte übrig behalten hat, lohnt sich ein Besuch dieser landschaftlich herrlichen, mit einem köstlichen Klima gesegneten Eilande. Läßt er sich durch die etwas mangelhafte Unterkunft und Verpflegung den Humor nicht verderben und ist er genug Philosoph und Psycholog, um sich an den Galgengesichtern, die ihm in der Verbrecherkolonie Lipari auf Schritt und Tritt begegnen, nicht zu stoßen, so wird er von diesem Ausflug einen kostbaren Schatz ganz eigenartiger Erinnerungen nach Hause tragen.

Wie gelangt man ins Reich des Äolus?

Im Hinblick auf den geringen Post- und Frachtverkehr sind die Verbindungen keineswegs ungünstig. Dreimal in der Woche geht mitternachts der mittelgroße Dampfer „Corsica" von Messina nach Lipari, besucht abwechselnd einige andere Inseln und kehrt denselben Tag zurück. Da ich meine Nachtruhe nicht unnötigerweise opfern wollte, zog ich es vor, den kleinen Postdampfer zu benutzen, der täglich zwischen Milazzo

Digitized by Google

und Lipari hin- und herfährt. Milazzo erreicht der Schnellzug von Messina in einer Stunde.

An einem frischen Aprilmorgen stach ich in See. Die beleidigend nüchterne Hafenstraße mit dem gewaltigen spanischen Kastell darüber, der Friedhof mit seinen schmucken Totenhäuschen ziehen rasch vorüber. Beinahe eine halbe Stunde gleitet dann das Schiffchen an den Ölhainen der langen Landzunge von Milazzo hin, von deren Höhen die Villen reicher Kaufherren übers Meer hinausblicken.

Originell war das Fahrkartenlösen. Kaum hatten wir den Hafen verlassen, so rief einer Far i biglietti! Sämtliche sieben Passagiere begaben sich zum Schalter und nahmen ihre Karten. Nach fünf Minuten kam derselbe Rufer mit der Zange, knipste und behielt die Karten. Die reine Aufmunterung zum „Schwarzfahren", diese Art Kontrolle!

Am äußersten Ende der Landzunge grüßt aus dunklen Oliven der kalkweiße Leuchtturm von der Klippe nieder. Das Schiff biegt um das Kap herum, und schon treten die beiden nächsten Inseln, Vulcano und Lipari, in ihrer ganzen Breite hervor, durch eine schmale Wasserstraße, die Bocche di Vulcano, geschieden. Auf einem der eisernen Ankerhalter vorn am Bug sitzend, laß ich mich nach langer Pause wieder einmal auf dem Meer wiegen und halte fleißig Umschau. Hinter mir bleibt im weiten Umkreis die Küste Siciliens zurück, von den Nebroden bei Messina bis zu den Madoniden bei Termini. Im Norden aber steigen aus dem Seedunst allmählich Panaria und Stromboli, dazwischen der kleine Felsen Basiluzzo klar empor. Über dem östlichen Kap von Lipari, der Doppelkuppe des Monte Rosa, schimmert es in der Morgensonne grellweiß auf — das sind die beiden Bimssteinberge. Nicht lange, so nähern wir uns Vulcano. Moosgrüne Hänge wechseln mit rosenroter Lava — der erste der vielen Farbeneffekte, die mich auf diesen Inseln erwarteten. Aber bald weicht das karge

Digitized by Google

Grün einer gänzlich vegetationslosen, schwarzgrauen Lava; überall lange, öde Schuttrinnen, wildzerklüftete Felsenabstürze. Da der Hauptkrater, starr, klobig, düster drohend. Die kleine Gruppe des Vulcanello daneben zeichnet sich in elegant geschwungener Linie gegen den Himmel ab. Im Hintergrund tauchen einsame Klippen auf, die höchste ein leibhaftiger Doppelgänger des großen Faraglione von Capri.

Nach zweistündiger Fahrt gliedert sich die weiße Steinmasse, auf die wir zusteuern, zu Häusern und Türmen. Sie wird überragt von einem breiten, scheinbar unnahbaren, grauen Felsen mit den Ruinen einer großen Festung, dem „castello". Ich schlug meinen Homer auf, X. Gesang: Odysseus erzählt den Phäaken seine Begegnung mit dem Windgott, der nach der Meinung der Alten (Diodor) auf den Äolischen Inseln*) hauste:

Und wir kamen zur Insel Äolia. Diese bewohnte
Äolus, Hippolos' Sohn, ein Freund der unsterblichen Götter.
Undurchdringlich erhebt sich rings um das schwimmende Eiland
Eine Mauer von Erz und ein glattes Felsengestade.
Einen Monat bewirtet' er mich . . . . .
Und er gab mir verschlossen im dichtgenäheten Schlauche
Vom neunjährigen Stier das Wehn lautbrausender Winde.
Denn ihn hatte Kronion zum Herrscher der Winde geordnet,
Sie durch seinen Befehl zu empören oder zu schweigen.

Eine echt komische Figur, dieser Alte: halb Dämon, halb Inselkönig, der in seinem Palast mit seiner Frau und seinen zwölf Kindern bei Flötenmusik immerfort schmaust, „tausend köstliche Speisen", und nur zuweilen seine Windgeschäfte erledigt, indem er diesen oder jenen losläßt und den, der gerade weht, wieder in den Sack steckt. Von der Schulbank her haftet wohl noch manchem im Gedächtnis, wie Odysseus dann vom Westwind getrieben — die anderen Winde steckten

*) Strabo verlegt den eigentlichen Sitz des Äolus auf Strongyle (Stromboli).

Digitized by Google

im Schlauch — nach neun Tagen endlich die Wachtfeuer von Ithaka wiedersieht, aber ermattet von der langen Mühe einschläft. Da öffnen seine vorwitzigen Gefährten den geheimnisvollen Schlauch. Und im Nu entsausen die Winde, das Schiff wird wieder ins „Weltmeer" getrieben, zurück nach Lipari (Äolia). Odysseus will um einen neuen guten Wind bitten, aber des prächtigen Alten Geduld ist zu Ende:

Hebe Dich eilig hinweg von der Insel, Du ärgster der Menschen!

Es wird ewig bewundernswert bleiben, wie Homer in seiner kindlich-naiven Weise verstanden hat, ein so trauriges Begebnis, wie das nochmalige Verschlagenwerden von der Heimat, ein so furchtbares Elementarereignis, wie den Schirokkosturm auf offenem Meer, mit der Würze feinsten Humors zu durchtränken.

Ist Homer nicht vielleicht selbst in jungen Jahren hier gewesen, hat hier einen originellen Inselkönig da oben auf seiner stattlichen Burg hausen sehen, hat die Mythe vom Äolus, der hier vielleicht göttlich verehrt wurde, gehört, und als er dann im reifen Alter die Odyssee dichtete, schlossen sich jene Eindrücke: die wie Stahl in der Sonne schimmernden, glatt abfallenden Bimssteinwände und das hohe Felsenschloß in seiner Phantasie zur blinkenden Burg des Äolus zusammen? Wenn die älteste Griechenkolonie auf Sicilien, Naxos, erst 751 v. Chr. gegründet wurde, so bestand doch Jahrhunderte zuvor schon ein eifriger Seeverkehr mit dem fernen Westen. Beweis: das etwa 1000 v. Chr. angelegte Cumae bei Neapel. Homer (dessen Lebenszeit die Gelehrten um 900 ansetzen) flicht seinem Epos mit Vorliebe gerade in Sicilien lokalisierte Sagen ein, z. B. die von den Cyklopen, von Scylla und Charybdis, er gibt gerade die sicilische Landschaft in so treuen Bildern wieder, daß ich für meine Person nicht daran zweifle, daß er die Insel mit eigenen Augen gesehen hat. Warum sollte er da nicht auch nach Lipari gekommen sein?

* * *

Digitized by Google

Aus dieser Versenkung ins graue Altertum rief mich die pfeifende Sirene in die Gegenwart zurück. Das Schiff stoppte. Eine Barke führte mich ans Land. Um des ewigen Ärgers mit den Gepäckträgern überhoben zu sein, nahm ich meinen Rucksack selbst auf die Schultern und bahnte mir mit dem Stock einen Weg durch die gaffende Menge.

Wie freute ich mich, im Gasthof des Don Francesco Traina einen Teil des Werkes: „Die Äolischen Inseln", von Prof. Alfred Bergeat vorzufinden. Dann brachte der Wirt stolzen Blickes auch die Photographie dieses seines „amico" herbei, der vor Jahren lange Zeit bei ihm gewohnt habe. Wie ein Gruß aus der fernen Heimat berührte mich das unternehmungslustige, jugendfrische, echt deutsche Antlitz.

Ich spazierte durch die etwas altmodisch gepflasterten, aber sauber gehaltenen Straßen und freute mich an dem Wohlstand, der aus den schmucken Häusern, den freundlichen Kirchen zu mir sprach. Nur wunderte ich mich, an Denkmälern weder den üblichen Garibaldi, noch Viktor Emanuel oder Humbert I. vorzufinden, sondern nur den heiligen Bartholomäus. Ihm ist am Hafen aus weißem Marmor ein Standbild errichtet vom Ordo populusque Liparensis, also vom Domkapitel und Volk von Lipari, und zwar, so lautet die klerikal-demokratische Inschrift weiter, weil dieser ihr stets gegenwärtiger (praesentissimus!) Patron die Äolischen Inseln 1854 vor der lues asiatica, der Cholera sicher beschützt habe, die damals bekanntlich im nahen Sicilien wütete. Als ich dann auf einem hochgelegenen Platz ein palastähnliches Gebäude im gotischen Stil bewunderte, gesellte sich ein Herr zu mir, der mir bedeutete, das sei das Schulhaus (man vernahm auch laut deklamierende Kinderstimmen aus dem Innern). Auf meine Frage, warum es statt der Fenster Bretterverschläge habe, antwortete er mir, die Gemeinde habe kein Geld mehr, diesen Palazzo fertig zu bauen. Das ließ nun allerdings auf eine heillose

Digitized by Google

Finanzwirtschaft schließen. Dieses Haus schätzte ich auf wenigstens 100 000 Lire, und jetzt langte es nicht einmal mehr zu den Fensterscheiben.

Don Giovanni erbot sich, mich aufs Kastell zu begleiten. Durch mehrere Tore an patrouillierenden Wachen vorbei geht es aufwärts, dann durch eine Kaserne in ein Gewirr von engen, finsteren Gassen. Die Kaserne sperrt die Verbrecherkolonie von der Außenwelt ab. Ich hatte Gelegenheit, in einen der sechzehn großen Säle (cameroni) zu blicken, in denen die achthundert Verbannten schlafen und hausen: zwei lange Reihen ärmlicher Betten einander gegenüber in einem stallähnlichen, schlecht beleuchteten Raum von dürftigster Ausstattung. Die Ordnung ist sehr streng. Zwar dürfen die „coatti" außer an Sonn- und Feiertagen morgens von acht bis zwölf Uhr und dann wieder bis zum Trompetensignal gegen Abend in der Stadt sich aufhalten, diese aber nicht verlassen, auch dürfen sie keine Stöcke oder Messer bei sich tragen, keine Versammlungen oder Unterhaltungen besuchen. Eine Stunde vor Ave Maria, d. h. im Winter schon vor vier Uhr, werden die Gefangenensäle geschlossen. Die kleinsten Vergehen werden mit wochenlangem Arrest, schwerere mit Isolier- und Dunkelzelle, Zwangsjacke (camicia di forza) und Ketten bestraft. Zum Mittagsappell müssen sie sich alle im Kastell einfinden und erhalten vom Staat die massetta, das tägliche Zehrgeld in Höhe von fünfzig Centesimi.

Auch andere Staaten haben ja die Zwangsverschickung. Rußland hat sein Sibirien und die Insel Sachalin, auf der allein 30 000 gemeingefährliche Individuen zum Heile der Gesamtheit isoliert sind, Frankreich hat sein Cayenne. So wird man es dem italienischen Staat, der an so schweren sozialen Schäden wie Cammorra, Mafia, Anarchismus krankt, nicht verargen dürfen, wenn er seine schlimmen Elemente in ähnlicher Weise unschädlich zu machen sucht. Daß er dazu in

Digitized by Google

Nachahmung des altrömischen Vorbildes seine Inseln benutzt, wird man begreifen, wenn schon bedauern, daß landschaftlich so schöne und interessante Punkte, wie die Liparischen, die Ägadischen und namentlich die Ponza-Inseln dadurch vom Besuch der reiselustigen Menschheit beinahe ausgeschlossen werden. Auch leiden natürlich die Einheimischen. In Lipari sind die coatti verhaßt und gefürchtet, die Weiber nennen sie verächtlich sterrati (die Entwurzelten). Von ihren zehn Soldi täglich können sie kaum leben. So ereignen sich oft Diebstähle und Verbrechen wider die Person.

Was an dem gegenwärtigen System des domicilio coatto mit Recht getadelt wird, ist folgendes:

1. wird es nicht durch Richterspruch, sondern durch Verfügung der Verwaltungsbehörde verhängt und zwar über Verurteilte nach Verbüßung der längeren oder kürzeren Freiheitsstrafe. Dadurch wird besonders politischen Verbrechern gegenüber der Willkür Tor und Tür geöffnet;
2. besteht kein Arbeitszwang. So werden diese Hunderte verlorener Existenzen im Müßiggang bestärkt, die noch nicht ganz verdorbenen in der Tat dazu erzogen. Diese gehen überdies bei dem jahrelangen, engen Zusammenleben mit schlimmen und schlimmsten Elementen hier in eine wahre Hochschule des Lasters. Um sich bei den Vorgesetzten lieb Kind zu machen und bald wieder wegzukommen, spielen viele den Spitzel und Angeber. Daher das Sprichwort: settecento coatti — settemila spie (700 Verbannte, 7000 Spione). Kurz, es ist die Hölle auf Erden, namentlich für die politischen Verbrecher: Redakteure demokratischer Blätter, Parteiführer usw., die oft aus den gebildetsten Kreisen stammen; denn das ist
3. meiner Meinung nach der größte Übelstand dieser Einrichtung, daß die gemeinsten Bösewichte: Betrüger,

Digitized by Google

Mörder, Räuber, Taschendiebe mit politischen Gefangenen, solchen, die wegen Aufreizung, Majestätsbeleidigung und ähnlichem verurteilt waren, zusammengesperrt werden;

4. bedeutet es eine ungeheure Belastung des Budgets. Italien besitzt sieben solcher Strafkolonien. Bei einem Durchschnittsbestand von achthundert Köpfen kostet die von Lipari allein dem Staat täglich 400 Lire, das sind jährlich etwa 150000 Lire nur an Kostgeldern, wofür die Empfänger keine Hand rühren.

Die Mauern der Festung umschließen eine ganze kleine Stadt für sich mit Kaufläden, Barbierstuben, Kneipen usw., alle von ehemaligen Verbannten gehalten. Überall sieht man die Sträflinge in ihren derben, braunen Zwillichsachen herumlungern und -hocken, von der tödlichsten Langweile geplagt. Die Anstaltskleidung tragen nur die Armen, die besser Gestellten dürfen sich auf eigene Kosten bürgerlich kleiden und sind dann nur an ihrer Physiognomie und Haltung zu erkennen. Aber unschwer. Denn aus ihnen spricht die ganze Stufenleiter des menschlichen Lasters — hier können Psychiater und Untersuchungsrichter Studien machen. Der scheue, unsichere Seitenblick des einen verrät den Einbrecher, der stolze, verächtliche Gesichtszug eines anderen den Straßenräuber. In diesen Augen lauert der bestiengleiche Blutdurst des Mörders, in jenen die schlecht verhohlene Rachsucht des Anarchisten. Viele sind offenbar epileptisch und halb irre, gehören eigentlich ins Narrenhaus. Mehrere grüßten mich, wohl weil sie in mir einen Regierungsbeamten vermuteten, auf den sie einen guten Eindruck machen wollten.

Plötzlich hallen durch die enge Gasse militärische Schritte. Ich wende mich um und gewahre etwa ein Dutzend Dreimaster, Säbel und Gewehre — ein Gefangenentransport.

Eben ist die „Corsica" aus Messina gekommen und hat

Digitized by Google

aus dem Zentralgefängnis daselbst wie gewöhnlich neue unfreiwillige Bewohner der Insel zugeführt. Einige schleppen einen kleinen Sack, einen Koffer auf dem Rücken, zwei sind beinahe elegant gekleidet und sehen intelligent aus, die meisten, zerlumpt, tragen das Kainszeichen an der Stirn. Paarweise mit Handschellen aneinander geschlossen trotten sie zwischen den Carabinieri dahin. Ihr übernächtiges Aussehen verstärkt den melancholischen Eindruck.

Sie werden in ein Wachtzimmer geführt und ihrer Ketten entledigt — wir sahen es durchs offene Fenster — und erhalten den foglio di permanenza, den Ausweisschein, den sie immer bei sich führen und auf Verlangen vorzeigen müssen. Dann treten sie heraus, zuerst ein höchst unmotiviert lächelndes, krankhaft gestikulierendes Männchen, das uns mehrmals mit dem Blick eines hungrigen Hundes umkreiste, — gewiß ein Taschendieb. Dann mehrere echte Mafiosen, mit dem selbst durch langen Kerker ungebrochenen Verbrecherstolz, endlich auch die beiden Eleganten, weniger ergeben in ihr Schicksal, das sie verdammt, nach Verbüßung ihrer Strafe nun noch zwei, drei, vielleicht fünf Jahre fern von Heimat und Familie beständig mit dem Abschaum der Menschheit zusammen zu hausen.

„Jetzt sind's wenige, nur achthundert", meinte Don Giovanni. „Aber 1898 nach dem Aufstand von Mailand, da lieferten uns die Kriegsgerichte so viele her, daß die Zahl auf 1200 stieg."

Wir traten in den Dom. Denn sonderbarerweise erhebt sich mitten in der Verbrecherstadt die Hauptkirche, und der Bischof, gefolgt von seinen 24 Priestern, führt die großen Prozessionen mitten durch dieses traurige Asyl. Die Kirche ist dem heiligen Bartholomäus gewidmet, auf einem Altar kann man den Patron der Stadt in seinem ganzen Glanze bewundern: lebensgroß, in Silber getrieben, ein alter, bärtiger Mann mit ziemlich geistlosem Gesichtsausdruck, trotz der goldnen, ganz altertümlichen Krone, die ihm aufgestülpt ist, sehr traurig drein-

Digitized by Google

blickend. Kein Wunder — über dem rechten Arm trägt er seine eigene Haut, die ihm eben abgezogen worden ist, wie mir Don Giovanni auseinandersetzte. Nun erst verstand ich die merkwürdige Bildung seines Körpers, an dem die Rippen und Muskeln ganz unnatürlich hervortraten. Der Arme war geschunden worden, und zum Zeichen seines Märtyrertums hielt er in der einen Hand ein großes, vergoldetes Fleischermesser, in der anderen eine Blume, alles aus Silber. Ich fragte meinen Begleiter, wie der Apostel zu der Ehre käme, gerade hier so intensiv verehrt zu werden. „Er ist allerdings in Kleinasien geschunden worden", sagte Don Giovanni nachdenklich. „Aber seine Gebeine sind eines Tages in einer Kiste übers Meer geschwommen und in Lipari gelandet. Seit der Zeit ist er unser Heiliger."

In der Sakristei, wo eine Porträtsammlung die liparischen Bischöfe der letzten zwei Jahrhunderte vorführt, ließ ich mir den sonderbaren Monsignore Tóbaro zeigen, der vor etwa fünfzig Jahren eine hier aufgedeckte römische Bäderanlage wieder zuschütten ließ, damit — keine Fremden auf seine Insel kämen. Also der Standpunkt des Tiroler Klerus und der chinesischen Mandarinen. Der Monsignore hatte nichts Fanatisches oder besonders Rückschrittliches in seiner Miene, und ich konnte nicht umhin, ihm ein wenig recht zu geben.

Solch ein Inselzustand hat immer etwas Einsames, sagt Goethe von dem großen, dem Festland doch so nahen Sicilien. Um wie viel mehr gilt das von diesen kleinen, entlegenen Inseln! Dies Gefühl der Abgeschlossenheit gibt zugleich das Bewußtsein, nur auf sich selbst gestellt zu sein und erzeugt mit dem Mißtrauen gegen fremde Hilfe das Vertrauen lediglich auf die eigene Kraft. Und viel stärker ist infolgedessen das Gefühl der Zusammengehörigkeit. So kommt es, daß wir schon im grauen Altertum hier eine eigentümliche Staatsverfassung vorfinden. Die Liparäer lebten nämlich, wie Diodor (V. Buch 9. Kap.) erzählt, in gemeinsamen Speise-

Digitized by Google

genossenschaften; die ganze Insel war gemeinschaftliches Eigentum und wurde von dem einen Teil der Bewohner im brüderlichen Verein bebaut, während der andere Teil dem Meer seine Schätze abgewann und gegen Seeräuber und sonstige Neider dieses stillen Glückes zu Felde zog, so gegen die Etrusker im 6ten Jahrhundert, gegen die Athener 415, später gegen die Karthager. Vor mehr als 2000 Jahren bereits war hier, wenigstens in großen Zügen, das Ideal des sozialistischen Zukunftsstaates verwirklicht. Und wie stark die Liparäer waren, lehrt ihre Unbesiegbarkeit: Die Athener, die im Winter 427/26 mit dreißig Schiffen einen Angriff auf die Äolischen Inseln unternahmen, konnten nur das flache Land und die unbewohnten Inseln Hiera (= Vulcano), Didyme (= Panaria), Strongyle (= Stromboli) verwüsten, deren Felder die Liparäer von Lipari aus bebauten, diese selbst in ihrer festen Stadt und Burg aber nicht bezwingen.

Und wenn sie auch von den Kriegsstürmen der Völkerwanderung vom Norden her und den Raubzügen des von Süden immer wieder andringenden Islam nicht ganz verschont blieben, im allgemeinen haben die Insulaner stets für sich ein still-zufriedenes Dasein geführt. Wie die alten Namen sich fast unverändert erhalten haben, so sind die Inseln noch heute unberührt von den vorüberrollenden Jahrhunderten, Jahrtausenden. Keine Fahrstraße und infolgedessen weder Pferd noch Wagen sind zu erblicken. Den Transport auf den holprigen Saumwegen besorgen Esel und Maultier. Ihre Fische, die sie selbst essen, und ihr Bimsstein, sowie Kapern, Malvasier, Feigen, die sie weithin verschicken, sind die nie versiegenden Quellen ihres Lebensunterhalts. Welche Ruhe, welcher Friede weht uns hier an! Indem ich die milden, edlen Züge des fremdenfeindlichen Bischofs betrachtete, kam mir der Gedanke: möglich, daß er in erster Linie die Ketzer von der ihm anvertrauten Herde fernhalten wollte. Aber

Digitized by Google

vielleicht hatte er auch draußen den erbitterten Kampf ums Dasein gesehen, wie die Menschen, in den großen Städten zusammengepfercht, nach Gewinn und Lebensgenuß gieren und je reicher, desto unzufriedener werden, hatte gesehen, wie in mancher Fremdenstadt sich zwar der Wohlstand einzelner hebt, aber auch durch das böse Beispiel, durch die Ansprüche und den Luxus der Gäste, die große Masse nur anmaßender, fauler, überhaupt in jeder Beziehung sittlich minderwertiger wird. Davor wollte der Monsignore sein arbeitsames, behaglich dahinlebendes Inselvölkchen bewahren.

Von der Höhe des Kastells genießt man einen reizenden Blick auf den kleinen Hafen, auf die platten Dächer des Städtchens mit den schmucken Kirchen dazwischen. Dahinter in gefälligen Linien aufsteigend, prangen Gärten und Weinberge, überall durchsetzt von blinkenden Meierhöfen. Ein freundliches Grün hat die Tuffslandschaft dieses südlichen Teiles der Insel überkleidet und zieht sich bis zu den drei höchsten Erhebungen, den Monti Guardia, Giardina und Sant' Angelo hinauf, die die Stadt überragen. Das gewaltige Bimssteinmassiv der nördlichen Inselhälfte bleibt verdeckt.

Don Giovanni zeigte mir von den Bastionen aus den recht bescheidenen Palast des Bischofs, dann das desto stattlichere Schwesternhaus. 22 Nonnen unterrichten da 700 Mädchen. Selten wird man in Unteritalien mit seinen 50 bis 70 pCt. Analphabeten einem so stark besuchten Schulunterricht begegnen. Auch ein Zeichen des Wohlstandes.

* * *

Noch ein anderer Gott hat auf den Liparischen Inseln eine Enklave oder besser ein Absteigequartier, der sonst in der Tiefe des Ätna mit seinen schwarzen Gesellen am Feuer steht und hämmert: Hephäst oder Vulcanus. Die Insel Vulcano

Digitized by Google

trägt heute noch seinen Namen, wie sie zur Zeit der Griechen Hiera Hephaistu, die dem Hephäst heilige hieß.

„Die Liparäer bilden sich ein, Hephästos habe in Hiera seine Schmiede, weil man bei Nachtzeit ein starkes Feuer und den Tag über Rauch von der Insel aufsteigen sieht." So Thucydides (III. Buch, 88. Kap.), der, angekränkelt von der Zweifelssucht des hochkultivierten Athen jener Tage, schon nicht mehr so recht an die alten frommen Märchen glaubt.

Die Liparäer aber glaubten ganz ernstlich an ihren rauhen Feuergott, der auf allen ihren Münzen wiederkehrt, entweder als Büste mit einer runden Kappe über den Ohren oder in ganzer Figur, nackt, sitzend, den Hammer in der Hand. Die Rückseite der meist seltenen und schönen Münzen weist hingegen auf die Bedeutung, die das Meer für die Bewohner hatte, durch Darstellung eines Nachens, eines Schiffsvorderteils oder eines springenden Delphins hin. Eine Menge alter Schriftsteller*) erwähnen Vulcano, ein Beweis dafür, welchen Eindruck der feuerspeiende Berg mitten im Meere auf die abergläubische Phantasie der Menschen von jeher ausgeübt hat. Noch im frühesten Mittelalter, wo man Vulcano für die Hölle des Theodorich hielt, war Vulcania, wie es damals hieß, ein Deportationsort für schwere Verbrecher. Das geht aus Cassiodor hervor, der in einem Reskript (Variae III. 47) einen Edelmann, der einen anderen im Streit erschlagen hat, zur lebenslänglichen Verbannung ebendahin verurteilt. Die Stelle ist für die damalige Auffassung vulkanischer Erscheinungen charakteristisch, und da sie auch Bergeat nur kurz berührt, obschon sie geeignet ist, die Frage nach der Entstehung von Vulcanello ihrer Lösung näher zu bringen, so kann ich es mir nicht versagen, sie hier mitzuteilen und zwar getreu dem Ori-

*) Die Literatur hat Prof. Bergeat a. a. O. S. 200 ff. zusammengetragen.

Digitized by Google

ginal mit seinem weitschweifigen, blumenreichen Stil, womit der höchste richterliche Beamte des Ostgotenreiches das Urteil ausschmückt. „Da (auf Vulcania) soll der Mörder mit dem mörderischen Feuer zusammen hausen, das dort seit Jahrhunderten die Eingeweide der Erde verzehrt. Und doch bleibt trotz des andauernden Brandes die Masse der Insel unversehrt, weil nämlich die unverwüstliche Schöpferkraft der Natur das Gestein immer wieder ersetzt (!), welches das gefräßige Feuer vertilgt hat. An diesem Ort soll er fern der Welt, aus der er einen andern grausam entfernt hat, als Einsiedler leben wie der Salamander, der sein Dasein im Feuer zubringt!" Dann schließt der sonderbare Richterspruch mit einer nochmaligen Abschweifung auf naturwissenschaftliches Gebiet: „Es melden aber die alten Geschichtsschreiber, daß diese Insel aus den Meereswellen feurig glühend hervorgebrochen sei in demselben Jahre, da Hannibal am Hofe des Königs Prusias Gift nahm. Es ist doch höchst wunderbar, daß ein von solchem Feuer glühender Berg von den Meeresfluten verborgen gehalten wurde und die Flamme, die soviel Wasser bedeckte, dort beständig lebendig bleiben konnte."

Es ist klar, daß die letzten Worte sich nicht auf die Insel Vulcano selbst beziehen, deren Vorhandensein viel früher bezeugt ist, sondern jedenfalls auf die kleine Kratergruppe des Vulcanello, die nördlich von dem Hauptstock der Insel gelegen ist. Erst der große Ausbruch von 1550 füllte (nach Fazellus) die bis dahin freie Durchfahrt mit vulkanischen Auswürfen zu, so daß Vulcanello jetzt die nördliche Spitze der Insel Vulcano bildet.

Nun fällt Hannibals Selbstmord in das Jahr 183 v. Chr., und Cassiodors Gewährsmänner waren Orosius und Livius, der im 39. Buch, Kap. 56 das Entstehen einer Insel unweit Siciliens in Hannibals Todesjahr erwähnt. Damit wäre die Frage entschieden, wenn dem nicht eine Stelle bei

Digitized by Google

Aristoteles entgegenstände, der eine ganz ähnliche Naturerscheinung berichtet, die sich im vierten Jahrhundert in der Nähe von Lipara zutrug.

Diese seit alters her berühmte und merkwürdige Insel beschloß ich noch am Nachmittag meiner Ankunft zu besuchen, da der anhaltende Westwind schwere See zu bringen drohte und mir die Überfahrt später vielleicht unmöglich machen würde.

So stieg ich mit meinem Mentor in eine Segelbarke und ließ mich zunächst von zwei Fischern an der Ostküste hinrudern, bis wir in der Nähe der Meerenge (Bocche di Vulcano) einen vorzüglichen Wind bekamen, so daß das große Dreiecksegel aufgezogen werden konnte. Prächtig schoß das Boot dahin, mit der Backbordseite sich tief, fast bis zur Höhe der aufzischenden Wellen überneigend. Don Giovanni, ein Freund des Schwefelbergwerksdirektors auf Vulcano, hatte Briefe an diesen zu überbringen. Denn Briefträger gibt es auf Vulcano ebensowenig wie eine regelrechte Post. Nur einmal in der Woche legt die „Corsica" daselbst an, aber nicht am nördlichen, sondern am südlichen Ende der Insel. Zugleich wollte mein Begleiter, der glücklicher Besitzer von vier Kaps auf Vulcano war, seinen Weinbauer besuchen, den er da auf dem Westabhang des Monte Lentia sitzen hatte.

Bald nach der Ausfahrt hatten wir ein kleines, anregendes Intermezzo. Eine Fischerbarke kam uns entgegen, und ihre Insassen verständigten unsere Fischer schon von weitem, sie hätten einen Tamburo, eine Trommel gefangen. Ich ließ, als sich die Boote begegneten, halten und gewahrte auf dem Steuersitz einen sonderbaren Fisch, weißglänzend, etwa dreiviertel Meter lang und ebenso breit, aber ziemlich dünn. Er gehörte offenbar zur Klasse der Cipuddi (Zwiebelfische). Sein auffallend geringer Umfang rührte daher, daß man, wie ich erfuhr, seine Henkersmahlzeit, eine Unzahl kleiner Fische, bereits aus dem Magen entfernt hatte. Trotzdem, und obschon

Digitized by Google

ihm noch sämtliche Flossen abgeschnitten waren, damit er sich hübsch ruhig verhalte, lebte er noch, was durch ein starkes Keuchen und die Bewegung der Augen kenntlich wurde. Bald zog er das Auge ganz nach innen, so daß es völlig hinter einer dicken, weißen Haut verschwand, bald drehte er es wieder heraus.

„Und wie habt ihr ihn gefangen?" „Der Kerl war betrunken." „Was, betrunken?" „Ja, wir sahen ihn treiben, fuhren hin, und da ließ er sich ohne weiteres packen. An den Augenhöhlen hoben wir ihn heraus und hinein in den Kahn." „Wie viel wiegt er wohl?" „Sechzig Kilo wird er haben." „Und ist das Fleisch eßbar?" Ausgezeichnet, da schlagen wir unsere dreißig, vierzig Lire heraus."

Froh des unverhofften Fanges ruderten die beiden ihre jappende, augenverdrehende Beute nach dem Hafen. Don Giovanni erklärte den seltsamen Fall damit, daß der Trommelfisch nach der reichlichen Mahlzeit jedenfalls an die Oberfläche geschwommen sei, um sich zu sonnen und ungestört seinen Fraß zu verdauen. Da habe ihn der Schlaf überkommen, so daß er von dem Nahen der Barke nichts bemerkt habe. Womit hätte er sich betrinken sollen? Mit Seewasser? Nein, er sei das Opfer eines unbedachten Nachmittagsschläfchens geworden.

„Es gibt wohl viele merkwürdige Fische hier? „Ja, z. B. wurde im vorigen Jahr ein Capidoglio gefangen."

Die Augen der beiden Fischer blitzten, und oft unterbrachen sie Don Giovanni mit Erläuterungen und Berichtigungen, als er mir folgendes erzählte:

„Im August 1902 bemerkten die Wachen der Palamitara unter dem Kap des Monte Rosa eine ungewöhnliche Bewegung der Netze. Im Sommer kommen dort nämlich die Palámiti (ein mittelgroßer, sehr wohlschmeckender Fisch) zu Millionen vorbei, um zu laichen. Und ähnlich wie man am Fest-

Digitized by Google

land und auf Sicilien die Tonnaren auslegt für die Thunfische, so ist die Palamitare ein ganzes System von Tauen und Netzen, um die Palámiti abzufangen. Die Wachen benachrichtigten durch Zeichen die Kameraden am Ufer; sechs Boote zu je vier Rudern stießen ab. Bald sah man, was geschehen; eine Flosse tauchte heraus von der Größe einer Ozeandampferschraube, dann ein Kopf wie ein kleines Gebirge. Hoch schlug das Wasser ringsum auf. Ein ungeheurer Wal hatte sich in dem Netzwerk verstrickt und suchte vergeblich, sich zu befreien. Man ließ ihn eine Zeitlang toben, bis er, völlig von den starken Pfriemgrasnetzen umschnürt, allmählich matter um sich schlug. Da nahten sich ihm die Kühnsten, warfen ein starkes Tau hinter der Schwanzflosse um den Leib des Tieres herum, knüpften die Schlinge, und nun zogen die sechs Boote, im ganzen vierundzwanzig Ruder, das Ungetüm in die Nähe des Ufers. Den Riesen ans Land zu bringen, war unmöglich. Um ihn zu töten, stach man mit Messern, man hieb mit Beilen auf ihn ein, man beschoß ihn aus Revolvern und Pistolen. Alles umsonst! Endlich gelang es, mit einem der größten Fleischermesser seine Weichen zu öffnen. Eine ganze Barkenlast blutiger Eingeweide quoll heraus, und im Nu hatte sich auch schon ein Hai eingestellt, der sich das köstliche Futter wohl schmecken ließ. Der Hai wurde ebenso erlegt wie auch noch ein kleinerer Wal, der alsbald herzugeschwommen kam, jedenfalls das Kind des großen Capidoglio. Als es mit ihm zu Ende war, zog man ihn an den Strand. Er maß 33 m in der Länge. Mehrere Hektoliter Öl wurden ihm abgezapft — schlechtes Öl, nur für die Maschinen. Aber da der Kadaver — Sie können es sich denken, anfangs August — bald in Verwesung überging und den Gestank kein Mensch ertragen konnte, wurde er zerstückelt und auf den Monte Rosa an eine öde Stelle gebracht."

„Und da liegt er noch heute?"

Digitized by Google

„Nein, einige Monate später kam ein englischer Professor. Der hat das Skelett für das Museum in London mit sich genommen. Tausend Lire hat er bezahlt, und das war nicht zu viel; denn das Ungeheuer hatte den Fischern ihre große schöne Palamitara vollständig zerstört.“ —

Durch die Bocche di Vulcano tauchten alsbald die schon vom Dampfer flüchtig beobachteten Klippen wieder auf, die Petra Lunga mit ihrer Durchfahrt, die hier sichtbar wurde, und der Scoglio Minarda, weit draußen, beständig von den Wogen umrauscht, nur von Möwen bewohnt. Im Hintergrund kamen die beiden blauen Kegel von Filicudi und Alicudi zum Vorschein. Dieses prächtige Seestück rahmten rechts die freundlich grünen Abhänge des Monte Guardia, links, voll starrer Öde, die niedrige Lavaterrasse des Vulcanello ein.

Und jetzt nähern wir uns diesem „zierlichsten Vulkangebilde der liparischen Inselwelt“ (Bergeat), d. h. dem östlichsten der kleinen Drillingskrater, dessen eine Hälfte ins Meer gesunken ist, und dem wir im Vorübergleiten sozusagen ins Herz sehen.

Wild durcheinander geworfenes, brüchiges Gestein, rotleuchtend. Eine kräftige, schwarze Rippe durchzieht es von unten nach oben. Den Bruch bedecken zu beiden Seiten sich hinaufschiebende Lavaschichten: das war mein Eindruck. Damit der Leser ein noch klareres Bild gewinne, füge ich die Beschreibung dieses wichtigen geologischen Punktes durch Bergeat (S. 196) an: „Wie wenn man eine Zwiebel entblättert, so daß unter jedem äußeren Blatt noch ein Stück von der Fläche des nächstfolgenden inneren zutage liegt, so ist jener kleine Kegel nicht einfach angeschnitten, sondern die einzelnen ineinander geschachtelten Schalen von Tuff und Schlacken sind teilweise in ihrer vollen Fläche freigelegt, und im Innern sieht man die grobschlackige, von einem Lavagang durchsetzte Kernmasse.“

Digitized by Google

Bald darauf landeten wir in einer kleinen Bucht und klommen zwischen Ginsterbüschen empor. Zwei Arten unterschied ich, den Besenginster (ginestra etnensis) und weiter oben einen in Büscheln prächtig goldgelb blühenden. Das frische Grün und Gelb des Pflanzenwuchses hob sich belebend von der rostbraunen Lava und der tiefschwarzen Asche weiter oben ab, wo dann noch ein anderes Gelb zwischen weißen Dampfwolken aufleuchtete: die Schwefelstufen der Fumarolen.

Bald von aller Vegetation verlassen, ging es steil den Zickzackweg zum Krater hinauf. Vergebens hatte ich in der Nähe der Pietre Cotte („gebratene Steine“), eines kleinen Obsidianstromes, nach den berühmten Bomben gesucht, die der Krater beim Ausbruch 1888—1890 hierher, etwa zwei Kilometer durch die Luft, herausgeschleudert hatte. Auch diese Bomben*), im Volumen von etwa zehn bis fünfzehn Kubikmetern, hatte ein Engländer für ein Museum erstanden und mitgenommen. Wie es möglich war, solche Kolosse fortzubewegen und in die Barke zu bringen, ist mir ebenso rätselhaft geblieben, wie daß der Kran eines gewöhnlichen Dampfers eine so große Last heben konnte, ohne zu brechen.

„Hoffentlich haben die Engländer den Krater stehen lassen, sonst bleiben wir lieber gleich unten.“ Don Giovanni versicherte mir, daß sie den noch nicht mitgenommen hätten.

Auf halber Höhe der Forgia Vecchia („alte Schmiede“), wie dieser Abhang, vielleicht in dunkler Erinnerung an den göttlichen Schmied Hephästos, noch jetzt heißt, kamen wir an einem Schwefelofen vorbei. Er besteht aus einer Ringmauer mit einer kleinen Öffnung, nur wenig über der Erde. Die Ringmauer wird mit dem schwefelhaltigen Gestein, das bereits in der Nähe lagert, angefüllt, letzteres angezündet, und das „Öl“, wie man hier den verflüssigten Schwefel nennt, fließt

*) von Bergeat auf Tafel XXI abgebildet.

Digitized by Google

durch ein Bleirohr, das man in die Öffnung steckt, in die darunter aufgestellte Holzform. Also dasselbe primitive System, wie in den kleineren Schwefelgruben im Innern Siciliens. Von hier an begleitete uns der Capo, der Aufseher der acht in der Forgia arbeitenden „Coatti". Er war selbst ein ehemaliger Sträfling, der wie so mancher andere auf den Inseln geblieben war, sich verheiratet hatte und nun in ehrlicher Arbeit sein früheres Sündenleben sühnte. Niemand fragte danach, was er verbrochen hatte. Ja, er bekleidete sogar eine Art Ehrenamt, indem er die Aufsicht über die Sträflinge erhalten und damit die Verantwortung übernommen hatte, daß diese nicht heimlich entflohen. Jeden Abend schloß er die acht Mann in eine Baracke am Strand ein, und am Morgen ließ er sie wieder heraus.

Schwer keuchend auf dem steilen, schlüpfrigen Pfad kamen uns jetzt vier der Sträflinge entgegen, jeder einen Sack Gestein im Gewicht von sechzig bis siebzig Kilo auf dem Rücken. Wir traten beiseite. „Warum sind es so wenige?" fragte ich den Capo. „Die Ausbeute ist viel geringer als früher, wo drei-, ja vierhundert Leute hier gearbeitet haben sollen. Aber wir sind jetzt auf neue, reichhaltige Lager gestoßen, und das Gesuch ist schon eingereicht, daß wir weitere vierzehn Coatti bekommen."

Es ist nämlich eine besondere Vergünstigung, die nur bei guter Führung erteilt wird, außerhalb des Kastells auf der Nachbarinsel zu hausen und zu arbeiten! Der Tageslohn beträgt 1 Lira 50 Cts. (1,20 M.), nicht viel im Hinblick auf die schwere Mühe, aber doch auch nicht weniger, als ein Landarbeiter in Sicilien für zwölfstündiges Erdhacken bekommt.

Nach etwa einer halben Stunde Steigens wehte uns ein heißer, höchst übelriechender Dualm entgegen, echter Schwefelwasserstoff. Wir kamen zu den Fumarolen. Aus breiten, überall mit Schwefel beschlagenen Spalten quoll der atem-

Digitized by Google

Bald darauf landeten wir in einer kleinen Bucht und kommen zwischen Ginsterbüschen empor. Zwei Arten unterschied ich, den Besenginster (ginestra etnensis) und weiter oben einen in Büscheln prächtig goldgelb blühenden. Das frische Grün und Gelb des Pflanzenwuchses hob sich belebend von der rostbraunen Lava und der tiefschwarzen Asche weiter oben ab, wo dann noch ein anderes Gelb zwischen weißen Dampfwolken aufleuchtete: die Schwefelstufen der Fumarolen.

Bald von aller Vegetation verlassen, ging es steil den Zickzackweg zum Krater hinauf. Vergebens hatte ich in der Nähe der Pietre Cotte („gebratene Steine"), eines kleinen Obsidianstromes, nach den berühmten Bomben gesucht, die der Krater beim Ausbruch 1888—1890 hierher, etwa zwei Kilometer durch die Luft, herausgeschleudert hatte. Auch diese Bomben*), im Volumen von etwa zehn bis fünfzehn Kubikmetern, hatte ein Engländer für ein Museum erstanden und mitgenommen. Wie es möglich war, solche Kolosse fortzubewegen und in die Barke zu bringen, ist mir ebenso rätselhaft geblieben, wie daß der Kran eines gewöhnlichen Dampfers eine so große Last heben konnte, ohne zu brechen.

„Hoffentlich haben die Engländer den Krater stehen lassen, sonst bleiben wir lieber gleich unten." Don Giovanni versicherte mir, daß sie den noch nicht mitgenommen hätten.

Auf halber Höhe der Forgia Vecchia („alte Schmiede"), wie dieser Abhang, vielleicht in dunkler Erinnerung an den göttlichen Schmied Hephästos, noch jetzt heißt, [illegible] einem Schwefelofen vorbei. Er besteht aus [illegible] mit einer kleinen Öffnung, nur wenig [illegible] Ringmauer wird mit dem schwefelhaltigen [illegible] in der Nähe lagert, angefüllt, letzte [illegible] „Öl", wie man hier den verflüssigten

*) von Bergeat auf Tafel V

durch ein Bleirohr, [illegible] darunter aufgestellte [illegible] wie in den kleineren [illegible] Von hier an beginnt [illegible] in der Forgia [illegible] maliger Sträfling [illegible] geblieben war, [illegible] sein früheres [illegible] was er [illegible] Ehrenamt, [illegible] und damit [illegible] zu spät nicht heimlich [illegible] Direktors, in eine [illegible] Mine= wieder [illegible] besichtigt

[illegible] uns [illegible] Teestündchen. [illegible] nebst dem [illegible] aus [illegible] be= [illegible] und [illegible] von [illegible] Borsäure, [illegible] Tonne [illegible] Nacht vom [illegible] die Vor= [illegible] Lager aus= [illegible] Der da= [illegible] ein heftiges [illegible] Forderungen [illegible] mit dem [illegible] wurden,

[illegible] Toscano,

Digitized by Google

benehmende Dampf. Mitten in dem Qualm stand ein Häuer, der das gelöste Gestein den vier anderen Trägern in ihre Säcke füllte. Es wird nur Tagbau getrieben, die heißen Schwefelstücke kühlen schnell ab.

Der Capo hielt uns wie ein gewiegter schweizer Bergführer sicher an der Hand, als es galt, über einige abschüssige Platten zu balanzieren. Dann, als wir auf den Piano delle Fumarole kamen, wurde der Weg, den sich jeder selbst in der Asche zwischen den zahlreichen Bomben suchte, besser. Nicht lange, so standen wir am Rande der „Fossa di Vulcano" und sahen in den Krater hinein.

Er bildet eigentlich nur noch eine historisch-geologische Merkwürdigkeit. Sein Durchmesser hat sich nach Bergeat (S. 181) von 500 m auf 200 m in der Richtung N.N.W.—S.S.O. und auf 140 m in der Achse W.S.W.—O.S.O. verringert, sein Boden infolge der Ausschüttung durch die Eruption von 1888—1890 um fünfzig Meter erhöht. Man schätzt die in den Krater damals zurückgefallenen Auswurfsmassen auf 75,000 cbm. So bietet der Anblick der Fossa, den frühere Beschreiber nicht genug rühmen konnten, jetzt nichts Großartiges mehr. Bergeat fand den Krater 1894 schon im Solfatarenzustand, aber dieser ausgezeichnete Beobachter erweckt durch Wort und Bild doch die Vorstellung einer noch ziemlich lebhaften Tätigkeit. Ich sah nur an zwei Stellen ganz kleine Dampfwölkchen aufsteigen, im übrigen war alles graue, totenstille Einförmigkeit. So scheint es, daß nach jenem gewaltigen letzten Paroxismus die Fossa di Vulcano sich dem Zustand völliger Ruhe immer mehr nähert.

Ein wenig enttäuscht wandte ich mich von diesem Bilde starrer Öde nach Norden und genoß zum ersten Male den köstlichen Blick auf sämtliche sieben Inseln des Archipels. Im Vorblick über dem Vulcanello ruht Lipari breit, behaglich in den Wellen, überragt von den beiden Gipfeln des benachbarten

Digitized by Google

Salina. Zur Linken erheben sich die beiden Kegel: Filicudi und Alicudi, zur Rechten das steilabfallende Panaria, daneben die kleine Insel Basiluzzo, ganz fern der Stromboli aus den strahlenden Fluten. Zu Füßen aber glänzen von der Sandbank zwischen uns und dem Vulcanello im sanften Licht der Nachmittagssonne grüne Weingärten und eine große Feigenplantage herauf. Vor wenigen Jahren erst auf dem durch die Eruption völlig verwüsteten Grund angelegt, zeigen sie, wie schnell in diesem gesegneten Klima die Natur imstande ist, die von ihr geschlagenen Wunden wieder zu heilen.

Für den Besuch beim Weinbauer war es leider zu spät geworden. Dafür folgten wir der Einladung des Direktors, und nachdem ich seine reiche Sammlung vulkanischer Mineralien, darunter besonders herrliche Schwefelkristalle, besichtigt hatte, verbrachte ich auf der Terrasse seines Landhauses, umduftet von Reseda und Glycinien, ein gemütliches Teestündchen. Ich erfuhr, daß der ganze nördliche Teil der Insel nebst dem Abbaurecht bereits seit 1870 einem Engländer Stefenson aus Glasgow gehöre, der aber noch nie dieses sein Besitztum betreten habe. Die Ausbeute an Salmiak, Borsäure und Schwefel war vor dem Ausbruch ziemlich reich gewesen, von 1873—76 jährlich im Durchschnitt 8 Tonnen Borsäure, 20 Tonnen Salmiak und 240 Tonnen Schwefel (die Tonne = 20 Zentner). Da hatte der Ausbruch in der Nacht vom 3. zum 4. August 1888 mit seinen glühenden Bomben die Borsäurefabrik in eine Ruine verwandelt, das Schwefellager ausgebrannt und auch das Wohnhaus arg beschädigt. Der damalige Direktor war nach den ersten Schüssen, die ein heftiges Erdbeben begleitete, mit seiner Frau aus dem Bett gesprungen und auf den Vulcanello geflohen, wo beide, nur mit dem Nötigsten bekleidet, am nächsten Morgen gefunden wurden, halb tot vor Angst und Schrecken.

„Ich bewundere Sie, sagte ich zu der Signora Toscano,

Digitized by Google

die alsbald mit zwei reizenden, kleinen Mädchen an der Hand erschien, „daß Sie es hier zu Füßen dieses schlafenden Ungeheuers aushalten können, in dieser Einsamkeit, von der übrigen Welt vollständig abgeschnitten".

„Oh, ich habe es hier doch ganz gut. Sehen Sie da unseren schönen Gemüse-, Obst- und Blumengarten, dort den nahen Badestrand, wo wir uns im Sommer erfrischen, und da diese wundervolle Seelandschaft nach Salina und Alicudi hin. Mein Mann hat seine Geschäfte mit der Schwefelsiederei, dem Wiederaufbau der Fabrik, vor allem mit der großen Weinpflanzung und der neuen Feigenplantage. Ich habe im Hause genug Arbeit. Wir haben lange Jahre in der großen Welt gelebt, in Messina, Petersburg, Odessa — ich bin eine Russin — und kennen sie zur Genüge. Da tut uns jetzt die Ruhe hier unendlich wohl. Und wie gut bekommt den Kindern das gesunde Klima!" Sie zog das größere Mädchen an sich, sagte ihm etwas ins Ohr, worauf die beiden Kinder verschwanden und alsbald mit einem schönen Strauß wiedererschienen, den sie mir zum Andenken überreichten. Denn schon drängten die Fischer zur Abfahrt, da sich im Westen ein böses, schwarzes Wetter aufbaute.

Ich nahm von diesen „einsamen Menschen" nicht ohne tiefen Anteil Abschied. Wir bestiegen unsere Barke und gingen mit einem steifen W.N.W. pfeilgeschwind durch die erregten Wogen zurück.

* * *

Den folgenden Tag benutzte ich — wieder unter Giovannis Führung — zu einem Ausflug nach dem Bimssteingebiet im Norden. Es umfaßt etwa ein Drittel der 38 qkm großen Insel. In dem Fischerdorf Canneto, das wir über einen kleinen Paß westlich vom Monte Rosa erreichten, suchte ich zunächst das Kontor der Bimssteinexportfirma Haan (Dresden)

Digitized by Google

auf, an deren Prokuristen, Herrn Schubert, ich eine Empfehlung hatte. Er empfing mich als engeren Landsmann sehr liebenswürdig. Aber wie erstaunte ich, als er mich zwei weiteren Herren aus Chemnitz und Kötzschenbroda vorstellte! In diesem abgelegenen Inseldorf drei Sachsen auf einmal! So sehr ich mich freute, nach langer Zeit die so melodischen Laute meiner Heimat wieder zu vernehmen, trennte ich mich doch bald, da ich sah, daß die drei Sachsen teils mit mehreren Leuten zu verhandeln, teils Wichtiges zu schreiben hatten — Verträge, die ein Notar dem Chemnitzer und einem italienischen Schreiber zugleich diktierte. „Wir haben eine große Sache vor. Ich erklär' es Ihnen später. Sie essen doch mit uns zu Mittag?"

Das nahm ich dankend an und schritt mit Don Giovanni fürbaß. Zunächst noch an der weißen Häuserfront von Canneto den Strand entlang, auf den sich weit vorlagernden grauweißen Bimssteinberg, den Monte Pelato zu. Am Ende des Dorfes führt ein gepflasterter Saumpfad steil empor nach dem Weiler Canneto Superiore und von da in die Fossa bianca, den „weißen Graben", ein Tal zwischen dem Monte Pelato und dem anderen Bimssteinberg, dem Monte Chirica. Der Eingang des Tales ist „wildromantisch". Weiße Wände, mit Ginster bewachsen, fallen rechts und links ab. Sie gleichen infolge der starken Erosion ein wenig den Sandsteinbildungen der sächsischen Schweiz. Später weitet sich das Tal, bei einer neuen stattlichen Kirche präsentiert sich zum ersten Male der mächtige, nach Süden aufgebrochene Monte Chirica. Auch er scheint von oben bis unten aus Bimsstein zu bestehen.

Er *scheint* — in Wahrheit bilden, wie Bergeat in seinem Werk S. 96 und S. 117 nachgewiesen hat, das Gerüst des Monte Chirica basaltähnliche Laven, das des Monte Pelato alte Obsidianmassen, welche beide durch den später darauf erflossenen Bimsstein nur verhüllt werden.

Digitized by Google

Hier nun ist alles grauweiß, wie schmutziger Frühlingsschnee. Der Pflanzenwuchs an den Abhängen ist sehr kümmerlich. Hingegen gedeihen im Talboden auf dem Bimssteingrund vorzügliche Reben. Weiterhin fand ich Kartoffeln, Erbsen und andere Gemüse angebaut. Die Ursache dieser unerwarteten Fruchtbarkeit schreibe ich der starken Bewässerung zu, die das ringsum abgeschlossene Tal ermöglicht. Wenn von den zahllosen ausgewaschenen Rissen und Rillen der Bergwände das Wasser der langen, ergiebigen Winterregen niedergeht, so ist es leicht, große Mengen davon auf die Felder abzuleiten. Vermöge seiner Porosität saugt es der Bimssteinboden auf und bewahrt es lange Zeit noch in geringer Tiefe.

Schon beim Aufstieg waren uns Männer und Weiber, einmal ein Zug von acht Mädchen begegnet, die in Säcken oder Körben das kostbare Gestein aus den Bergwerken nach Canneto hinuntertrugen. Den Kopf bedeckt eine kolossale Haube aus grober Leinwand, wie eine Kapuzinerkappe geformt. Sie schützt die Augen vor dem feinen Staub und, tief auf den Rücken niederfallend, schont sie auch die Kleidung. Bald holten wir drei Kinder ein, als sie in der gleichen Tracht, mit leeren Säcken über der Schulter, hinaufstiegen. Die beiden Schwestern waren elf und neun, der Knabe, ihr Bruder, gar erst sieben Jahre alt. Don Giovanni meinte, durch das tägliche Lastentragen in so jungem Alter erhielten die Gestalten etwas Krummes und blieben im Wachstum zurück. Mir ist das kaum aufgefallen, zum mindesten habe ich hier nicht solch elend verbogene und frühwelke Krüppelkinder, ebensowenig bei den Erwachsenen solch abgezehrte und hoffnungslose Leidensgesichter wahrgenommen, wie in den sicilianischen Schwefelgruben.

Der Betrieb ist beim Bimsstein auch ein völlig anderer. Jeder, der hier Grund und Boden hat, schürft danach, sammelt die gefundenen Stücke, trocknet sie und verkauft sie dann an

Digitized by Google

die Exporthäuser in Canneto. Ein großes Terrain besitzt die Gemeinde Lipari. Auf ihm hat jeder Bürger das Recht, den Berg anzubohren, wo er nur will. Doch geschieht das nicht unrationell, wie man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist, wenn man gleich den Löchern eines Schwammes die unzähligen Stollen besonders im Monte Pelato sieht, die in ihn hineingetrieben sind. Gewöhnlich gilt es nämlich erst eine große Schicht tauben Gesteins, wertloser Mischerde zu durchbrechen, ehe man auf reichhaltige Gänge kommt. So tun sich denn gewöhnlich zehn bis zwölf Leute zusammen und arbeiten auf Teilung. Oft gewinnen sie die ersten Monate kaum das Öl für die Lampe, aber dann erzielen sie in kurzer Zeit drei- bis vierhundert Lire.

Und auch die Gemeinde zieht einen erheblichen Nutzen. Sie hat an den Zugängen des Tales einen Wachtdienst eingerichtet. Die Wächter wiegen in ihren Holzhäuschen auf großen Wagen jeden Sack, der davongetragen wird, und stellen die Bescheinigung darüber aus. Weiter unten kontrolliert ein anderer städtischer Beamter Sack und Schein. Jeden Sonntag haben sich die Träger beim Zolleinnehmer (essatore) zu melden und die auf sie entfallende Steuer für die letzte Woche zu erlegen. Für je hundert Kilo werden im allgemeinen zwei Lire erhoben. Für die besseren Sorten etwas mehr. Diese Abgabe hat dem Stadtsäckel früher in den guten Jahren über 100 000 Lire eingebracht, später freilich infolge falscher Spekulationen viel weniger. Die Krise ist noch nicht beendet, und eben die drei Sachsen unten in Canneto sind es, die sie einer glücklichen Lösung entgegen zu führen beflissen sind.

Als mir Don Giovanni diese Verhältnisse andeutete, wurde mir nicht nur klar, warum die Stadt Lipari einen so ansehnlichen Wohlstand aufweist, sondern auch, warum sie jetzt nicht einmal für die Fensterscheiben ihres Schulpalastes das nötige Kleingeld flüssig hat.

Digitized by Google

Wir stiegen in eine der Bimssteingruben. Ihre Stelle bezeichnen regelmäßig eine größere oder kleinere Halde des herausgebrachten tauben Gesteins und eine Holzhütte, worin Handwerkszeug, Körbe und der Proviant verwahrt werden. Neben der Hütte führt dann im Winkel von 45° ein Gang in die Erde. Die Stufen, im ganzen 260, waren niedrig (15 cm) und gut ausgetreten. Nur mußte man sich etwas bücken, um nicht oben anzustoßen. Wir hatten erst wenige der in Seitennischen alle zehn Schritt aufgestellten Lämpchen passiert, da begegneten uns mit vollen Körben auf dem Nacken Weiber, weiß, als ob sie aus der Mühle kämen, und Männer, nur mit Hose und der oben beschriebenen Sackhaube bekleidet. Braunrote, prächtig gebaute Körper zeigten nicht nur Burschen von vierzehn, sondern auch ein Mann von sechzig Jahren. In dieser Grube trägt jeder seine Last von der Schürfstelle bis ans Tageslicht. In einer nahen größeren mit dreihundert Meter Tiefe, hörte ich, sind vier Zwischenstationen eingerichtet, wo die einzelnen Träger sich ablösen. Mühe und Erholung wechseln so in angenehmer Weise. Man schont hier eben die Leute mehr, achtet in ihnen immer noch den Menschen. An der tiefsten Stelle unserer Grube, wo eine schöne, breite Ader weißglänzenden Gesteins (je weißer, desto kostbarer) hervortrat, saß ein Häuer in einer kaum ein und einviertel Meter hohen Höhle und schlug mit der Hacke von der Decke den Bimsstein los. Von jedem, auch nur leichten Hieb fiel ein Block von zwanzig bis dreißig Kilo herunter. Das sah etwas gefährlich aus und ist es auch. Denn manchmal bricht das angrenzende Gestein nach. Verschüttungen kommen alljährlich vor, und wenn sie unbemerkt bleiben, ist der also lebendig Begrabene unrettbar dem Erstickungs- oder Hungertode verfallen. Stütz- oder Deckbalken anzubringen, wäre viel zu kostspielig. Nur zu beiden Seiten und über der Stollenmündung werden ein paar Mauersteine, Gestänge und Gestrüpp

Digitized by Google

eingefügt, damit das Regenwasser nicht eines schönen Tags das ganze Bergwerk zusammenschwemmt.

Wir kauerten uns mit unseren Lämpchen im Halbkreis um den Häuer herum und sahen eine Weile seiner Arbeit zu. Die Blöcke zerfielen meist am Boden schon in mehrere Stücke und ließen sich mit den Händen leicht zerbrechen. Ein Häuer arbeitet in dieser unangenehmen Stellung (sitzend oder hockend) sechs bis zehn Stunden täglich. Länger kann es keiner aushalten, schon infolge der schlechten Luft. Bei der mangelnden Ventilation dürfen sie ihre Lämpchen nur mit geruchlosem reinen Olivenöl tränken.

Wir atmeten befreit auf, als wir, weiß wie die Müller, endlich das liebe Himmelslicht wieder begrüßten, stäubten uns gegenseitig ab und setzten unsern Marsch zur Fossa delle Rocche rosse fort.

Von dieser lustigen Warte sieht man auf einen gewaltigen, dunkelroten Lavastrom (die rocche rosse) hernieder. Er ist einst aus dem geborstenen Krater, dessen höchste südliche Randumwallung heute der Monte Pelato darstellt, durch den Bimsstein hindurchgebrochen und bis ins Meer geflossen, wie man deutlich verfolgen kann. Das Grauweiß des Monte Pelato und das leuchtende Rot der Lava stimmen köstlich zusammen. Der obere Teil dieses breiten Stromes ist bereits bewachsen und trägt da, wo der Bimsstein ihn überkleidet, sogar einige Felder, Weingärten und die Häuser des dürftigen Örtchens Castagna. Den größten Gegensatz bietet der Blick nach der anderen Seite dem Meere zu, auf die Abhänge des Monte Chirica. Eine große, weiße Wüste. Weiter unten, wo der Ginster schon Fuß gefaßt hat, nehmen sich dazwischen die vegetationslosen Flächen aus wie riesige Linnen, zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet. Merkwürdig fielen mir mitten in dieser durchaus hellfarbigen Umgebung die zahlreichen Stücke glasigen, pechschwarzen Obsidians auf, die in den Felsen ein-

Digitized by Google

gesprengt waren oder auch lose auf dem Wege herumlagen. Ich las einige auf, das schönste ziert noch heute meinen Schreibtisch.

Köstlich von diesem Punkt ist aber auch die Aussicht in die Ferne, auf die westlichen und nördlichen Inseln. Nach dem Stromboli vor allem mußte ich immer wieder hinüberschauen. Starr, ungegliedert lag dies eigenartige Schattenbild über den Wassern. Trotz der großen Entfernung beobachtete ich genau, wie es zuerst eine dicke Wolkenhaube trug, die der Wind alsbald wegfegte. Dann erneuerte sich der Qualm — wohl das Zeichen, daß wieder eine Eruption stattgefunden hatte. Ein unheimlicher Geselle, dieser Stromboli. Hingegen das nahe, freundliche Salina! Mit seinem herüberleuchtenden Städtchen Santa Marina, seinen überall verstreuten Bauernhäuschen, seinen reichen Malvasier-Pflanzungen bis weit hinauf zum sonnigstrahlenden Gipfel erschien es mir die Verkörperung eines uralten Ideales der Menschheit, eine von den glücklichen Inseln.

Vater Helios hatte schon den Zenit erklommen. Herrlich duftete in der Fossa Bianca der goldene Ginster, umsummt von honigsuchenden Bienen, als wir nach einem letzten Blick in die Runde nach Canneto zurückwanderten.

* * *

Im Kontor wurden noch immer Verträge diktiert. Herr Schubert klärte mich bald darüber auf:

„Meine Firma erstrebt das Bimssteinmonopol der ganzen Welt und will zunächst auf zwanzig Jahre das Abbaurecht des gesamten Bimssteins auf der Insel pachten. Mit der Gemeinde habe ich schon abgeschlossen. Sie erhält 65 000 Lire jährlich, ohne dafür den kleinen Finger zu rühren. Sie ist gern darauf eingegangen; denn sie erzielte in den letzten Jahren

Digitized by Google

infolge früherer Überproduktion so gut wie nichts. Auch mit etwa neunzig Grundbesitzern sind wir im reinen; das war ziemlich schwierig, weil die Leute meist nicht lesen und schreiben können und sehr mißtrauisch sind. Dazu die Verhandlungen im Inseldialekt, den ich allerdings leidlich beherrsche. Alle Grundstücke mußten ausgemessen, der Boden auf Qualität und Quantität des Bimssteins untersucht und begutachtet werden. Von diesen neunzig Privaten bekommt der eine dreihundert, der andere fünfhundert Lire jährlich; es sind aber auch größere Besitzer dabei, denen wir dreitausend, fünftausend, ja zehntausend Lire Pacht zahlen. Jeder will natürlich soviel als möglich herausschlagen. Nun gilt es noch mit etwa zwanzig abzuschließen — noch drei Wochen schwere Arbeit. Dann können wir der ganzen Welt die Preise diktieren."

„Wird denn nirgends sonst auf dem ganzen Erdball Bimsstein gefunden?

„Nur noch auf Teneriffa. Der Teneriffa-Pumice ist leichter, aber nicht so weiß, auch rauher und schärfer als der hiesige und weit poröser, hat also ein viel beschränkteres Absatzgebiet. Wir fürchten die Konkurrenz nicht."

„Wird die Überwachung nicht sehr schwierig und kostspielig sein?"

„Wir werden natürlich Kontrollbeamte anstellen. Ich kenne hier durch langjährigen Aufenthalt so ziemlich jeden, werde mir die zuverlässigsten aussuchen und sie gut bezahlen. Sie werden in der Hauptsache aber nur die Ausfuhr überwachen. So wird's einfacher. Die ganze Ausfuhr liegt in unseren Händen. Wer dabei betroffen wird, daß er ohne unser Wissen und Auftrag das kleinste Stück Bimsstein verlädt, ist schon als Schuldiger entlarvt."

Ich konnte nicht umhin, den erst 27jährigen, ziemlich kleinen und zarten Herrn, der mir das alles mit geschäftsmäßiger Ruhe auseinandersetzte, zu bewundern. Welche Energie

Digitized by Google

in der Überwindung aller erdenklichen Schwierigkeiten und Hindernisse, was für eine diplomatische Begabung gehörte dazu, dieses Unternehmen zum glücklichen Ende zu führen! Und welche Umsicht und Berücksichtigung aller möglichen wichtigen Umstände hatte, ehe man überhaupt den ersten Schritt tun konnte, das kaufmännische Kalkül erfordert! Hier handelte es sich um Hunderttausende, die jährlich gewonnen, aber auch — verloren werden konnten, wie denn eine von den Insulanern vor einigen Jahren mit der gleichen Absicht gegründete Gesellschaft „Eolia" nach zwei Jahren bereits in Konkurs verfallen war, da sie es nicht erreicht hatte, sämtlichen Bimsstein in ihrer Hand zu vereinigen und so den Wettbewerb von vornherein zu ersticken.

Nach der gemeinsamen Tafel führte mich Herr Schubert in die Magazine und Arbeitsräume.

In großen Baracken lag das grauweiße Mineral bis an die Decke aufgeschichtet. Etwa ein Dutzend Mädchen und Frauen saßen herum und feilten faustgroße Stücke. Die so von erdigen Bestandteilen befreiten Stücke bewerten sich ungefähr um $^2/_3$ höher als die ungereinigten. Die Preise zeigen eine große Verschiedenheit, wie folgende Tabelle ausweist; ein Quintale = hundert Kilogramm kosten von:

Parapara Frasca, unbearbeitetes Mittelgut .	20,—	Lire
Limata nera, schwärzlicher, gefeilter Bimsstein	19,—	„
Limata dubiosa, desgl. halbweiß-halbschwarz	27,—	„
Limata bianca, desgl. weiß	40,—	„
Limata fina, desgl. Auslese	70,—	„
Pezzame, Abfälle, Ausschuß	1,40	„
Hingegen:		
Fiore, Blume, d. h. Auslese besonders leichter und weißer Qualität	250,—	„
Primo Fiore, beste Qualität	400,—	„

Digitized by Google

Diese letzten edelsten Sorten, die z. B. zum Schleifen von Violinsaiten dienen, werden sorgfältig in Kisten in Holzwolle verpackt, das Mittelgut in Tonnen. Fünf Böttcher und ebensoviele Tischler arbeiten beständig nur für das „Imballagio". Das Pezzame aber geht in die Mühle.

Eine solche Bimssteinmühle ist sehr sehenswert. Die Stücke werden in einen großen Holztrichter geschüttet. Oben sitzt ein Knabe, der sie in kleinen Portionen nacheinander in die Öffnung schiebt, durch welche sie zwischen die Mühlsteine fallen. Das Mehl rinnt in Körbe. Die vollen Körbe werden zu den Trockenöfen getragen, wo unter langsamem Kohlenfeuer auf eisernen Rosten das Mehl trocknet, beständig mit eisernen Haken hin und hergerührt. Von den Rosten geht es durch Röhren in die Buratti, große achtseitige Holzbehälter. In ihnen wirbelt ein spiralförmige Eisenstange das Bimssteinmehl durcheinander und wirft es gegen verschiedene Drahtsiebe. Durch das erste geht das feinste, durch das letzte das gröbste Mehl durch und fällt in unten befestigte Säcke. Ist ein Sack gefüllt, so wird er zugeschnürt und ist versandfertig. Das feinste Mehl mit einem Korn von etwa $^1/_{10}$ mm brauchen die Wachstuchfabriken und Glasschleifereien.

Zum Feilen des geringeren Materials bedient man sich auch eiserner Trommeln, die gedreht werden. Durch kleine Löcher fällt der Staub, der sich durch die Reibung ablöst, heraus.

Als wir später unter der Pergola vor dem Kontor bei einer guten Zigarre saßen, mit dem Blick auf das weite Meer und den mächtig qualmenden Stromboli, kamen immer noch Männer und Weiber mit schweren Lasten von den Gruben her, an uns vorüber, schweißtriefend, völlig erschöpft. Und selbst die Kinder von vier Jahren suchen aus fröhlichem Spiel ein ernstes Geschäft zu machen. Auch sie arbeiten schon in der Bimssteinbranche mit, indem sie, wie ich bemerkte, mit

Digitized by Google

Holzstäbchen den Ufersand durchstochern und kleine Stücke, die Straquature, d. h. was das Meer auswirft, herauswühlen. Für einen Korb von vierzig Kilo bekommen sie in der Mühle eine halbe Lira (40 Pf.). Nicht viel, aber es hilft der Familie mit wirtschaften.

Alles nährt sich von den Schätzen der weißen Berge, der „Montagna d'oro", wie sie im Volksmunde heißen.

Hier liegt das Gold tatsächlich auf der Straße. Glücklich, wer einen Bimssteinhügel auf Lipari sein eigen nennt, aber womöglich mit — Primo fiore. . . . .

* * *

Zwischen Lipari und dem benachbarten Salina herrscht lebhafter Verkehr. Täglich fährt der Postdampfer von Milazzo weiter nach Salina, und auch die „Corsica" läuft regelmäßig mehrere Reeden von Salina an. Ungünstiger ist Stromboli dran, das nur zweimal, am ungünstigsten Filicudi und Alicudi, die nur einmal wöchentlich von ihm berührt werden. So ist ein Besuch dieser beiden letzteren eigentlich ausgeschlossen, wenn man nicht die hohen Kosten einer Segelbarke, etwa vierzig Lire aufwenden oder gleich für acht Tage, bis zur nächsten Ankunft des Dampfers, auf ihnen weilen will. Schade um Filicudi, das wohlbebaut, geologisch interessant und an landschaftlichen Schönheiten reich ist. Den Blick von dem Monte Terrione nach Sicilien hinüber und auf das Kap Graziano rühmt Bergeat (S. 204 ff.) nicht minder, wie die Grotte Voimarin an der Westküste, die die Grotten Capris beinahe übertreffen dürfte. Außerdem bewahrt dem spürenden Archäologen ein Felsen, die „Montagnola", eine altgriechische Inschrift. Von Alicudi freilich sehnte sich selbst Bergeat nach kaum dreitägigem Aufenthalt wieder nach „Menschen". Ein Pfarrer und eine Lehrerin sind dort die einzigen Kulturträger. Im übrigen sagt der Volkswitz auf Lipari von den Bewohnern

Digitized by Google

Alicudis, sie würden alle hundert Jahre alt, weil es daselbst weder Arzt noch Apotheker gebe. . . . .

So beschloß ich zunächst Stromboli einen Besuch abzustatten.

Prächtig ist diese kleine Seereise zwischen und zu den einzelnen Inseln hin, mit immer wechselnden Marinebildern, heiteren, lieblichen und düsteren, ja majestätischen. An Reiz gewinnt sie, wenn man sich vorstellt, daß diese Gruppe von Inseln mit ihren kaum zwei Quadratmeilen Gesamtflächeninhalt in Wahrheit ein vulkanisches Gebirge ist, das nur mit den Spitzen seiner bedeutendsten Gipfel aus dem Meer herausragt, das an Höhe — vom Meeresgrund gemessen — dem Ätna gleichkommt, an Ausdehnung sein Massiv aber um das Fünffache übertrifft.

Der Himmel war ziemlich trübe und verhüllte die Küsten Siciliens, als ich mich eine Stunde vor Mittag auf der „Corsica" einschiffte. Ein kalter Wind aus Norden pfiff, die See ging hoch.

Im Fluge ziehen Canneto mit seinen blanken Häusern und der Pergola des Haanschen Kontors, dann die ausgewaschenen, überall angebohrten Abhänge des Monte Pelato vorbei. Die schöne ferne Gruppe: Panaria, Basiluzzo, Stromboli bleibt lange zur Rechten, die drei Gebilde verschieben sich beständig. Bald taucht hinter der roten Lava der Punta Castagna, wo die Rocche rosse schauerlich wild ins Meer abstürzen, eine weiche blaue Höhenlinie auf, die Fossa delle Felci (Farnkrautberg) der Insel Salina (962 m). Links tritt der Bimssteinkrater gewaltig heraus, massige Kegel und Halden, wildzerklüftete Schuttrinnen und Schroffen — von Teneriffa mit seinen minderwertigen Produkten abgesehen, das einzige, aber unerschöpfliche Bimssteinreservoir für die ganze Erde!

In den Bocche, dem Meeresarm zwischen Lipari und Salina, erscheinen mit wunderbar zarten Umrissen ganz fern

Digitized by Google

Filicudi und Alicudi, verschwinden aber bald, als wir uns Salina nähern. Auch von hier zeigt sich Salina überall hoch hinauf mit Wein (Malvasier) bepflanzt, den oben Ginster- und Farndickicht ablöst. Zwischen dem sanft strahlenden Grün tritt öfters das vulkanische Gestein dunkelziegelrot in stattlichen Brüchen zutage.

„Don Vincenzo, wir sind bei Santa Marina", rief, als die „Corsica" tutete und alsbald angesichts des sauberen Strandstädtchens stoppte, ein Pfarrer in die Kajüte hinein, wo sein dicker, kleiner Amtsbruder auf dem Sofa ausgestreckt — eine halbe Leiche — lag. Den hatte es gepackt. Mühsam erhob sich der fromme Herr, langte nach seiner schwarzen Tasche und verließ wankend mit noch zwei Pfarrern das Schiff.

Im ganzen waren neun Priester in Lipari eingestiegen, und alle trugen sie kleinere oder größere schwarze Taschen. Darin verwahrten sie, wie ich erfuhr, nicht nur des Leibes Nahrung und Notdurft, sondern auch solche der Seele — nämlich jeder ein Fläschchen heiliges Öl, von ihrem Bischof am Gründonnerstag geweiht und ihnen feierlich überreicht, womit sie das ganze Jahr hindurch die Sterbenden zu versehen haben.

Am östlichen Ufer der Insel Salina hin geht es durch die Bocche nach Süden, dann um die Punta Lingua herum nach Rinella. Unter dem stumpfen Kegel des Monte Porri, der trotz seiner Steilheit bis zur Hälfte schräg terrassiert und gleichfalls mit Malvasier bebaut ist, dehnt sich der Ort zum kleineren Teil unten auf einer Lavastufe aus, zum größeren, etwa 100 m höher, liegt er am Eingang des ziemlich breiten Tales, das zwischen Monte Porri und Fossa delle Felci die Insel von Süden nach Norden durchschneidet und in zwei ungleiche Hälften teilt. Saubere Häuser, oben wie unten, mehrere freundliche Kirchen und prangende Gärten. Diesem Wohlstand entsprachen der Leibesumfang und die rosigen,

Digitized by Google

fettglänzenden Gesichter der drei Pfarrer, die hier wieder aus-stiegen. Die kleine Barke mußte fünfundzwanzig Personen und ungefähr ebensoviele Koffer, Kisten und Säcke aufnehmen. Es sah gefährlich aus, als sie abstießen, und dauerte lange, ehe sie bei der starken Brandung die schmale Landungsstelle er-reichten. Die „Corsica“ nahm indessen unter gewaltigem Stampfen nach Westen ihren Kurs und umkreiste so beinahe die ganze Insel. Längst waren die Zwillingsgestalten von Alicudi und Filicudi wieder in Sicht. Während dann Ali-cudi allmählich von Filicudi verdeckt wird, dehnt sich gen Osten Lipari, dem wir hier sozusagen in den Rücken gekommen sind, in herrlichem Profil aus, daneben tritt Vulcano in seiner ganzen Mächtigkeit hervor. Wie schön sind diese Linien über dem dunkelblauen Meeresstreifen, von der Punta del Rosario ansetzend, in dem Monte Saraceno und der Fossa di Vulcano gipfelnd! Und weiter dann der Monte Sant' Angelo und Monte Chirica, ihrerseits dominierend auf ihrem kleinen Eiland! Zwischen diesen kühnen Schwüngen liegt friedlich eingebettet ein paradiesisches Idyll, die Seelandschaft der Bocche di Vulcano mit dem zierlichen Vulcanello. Nur zu schnell ent-schwindet dieses Bild, dafür lugt plötzlich von Nordorst her der Stromboli wieder um die Ecke.

Nicht minder fesselnd ist die Nahsicht auf die Westküste von Salina. Da bauen sich unter den Abstürzen des Monte Porri eine ganze Reihe großer und kleiner, bizarrgeformter Lavahöhlen auf, in denen das vom Nordwest gepeitschte Meer sich mit voller Kraft bricht, bald in schlanken, hohen Fontänen, bald in wuchtig breiten Kaskaden aufsteigend und zurück-fallend, wunderbar schön. Auch ein „arco naturale“ begegnet uns, der dem von Capri an Originalität und Größe keines-wegs nachsteht. Eine ins Meer vorspringende Felsennase aus Lava bildet ein regelrechtes Tor, wohl 30 m hoch, 15 m breit. Der äußere Pfeiler, oben grün bewachsen, mag etwa 25 m

Digitized by Google

im Durchmesser halten. Man kann über den Bogen hinübergehen. Dieses Felsentor, Perciato piccolo vom Volk genannt, ist nach Bergeat (a. a. O. S. 77) dadurch entstanden, daß die Wogen hinter einer massigen, parallel zur Küste verlaufenden Gangplatte die weniger widerstandsfähigen Agglomerate herausgelöst und fortgeführt haben. Auf diese Weise sind alle ähnlichen Gebilde, auch die Klippentunnel, z. B. beim großen Faraglione von Capri, zu erklären.

Hatte das Schiff bisher nur gestampft, so begann es jetzt auch noch zu rollen, da wir bei der Drehung nach Nordost den steifen Nordwest in die linke Flanke bekamen. Doch ließ ich mich von meinem Lieblingsplatz, ganz vorn bei den eisernen Ankerhaltern erst vertreiben, als ich von zwei unerwarteten Brechern gehörig eingeweicht war, und erkor mir nun als Beobachtungsposten eine der hoch aufgewundenen Schiffstaurollen, die zwar weniger guten Sitz, dafür aber bessere Handhaben boten, wenn die „Corsica" sich rasselnd und ächzend einmal allzutief zur Seite neigte.

Bald darauf passierten wir das weltverlassene Dörfchen Pollara, im Halbkreis eines ehemaligen Kraters gelegen, den das Meer zur Hälfte weggerissen hat. Das Meer muß hier einst mindestens 400 m höher hinaufgereicht haben als heutzutage. Auf dem Boden des Pollarakraters finden wir eine quartäre submarine Strandablagerung, der die rings von toter Lava umstarrte Ansiedlung ihre Fruchtbarkeit, ja überhaupt ihre Existenz verdankt. In jener Urzeit entstanden auch die Strandterrassen von Rinella und Malfa, und es klingt wunderbar, aber nach Bergeats Ausführungen nicht unglaublich, daß die beiden Gipfel von Salina damals nicht durch das heutige Tal Rinella-Malfa, sondern durch einen Meeresarm geschieden waren.

Um zwei Uhr stoppte die „Corsica" Malfa gegenüber. Hier hatte man bei dem hohen Wellengang die Ankunft des

Digitized by Google

bereits gestern fälligen Dampfers wohl auch heute noch nicht erwartet, und als dann endlich nach mehrmaligem Sireneupfeifen von der elenden Marine eine Barke abstieß und, von unserem Kapitän mit einigen urkräftigen Seemannsflüchen empfangen, nahte, stieg niemand aus und ein. Nur einige Warenballen gingen mit dem Kran hinunter, und die Post wurde abgeliefert und eingenommen.

Ich war mit dem längeren Aufenthalt ganz einverstanden: mich entzückte der Blick auf das etwa 150 m über dem Meer gelegene Malfa und seine Umgebung. Unten am düsteren Strand hatten die Lavablöcke nur einer schmalen Sandbucht Raum gelassen, wo ganze drei Barken, hinaufgezogen und angefeilt, in Sicherheit ruhten. Ebenso düster drohten zu beiden Seiten die beiden Hauptkegel der Insel mit ihren grauschwarzen Häuptern nieder. Dies der ernste Rahmen für die heiter in dem weiten, grünen Kessel eingebettete Ortschaft Malfa. Lauter platte Dächer, die viereckigen schneeweißen Häuschen in Gruppen, oder einzeln zerstreut zwischen den hellgrünen Getreidefeldern und Weingärten. Ein Sonnenblick, der erste dieses Tages, zauberte auch auf der Fossa delle Felci eigenartige Farben hervor, das Grau der Asche, das flammende Gold der Ginsterhänge, das Schwarzgrün der Farnwildnis auf dem oberen Teil, alles trat scharf heraus. Man konnte den Weg sowohl nach Rinella hinüber, über den Paß, als auch den Saumpfad am Ufer nach Santa Marina verfolgen.

Hinter Malfa schlingerte das Schiff wieder recht lustig, so daß außer einem alten Steuermann, der auf der Kommandobrücke den Kapitän vertrat, und mir kein Mensch auf Deck aushielt. Auch die drei letzten Pfarrer hatten sich längst in die verschwiegene Kajüte zurückgezogen.

Von mächtiger Wirkung sind die beiden überragenden, klobigen Kegel Monte Porri und Fossa delle Felci, etwa zwei Seemeilen östlich von Malfa gesehen. Von hier aus gleichen

Digitized by Google

sie sich völlig in Größe und Gestalt. Daher der griechische Name der Insel: Didyme, das heißt Zwilling. Bei der Weiterfahrt treten die Zwillinge hintereinander, und ihre Konturen schwingen sich beinahe parallel in kühnem Bogen zum Himmel.

Während in der Hecklinie das ferne Filicudi klein und kleiner wird, das Kap Graziano, das mit ihm nur durch eine schmale Landzunge verbunden ist, durch die Entfernung bereits wie eine Insel für sich erscheint, wird der westliche Felsen von Panaria, auf den wir zusteuern, immer breiter und höher. Zahlreiche, trotzig geborstene Klippen sind Panaria vorgelagert und ragen auch weiter draußen als spitze oder breite Zacken aus dem Meer: Dattilo, Lisca Nera, Lisca Bianca, Bottaro und die größte, aber ebensowenig von Menschen, nur von wilden Kaninchen bewohnte: Basiluzzo. Eine düstere und herbe Wildheit, das ist der Eindruck der Südküste von Panaria. Nachdem wir den Felsen umfahren haben, beleben zuerst indische Feigen, dann Ölbäume die rostbraune Lava. Dann erscheinen einige Getreidefelder und mitten darin kleine, platte Häuschen, ziemlich armselig. Jedes fruchtbringende Fleckchen Erde ist auf das fleißigste ausgenützt. Reizend lauscht in halber Höhe ein Kirchlein mit maurischem Turm aus den Oliven hervor.

Kurz vor vier Uhr setzte sich die Maschine wieder in Gang, um mich zu dem Endziel meiner heutigen Tour, dem Stromboli, zu führen.

Die merkwürdigen Klippen zur Rechten gleiten wie Phantome vorüber. Desto länger haftet der Blick auf den graublauen Silhouetten von Salina und Filicudi, die über dem tobenden Element fern in erhabener Ruhe thronen. Unablässig furcht der brave Kiel die silbernschimmernde Flut. Der dräuende Kegel des Stromboli rückt näher und näher. Schon unterschied ich auf einer schmalen, grünen Niederung einige

Digitized by Google

weiße Punkte — die Häuser des Dorfes Ginostra im Südwesten der Insel. Wir hielten auf die Ostküste zu, an der die zusammenhängenden Dörfer San Vincenzo und San Bartolo liegen, vor der Hand noch durch das hier jäh abstürzende Massiv des Vulkans verdeckt. Lange Aschenkare, vor allem die Rinella Grande, nur selten und spärlich mit einer hohen Binsenart bestanden, ziehen sich vom Gipfel bis zum Meer hinunter, wechselnd mit Lavafelsen von schrecklicher Öde und Starre. Stellenweise verhüllten abgerissene Wolkenfetzen den Grat dieser unnahbaren Schroffen, die so in der Phantasie bis hoch in den Himmel hinein wuchsen. Dazu erschien in der abendlichen Gewitterbeleuchtung das Wasser durch den Reflex des nahen Ufers stahlblau und dann wieder moosgrün, so daß ich mich plötzlich in die Alpen versetzt fühlte und auf dem Königssee unter den Watzmannwänden hinzufahren glaubte.

* * *

Wie herrlich, so durchs wilde Meer auf sicherem Schiff zu schweifen! Doch war ich, durchgeschüttelt und -geblasen, nach beinahe siebenstündigem Schaukeln froh, wieder festen Boden unter meinen Füßen zu wissen und strebte munter auf dem knirschenden Lavasand, der kohlschwarz glänzend die Marine von San Vincenzo darstellt, den Palmen und den orientalischen Würfelhäusern des Ortes zu, als einer der beiden letzten Pfarrer, die mit mir ausgestiegen waren, sich an mich mit der üblichen Frage wandte: „Woher und wohin?“ Dann: „Was für eine Religion haben Sie in Deutschland? Sind da die Orthodoxen?“ „Nein, die sind in Rußland. Bei uns ist ja manches etwas russisch, aber wir Deutschen sind zu $^2/_3$ Protestanten, Lutheraner, und zu $^1/_3$ römisch-katholisch.“ „Und Sie sind Katholik?“ „Nein, Protestant. Mit Verlaub (con permesso)“ — damit empfahl ich mich,

Digitized by Google

um etwaigen Bekehrungsversuchen dieses, wie mir schien, recht gerade aufs Ziel losgehenden Gottesmannes die Spitze abzubrechen, und sah mir das Treiben am Ufer an.

Die bunte Sonntagstracht der Weiber auf dem Aschenstrand, mit den schneeweißen Häusern und grünen Weingärten im Hintergrund — welch farben- und lebensfrisches Bild! Die „Corsica" hatte vier Männer mitgebracht, die mehrere Jahre in Amerika gewesen waren und nun, aus der Barke steigend, von den Ihrigen froh begrüßt wurden.

In den Anblick versunken, wurde ich von einem freundlichen, behäbigen Herrn angesprochen, der sich mir als Don Antonio Renda, Besitzer eines Albergo, vorstellte.

„Ist Euer Gasthaus weit weg?"

„Nur wenige Schritte. Dort bei der großen Palme."

Ich folgte ihm zu seiner Palme, erhielt ein nettes Stübchen und packte die Vorräte meines Rucksackes aus: Salami, eine Büchse Ölsardinen, Käse, mehrere große Wecken Weißbrot, ein Kilo Äpfel und zwei Kilo Apfelsinen.

Don Antonio zog sein Gesicht in Falten: „Dio ci libera! (Gott bewahre uns!). Was haben Sie da alles mitgebracht?"

„In Lipari hieß es, auf Stromboli gebe es nichts zu essen."

„Was, bei uns gäb's nichts zu essen? Ha, diese Liparesen!"

Er untersuchte jedes einzelne Stück der auf dem Tische aufgestapelten Ladung. „Weißbrot, hm! Das fehlt uns, ja, aber das andere haben wir alles auch und vielleicht besser als diese verworfene Rasse von Lipari."

Nun fürchtete ich, von vornherein bei meinem Gastgeber in Ungnade gefallen zu sein. Aber die Folge der Entdeckung meiner Kontrebande war eine ganz andere: er setzte vielmehr seine Ehre darein, mir zu zeigen, daß es auf Stromboli „auch etwas gebe", und traktierte mich die zwei Tage, die ich bei ihm wohnte, geradezu fürstlich.

Digitized by Google

Die Reihe der etwas eigenartigen, aber keineswegs zu unterschätzenden Genüsse eröffnete bei der Abendtafel ein Ragout von wildem Kaninchen, das Don Antonio selbst gefangen hatte.

„Und wie fängt man sie?"

„Es gibt zwei Arten, mit Drahtschlingen und mit Netzen. Der Draht wird an einem Pfahl befestigt und die Schlinge da gelegt, wo man die Fährten des Wildes sieht. as Tier geht immer dieselben Wege. Gerät es nun in den Reifen, so strebt es vorwärts, um dem eisernen Hindernis zu entrinnen. Die Schlinge zieht sich so von selbst zu und erwürgt es."

Don Antonio hielt diese Art Jagd für unehrlich, eines Gentiluomo für unwürdig, obgleich auch Frauen und Mädchen sie mit großem Eifer betrieben: „Jeder dumme Junge von acht Jahren legt schon seine Schlinge. Ich zerstöre sie, wo ich sie finde. Denn sonst werden wir bald keine Kaninchen mehr auf der Insel haben. Letzte Ostern sind meiner Schätzung nach allein fünfhundert Stück als Festbraten hier verspeist worden."

„Und die ehrliche Kaninchenjagd —?"

„Geschieht mittels Frettchen. Vor die Öffnungen des Baues wird ein weitmaschiges Netz gelegt und mit Steinen verankert. Dann läßt man das Frettchen aus der Trommel in den Steinhaufen; das jagt das Kaninchen samt Familie heraus. Sie wollen durch ihre Löcher entfliehen, da verfangen sie sich in dem Geflecht. Ich stehe verborgen hinter einem Felsen und sobald sich eines in den Maschen verwickelt hat, pack' ich es. Zwei Schläge mit der flachen Hand hinter das Genick und Addio mondo! Es ist ein sanfter Tod (una morte delicata). Sissignore."

„Euer Wein ist vorzüglich, Don Antonio, aber das Wasser —?"

Digitized by Google

„Probieren Sie, probieren Sie!“ Er schenkte mir ein Glas voll ein.

„Recht gut. Habt Ihr denn eine Quelle hier?“

Eine elende, kleine Quelle, hoch oben, nicht der Rede wert. Nein, das ist Zisternenwasser. Wir halten eben unsere Zisternen rein, etwas reiner als die in Lipari.“

Allerdings läßt das Wasser in Lipari einen höchst unangenehmen Erdenzusatz durchschmecken.

„Stromboli, fuhr Don Antonio fort, „erzeugt keine Halmfrüchte, die kommen aus Tarent, das Mehl zum Brotbacken kommt aus Neapel, die Makkaroni aus Milazzo, Holz und Kohle aus Kalabrien. Aber Gott sei Dank, haben wir noch das nötige Kleingeld, um das alles anzuschaffen. Hier bauen wir nur Wein, Malvasier, viel besseren als auf Salina, Rosinen, eine kleine blaue, besondere Art, auch ausgezeichnet, ferner Oliven, Feigen, Kapern, nicht die wilde wie in Sicilien, sondern die feine Stachelkaper, in Gärten gezogen. Und zuletzt, aber nicht als schlechtestes Produkt: Datteln.“

„Was, reifen die hier?“

„Ja, vor sechzehn Jahren pflanzte ich die erste große Dattelpalme. Haben Sie gesehen, was für einen Stamm sie schon hat? Kaum von einem Mann zu umspannen. Seit drei Jahren gibt sie mir Früchte, über ein Quintal (= 100 Kilo), aber nicht wie die afrikanischen Palmen im Dezember, sondern Ende Mai. Auch haben meine Datteln nicht den glasigen Zuckerüberzug und keine Kerne. Aber sie schmecken“ — er drehte den Daumen im Mundwinkel — „schicke*), Signore, schicke! Drei andere Palmen habe ich später gepflanzt, die älteste wird, denke ich, in zwei Jahren auch schon Früchte bringen.“

*) Das englische chic ist, wie in unsere eigene Sprache, auch ins Italienische übergegangen.

Digitized by Google

„Aber können von all dem die dreitausend Einwohner leben? Die drei Dörfer scheinen mir einen erheblichen Wohlstand zu verraten."

„In der Tat, es gibt keine Armut bei uns. Jeder hat sein eigenes Haus. Keiner wohnt zur Miete. Das verdanken wir dem Wunderland Amerika. Sie werden wenig Männer zwischen fünfzehn und fünfzig hier finden. Sind alle drüben, um Dollari zu machen. Ach! was wären wir Italiener ohne Amerika!" Er lächelte mitleidig. „All' die schmucken, weißen Häuser, die Myriaden von Reben, bis hoch zum Stromboli hinauf, sind von dem Geld entstanden, das unsere Leute in Argentinien und Neu-York verdient haben."

Ich erzählte ihm von siebzehn Taorminesen, die vor Jahren nach Buenos Aires gefahren und nach drei Jahren zurückgekehrt seien, aber mit keinem einzigen Dollaro, nur einem ganzen Berg Schulden.

„Ja, man darf nicht in Buenos Aires bleiben. Da sitzen allein 400 000 Italiani. Man muß weit ins Innere reisen, um etwas zu finden. Wir rechnen 4—500 Lire auf die Reise. Denn das Billet bis Genua und von da über den Ozean tut's noch lange nicht. Neunzehn Tage erfordert die Überfahrt, und in neunzehn weiteren Tagen mußt du Arbeit gefunden haben, oder du bist verloren."

„Waren Sie auch drüben?"

„Zweimal. Zuerst zweiundeinhalb Jahre, dann sogar fünf. Gewöhnlich geht man schon als junger Bursche hin, lernt die Sprache — in Argentinien spanisch —, sieht sich um und verdient soviel, daß man nach der Rückkehr und nach Ableistung der Militärpflicht eine Frau heimführen kann. Sofort nach der Hochzeit heißt's dann: von neuem hinüber."

„Mit oder ohne?"

„Ohne Frau. Ich werde diesen Sommer zwei meiner

Digitized by Google

Töchter verheiraten. Beide Schwiegersöhne werden ihre Frauen dann alsbald verlassen und —."

„Aber, per Dio, warum heiraten sie denn da überhaupt? Und lassen sich das die Weiber gefallen? Wär's nicht besser, erst Dollari zu machen und dann zu freien?"

„E costume del paese (Es ist bei uns so Sitte). Natürlich vergießen die guten Frauchen ein paar Tränen beim Abschied. Aber sie wissen's nicht anders."

„Und wohin werden Ihre Schwiegersöhne gehen?"

„Nach Neu-York und Kohlen auf die Dampfer tragen. In Argentinien verliert man jetzt zuviel durch das Agio. Im Neu-Yorker Hafen erhalten die Kohlenträger 30 Soldi bei Tag und 45 bei Nacht, wohlverstanden, für die Stunde. Also verdienen sie dort an einem Tag soviel, wie hier kaum in einer Woche."

„Aber auch eine Pferdearbeit."

„Ja, manche spucken bald Blut und gehen zum Teufel. Aber die starken gewöhnen sich und haben dann jährlich ihre zwei-, dreitausend Lire Reingewinn sicher. Sissignore." —

Beim Betreten der Insel hatte ich mich gefragt: Was muß das für ein originelles Völkchen sein, das mitten im einsamen Meer auf einem Vulkan haust, so gut wie abgeschlossen von jedem Verkehr, ganz auf sich selbst gestellt? Ich hatte mir eingebildet, daß diese Leute fern von der übrigen Welt geboren, auch fern von ihr leben und sterben. Nun erfuhr ich, daß sie sich draußen im Getümmel mehr umsehen als die meisten Festlandsbewohner und dadurch einen weiteren Gesichtskreis gewinnen als so mancher Großstädter, z. B. der Neapolitaner, der höchst zufrieden mit seinem schönen Neapel beinahe nie über das Weichbild seiner Vaterstadt hinauskommt. Und der Erfolg bleibt nicht aus: dort Lazzaroni, hier Signori, Padroni. Aber mit welchen Opfern wird dieser Wohlstand erkauft! Freilich hat der Italiener eine ungeheure Arbeitslust und zähe Energie; jede Arbeit, die Geld

Digitized by Google

bringt, ist ihm recht. Ebenso zäh ist aber auch seine Liebe zur Heimat. Ist es nicht ein fürchterliches Los, seine besten Jahre fern von allem, was einem vertraut und teuer ist, unter den härtesten Entbehrungen hinbringen zu müssen? Vielleicht täuschte ich mich aber auch. Ist uns, die wir mit zehn, elf Jahren aus der Provinz in die Kreisstadt aufs Gymnasium kamen, die wir später auf die Universität zogen, denn der Abschied vom Elternhaus so schwer geworden? O nein, die Jugend lockt das Neue, Unbekannte. Und für diese Insulaner ist die Fahrt übers große Wasser die eigentliche Fahrt ins Leben; Amerika bedeutet für sie die hohe Schule, die sie beziehen müssen, um etwas Tüchtiges in der Welt zu werden. So mancher geht dabei zugrunde, wie bei uns auch ein großer Prozentsatz auf der Universität. Was aber hilft's? Discere necesse est, vivere non necesse!

Das war so mein Gedankengang gewesen, den Don Antonio kaum einmal mit seinem tiefsinnigen: „Sissignore" unterbrochen hatte, als ein donnerähnliches Krachen zu meinen Ohren drang.

„Ha, ein Gewitter!"

„Nein, das ist der Stromboli."

„Hört man das oft?"

„Das ist noch gar nichts. Daran sind wir gewöhnt. Da donnerte es letzten Oktober ganz anders. Tag und Nacht, wie wenn ein Regiment Gebirgsartillerie da oben aufgefahren wäre. Das schlimmste aber waren die häufigen Erdbeben. Einmal — wir saßen gerade beim Abendbrot — begannen die Fenster plötzlich zu rasseln. Und zugleich schien es, als ob von unten etwas Unsichtbares gegen unsere Stühle stieße. Alles schwankte. Flaschen und Gläser tanzten Polka. Wegen des bißchen Gepolters heute können Sie ruhig schlafen. Felice notte!"

* * *

Digitized by Google

Am nächsten Morgen stieg ich mit dem Palmenfreund und Kaninchenjäger zum Stromboli empor. Ein kleiner Junge schleppte den Proviantkorb. Erstaunlich, wie er ohne Schuhwerk stundenlang über die harte, oft spitzige Lava balanzierte, und wie er ohne Kopfbedeckung den ganzen Tag die Sonne vertrug. Wir hatten schönes Wetter bekommen; der Nordwest, der gestern noch Sturm und Regen gebracht, war in reinen Nord: Tramontana maistrale, den „Meisterwind", umgesprungen. So erschien die gestern unsichtbare Küste von Kalabrien wenigstens zum Teil: das Kap Vaticano mit der Halbinsel von Monteleone, daneben aus einer langen Wolkenschicht herausragend die Sila und die Schneepyramide des Monte Pollino (2200 m), nördlich von Cosenza. Wir kamen an dem mitten in Weinbergen liegenden Friedhof vorbei. Nur Gesträpp hegt ihn ein. Die langen, weiß getünchten Sarkophage, einige mit buntgemusterten Kacheln belegt, gaben ihm etwas Orientalisches. Am Wege blühten wilde Lupinen, blaue und auch die seltenere gelbe, verschiedene Chrysantemen, Cistus, Asphodolos und Ginster. Durch ganze Gebüsche von dünnem Rohr (Cannizzole), das mit der starken Canna zusammen geflochten hier vielfach zur Herstellung von Zäunen dient, gelangten wir nach anderthalb Stunden zur oberen Grenze der Weinberge und ruhten auf einem großen Lavablock aus, den der Vulkan vor fünfzehn Jahren bis hierher geschleudert hatte.

Ich wunderte mich, daß der Wein hier nicht in Stöcken, sondern an Schilfrohrgestänge etwa einen halben Meter über der Erde gezogen wurde. Das ist mühsam und teuer; denn die Rohre kommen aus Sicilien, je hundert Stück zu drei Lire. Gsell-Fels sagt, daß „das Gitterwerk zum Schutz der Reben vor der durch die Sonnenglut allzuwarmen Asche" angebracht wird. Don Antonio wollte davon nichts wissen: „Costume del paese".

Ebensowenig wußte er Auskunft zu geben über den

Digitized by Google

Strombolichio, den letzten überseeischen Rest eines Nebenkegels des Stromboli. Nun war mir schon am Abend vorher ein sonderbarer Felsen, etwa $1\frac{1}{2}$ km draußen vor der Reede von San Vincenzo, aufgefallen und dabei die Stelle im Homer von dem versteinerten Schiff in den Sinn gekommen, das sich bei einiger Phantasie aus dieser merkwürdigen Gesteinsbildung mitten im Meer konstruieren ließ. „Wie heißt die Klippe da draußen, Don Antonio?" „Die hat gar keinen Namen. La Pietra. (Der Felsen.)" Es war aber doch der Strombolichio, wie ich nach der Karte feststellte. Wie später noch mehrfach, fand ich, daß die Einwohner sich um die geographischen Bezeichnungen der Gelehrten durchaus nicht kümmern, sondern ihre eigene Nomenklatur haben. Wunderbarer Gedanke, daß da ganz nahe dem Urkrater ein Stück eines Nebenkegels herausragt aus den Fluten, die ihn — er ist 55 m hoch — noch nicht in die Tiefe zu reißen vermochten, und daß diese kleine Klippe die allein sichtbare Spitze eines etwa 2300 m hohen Berges ist — diese Meerestiefe haben Messungen in nicht allzu großer Ferne ergeben. Einen ähnlichen Eindruck hätten wir auch vom Ätna, wenn er bis zu 2400 m vom Meer bedeckt wäre. Dann würde bloß sein Haupt 900 m hoch, wie jetzt der Stromboli aus der Flut aufragen und nicht weit davon als kleine Insel die gewaltige Montagnola mit ihren ca. 2500 m, nicht viel höher und nicht viel anders als hier der Strombolichio.

Welch seltsame Landschaften, welche Geheimnisse des Tier- und Pflanzenlebens verhüllt auf ewig unserem Auge diese ungeheure Wassermasse!

Aber das sind Phantasien. Tauchen wir aus den grabesdunklen Meerestiefen wieder zum fröhlichen Licht der Sonne auf!

Bei 500 m Höhe verlor sich mit den letzten Zwergweiden jeder Pflanzenwuchs, und ziemlich mühsam kletterten wir durch Asche und über scharfzahnige Lava am Rand einer tiefen

Digitized by Google

Schlucht aufwärts, bis wir den Filo di Zolfo (Filo = senkrechte Wand), den „Schwefelfelsen" vor uns hatten. Überraschendes Bild: aus etwa fünfzig oder mehr Öffnungen eines Steilhanges wirbelte dichter, weißer Qualm in zierlichen Säulen empor, die sich oben mit einem stärkeren Raum zusammendrehten, der hinter dem Filo heraufkam und den oberen Teil des Berges beständig verhüllte. Da auf einmal stieg eine schwarzbraune Rauchsäule über dem weißen Dampf auf, zerteilte sich oben wie ein Springbrunnen und sank zurück. Dieses Schauspiel begleitete zuerst lautes Krachen, dann fernes Rauschen. Der schmutzig braune Qualm verzog sich, und wieder dampfte es ruhig, gleichmäßig, sauber aus den fünfzig Löchern und Spalten, als wäre nichts geschehen.

Eine halbe Stunde später hatten wir den Kamm (die Liscione) erreicht. Da der Nordwind hier in 800 m Höhe recht kräftig blies, hieß es, neben dem Grat hin sehr vorsichtig treten. Der Grat selbst, nur 2 cm breit, war höchstens für Seiltänzer gangbar. Die Asche war hart, wie zusammengefroren, und schrägte sich nach beiden Seiten in steilen Senkungen ab. Der scharfe Wind hatte sie dachartig zusammengetrieben, dabei wie eine Düne wellig geformt. Aber nur eine Strecke von etwa 100 Schritten war etwas gefährlich zu passieren, da rechts und links in geringer Tiefe senkrecht abfallende Felsen drohten. Dann bot das Gefühl einige Sicherheit, daß wenigstens auf der Südseite die Böschung alsbald in eine kleine Hochfläche — „das verrufene Tal" — überging.

Vom Grat sieht man bereits die beiden Gipfel, den Cima dello Stromboli (918 m), unter dem wir südlich ausbogen, und jenseits des verrufenen Tales die Serra Vancori, eine herrlich wilde Felswand mit der Cima delle croci (926 m) als höchster Erhebung. Altes Mauerwerk auf der Serra Vancori rührte, wie mein Führer berichtete, von einer großen Schießübung her, die die italienische Marine vor zehn

Digitized by Google

Jahren hier gehalten. „Da hatten die Franzosen, ich weiß nicht wo, ein Seefort gebaut 900 m ü. M. Natürlich wollten unsere Admiräle wissen, ob und wie sie das eventuell am besten beschießen könnten, und so postierten sich die Panzerschiffe drüben nach Sonnenaufgang zu, eine Anzahl Torpedos zur Beobachtung auf der anderen Seite. Das Häuschen drüben war ihre Scheibe. Ob sie's einmal getroffen haben, weiß ich nicht. Aber die Kugeln flogen ganz gemütlich über den Stromboli hinweg und auf der anderen Seite ins Meer."

Auf dem Filo della Fossa rasteten wir. Wir befanden uns hier ca. 150 m über der sogenannten Kraterterrasse, auf welcher zur Zeit drei Krater noch zu unterscheiden sind, ein vierter westlicher ist (nach meines Führers Behauptung) nicht mehr vorhanden, entweder in sich zusammengebrochen oder ins Meer abgestürzt; nur schwache Fumarolen bezeichnen die Stelle, wo nach Bergeat im Oktober 1894 eine prachtvolle Eruption stattfand (a. a. O. S. 35).

$10^h\ 35^m$ erfolgte hier der erste deutlich beobachtete Ausbruch des uns zunächst liegenden Kraters (bei Bergeat Nr. II) — ein furchtbares, aber unsagbar schönes Erlebnis. Ein Rasseln und Krachen erscholl, als ob hundert Schränke durcheinander gerückt würden oder als ob ein großes Haus einfiele. Zugleich stieg eine dicke, braune Rauchsäule etwa zweihundert Meter auf und bog sich oben wie eine Palmenkrone auseinander. Inmitten des dicken Qualms flogen mit unheimlicher Gewalt schwarze Schlacken und rotglühende Steine in Menge empor und sanken zum Teil in die Öffnung zurück, zum Teil fielen sie außerhalb auf die Sciarra nieder, eine bis zum Meer im Winkel von 35^0 sich senkende Geröllhalde. Dann verzog sich der Rauch zum Gipfel, der darin mit seinen scharfen Zacken und mächtigen Geschieben ganz gespensterhaft erschien und obwohl nur um hundert Meter unseren Standpunkt überragend, zehnfach höher als in Wirklichkeit, — wie

Digitized by Google

ein Riese der Schweizer Alpen. Noch lange, nachdem der Krater sich beruhigt hatte, sah man die Steine, welche auf die Sciarra gefallen waren, lawinenartig zum Meer hinunter rollen und springen und hörte das Surren und Poltern, das ihre tolle Fahrt begleitete. Dieses ganze Schauspiel wiederholte sich nun, bald stärker, bald schwächer, in ziemlich unregelmäßigen Zwischenräumen. Besonders eindrucksvoll waren die Paroxismen von 11h 15m, wo die Rauchwolke bis zu 250 m über den Kraterrand aufstieg, also hundert Meter über unseren Standpunkt. Wir sahen die Steine mit einem schwirrenden Ton etwa sechzig Meter von uns niederfallen, der Grund, weshalb Don Antonio trotz meiner Bitten nicht weiter nach der Terrasse zu hinabsteigen wollte. Doch nahmen wir, auf dem Grat ein Stück abwärtsgehend, alsbald einen noch günstigeren Beobachtungspunkt ein, dicht unter dem Torreone, einem grotesken Lavaturm. Hier hielten wir beinahe zwei Stunden trotz des eisigkalten Nordwinds aus, der nach jedem Ausbruch uns einen kleinen Aschenregen auf die Mütze blies. In den Pausen betrachtete ich nicht ohne Schauder die wüste Schlackenwildnis um mich her, deren Starre nur in der Senkung unterhalb der Cima, nach dem Filo di Zolfo hin, eine Menge kleiner reizender Fumarolen belebten. Mit ihnen trieb der Wind ein wunderliches Spiel: er wirbelte die zierlichen, blendend weißen Rauchsäulchen an derselben Stelle minutenlang herum. Etwa alle halbe Stunden krachte es dazwischen in der Ferne, wie Böllerschießen bei einem Kirchenfest. Das rührte von dem östlichen Krater, dem sogenannten antico (Nr. IV bei Bergeat) her. Nr. III, der sich vor einem Monat noch in lebhafter Tätigkeit befand, schwieg heute. Von den in der Anmerkung*)

*) Eruptionen: 9h 35m, 55m; 10h 10m, 15m, 30m, 35m; 11h 11m, 15m, 25m, 35m, 46m, 55m; 12h 1m, 9m, 13m, 14m, 42m, 43m, 56m; 1h 3m, 12m, 23m, 31m, 45m, 57m; 2h 1m, 16m, 21m, 32m, 34m, 45m, 47m, 49m.

Digitized by Google

notierten Ausbrüchen habe ich die von 10^h 35^m bis 12^h 43^m selbst gesehen, die übrigen nur gehört. Ein Teil der letzteren, wenn auch nur ein ganz geringer, dürfte deshalb vielleicht Nr. IV zuzuschreiben sein.

Ließen die unterirdischen Gewalten einmal allzulange auf sich warten, so ermunterte sie Don Antonio mit lautem Zuruf: „Avanti, lavoratori dell' inferno! (Vorwärts, ihr Arbeiter der Hölle)", oder erzählte mir von früheren Besteigungen:

„Ich war noch ein Junge, da kam mitten im Winter ein Engländer auf die Insel, der wollte trotz scheußlichen Wetters durchaus hinauf auf den Stromboli, noch dazu nachts. Da er mit seinen Lire sterline nicht knauserte, so fanden sich einige Leute bereit, ihn zu begleiten. Mit zwei Führern ging's bei Laternenlicht des Abends hinan. Vier Träger, darunter ich, schleppten ihm einen halben Kleiderschrank an warmen Gewändern aller Art, unendlichen Proviant, auch eine kleine Apotheke mit Verbandzeug nach. Damals hatte die Kraterterrasse eine ganz andere Gestalt als heute, wie sie denn auch jetzt noch sich beständig verändert. Aber es war doch eine Tollkühnheit, daß der Engländer — trotz unserer Warnung — bis zum Rand des damals besonders tätigen Kraters ging, sich auf den Bauch legte und nun mit übergehängtem Kopf in den feurigen Schlund hinabstarrte. Kam dann die Explosion, so kroch er allemal ein wenig zurück. Aber dann gleich wieder vor und hinuntergestarrt! Wir standen etwa zwanzig Schritt hinter ihm. Er hatte uns alsbald nach unserer Ankunft in die mitgebrachten Wollsachen gesteckt, Mäntel, Tücher und Plaids. Und alle halben Stunden kam er einmal zu uns, verteilte Roastbeef, Brot und Schokolade und schenkte jedem ein Gläschen Cognac ein. Zuweilen machte er auch Freiübungen mit dem Bergstock gegen die barbarische Kälte, und wir mit ihm. Aber um drei Uhr morgens waren wir alle schon wieder auf dem Rückzug.

Digitized by Google

Ein Wunder, daß keiner von uns, vor allem der tolle Engländer nicht eine von den glühenden Bomben an den Schädel bekommen hat, die überall neben uns niederſauſten."

Allerdings ſoll der Anblick der Eruptionen bei Nacht weit intereſſanter ſein. Solche Partien werden jetzt noch unternommen, aber lieber in der warmen Jahreszeit. Man ſteigt dann etwa um zwei Uhr nachmittags auf, bleibt bis neun Uhr und kehrt gegen Mitternacht zurück, ſo daß man den Ausbruch bei Tage und auch in der Dunkelheit genießt, wo der Feuerſchein ſowohl des breit aufſchießenden Glutſtrahles, als auch der die Luft durchſchneidenden und zum Meer hinabſpringenden Bomben außerordentlich großartig wirken muß.

Nachdem ich mich ſattgeſehen, ſtiegen wir an den Abhängen des verrufenen Tales hinab nach dem weſtlichen Rand des alten Kraters (Filo della Sciarra), von wo man das ungeheure Trümmerfeld überblickt, auf welchem jährlich Millionen Tonnen Lava ins Meer hinabrollen.

Das wie erwähnt zwiſchen der Cima dello Stromboli und den Trachytwänden der Serra Vancori ſich hinziehende „verrufene Tal" iſt nur 500 m lang und wird von dem Weg durchſchnitten, der von San Vincenzo an der Nordoſtſeite mitten über den Berg nach Ginoſtra an der Südweſtküſte führt. Eine andere Landverbindung gibt es infolge der ſchroffen Abſtürze des Vulkans nach allen Seiten nicht. Aber ſie wird nur ſelten benutzt, nicht nur des unbequemen Auf- und Abſtiegs wegen (über 800 m), ſondern auch, weil er entgegen der Anſicht Bergeats nicht ungefährlich iſt. Denn während bei ruhiger See jedermann die Barke zu dieſer Reiſe benutzt, iſt man bei ſchlechtem Wetter zu dieſem Übergang gezwungen, und gerade bei hohem atmoſphäriſchen Druck iſt die Tätigkeit des Vulkans heftiger als ſonſt, infolgedeſſen auch die Gefahr größer, von Bomben, die über den Filo della Foſſa herüberfliegen, getroffen zu werden. Das ganze Tal

Digitized by Google

ist von Auswürflingen der verschiedenen Krater angefüllt, darunter sind manche recht große von tiefschwarzem Glanze, also jüngeren Datums, von den älteren, die grauschwarz und von Wind und Wetter verschliffen sind, leicht zu unterscheiden. Mein Führer z. B. hatte mir ganz in der Nähe unseres Beobachtungsplatzes einen Block von etwa zwanzig Zentnern gezeigt, den er bei seinem letzten Besuch nicht wahrgenommen. Er war 150 m über den Kraterrand empor in gewaltigem Bogen herausgeschleudert worden, so daß leichtere Stücke sehr wohl über den Filo della Fossa bis ins Tal gelangen konnten. Deshalb pflanzt jeder, der die Portella di Ginostra (den Einschnitt des von Ginostra heraufkommenden Pfades) und den Talweg glücklich passiert hat, an der Porta delle croci, wo der Weg sich nach San Vincenzo hinabsenkt, aus mitgebrachten Binsen ein Kreuz und steckt es „per divozione„ in die Asche.

Von dem Filo della Sciarra stiegen wir dann nach dem ersten jener beiden Paßeinschnitte, der Portella di Ginostra hinunter, lediglich der schönen Aussicht wegen. Hatte uns in der Lavawüste bisher als einziges Zeichen von Vegetation und auch nur recht spärlich der sicilianische Tragant begrüßt (den Don Antonio cavoletto, Kohl, nannte!), so wirkte die Niederschau auf die frischgrüne Ebene von Ginostra zu unsern Füßen jetzt recht wohltuend. Um die Kirche und die weißen Häuschen herum lagerten anmutige Weingärten und ein kleiner Olivenhain. Auch die nächste Nähe war nicht so düster, wie das soeben gesehene Stück „inferno". Hier an der Südseite stieg der Ginster bis unter die Felsen der Serra Vancori empor, also beinahe 400 m höher, als auf der Nordseite. Entzückend war der Blick aufs Meer, auf sämtliche Inseln, große wie kleine, vom nahen Panaria, schwarzblau, bis zum fernen Alicudi, in zartestem Grau aus dem Meer aufragend, das, wenn ich die leise, leise Kräuselung des fast unbewegten Spiegels

Digitized by Google

mit etwas Landläufigem vergleichen darf, sich wie eine riesige Decke von hellblauem Moirée ausspannte.

Den Rückweg nahmen wir zunächst durch das verrufene Tal. Und während wir, zur rechten die sieben roten Basalttürme der Serra Vancori, zur linken das vom Kraterrauch umwallte Horn der Cima, dahinschritten, hatte ich wirklich den Eindruck der Unterwelt. Nur einmal flatterte ein Distelfalter vorüber und ein einsames gelbes Rotschwänzchen (Codarossa) flog von einem Basaltblock zum anderen, sonst keine Spur von Leben. Aber die tote Asche unterbrachen die mannigfaltigen Farben des Eruptionsgesteins, ich unterschied neben schwarzen und grauen gelbe, braune, rote, rosa Laven. Tausende von großen und kleinen Bomben lagen umher, darunter ein wüster Trumm von wenigstens zweihundert Zentnern, in der Asche blinkten unzählige kleine Kristalle, sechsseitige, grauschwarze Säulchen, bis 1 ½ cm lang, manche auch kreuzförmig ineinander gewachsen: Augitnadeln.

Wir sammelten eine ganze Menge davon zum Andenken, steckten dann an der Portella delle croci jeder unser Kreuz, das wir aus den da herumliegenden Binsen verfertigten, in die Erde und stiegen oder sprangen und glitten vielmehr in der steilen Aschenhalde der Rinella grande (auf der Karte: La Schicciola) hinab.

Eine halbstündige Rast an der oberen Grenze der bebauten Zone gewährte einen wundervollen Blick auf Kalabrien, das jetzt völlig wolkenfrei vom Monte Montea (bei Belvedere) bis zum Aspromonte sich vor uns ausdehnte. Einzelne Städte wie Monteleone, Tropea, Pizzo waren trotz der großen Entfernung (60—80 km) als weiße Flecken zu erkennen. In der Höhe über 1400 m lag noch reichlicher Schnee.

Die endgültige Rückkehr verzögerte sich noch ein wenig, da Don Antonio auch hier, wie beim Aufstieg sämtliche Weingärten, durch die wir kamen, in näheren Augenschein nahm,

Digitized by Google

um sich zu überzeugen, ob sie durch den Hagel, der vor einigen Tagen hier niedergegangen, gelitten hätten. Mit großer Befriedigung teilte er mir mit, daß nur in den unteren Lagen, die schon Frucht angesetzt hätten, alles „verbrannt" sei, während er in seinen Pflanzungen weiter oben wenig Schaden zu beklagen habe.

Wir langten noch früh genug in der Casa Renda an, daß ich auf der Terrasse bei einer Flasche Wein von den Strapazen dieses Tages ausruhen konnte, mitunter zu dem unheimlichen Berg, den ich heute genommen, emporschauend, froh, das langjährige Ziel meiner Wünsche erreicht zu haben, öfter aber noch das trunkene Auge aufs Meer richtend, das wenige Schritte von mir gegen den schwarzen Aschenstrand anrauschte. Dampfer tauchten auf und verschwanden wieder, große Segler wiegten sich unweit auf der blauen Flut. Alles war so klar, so blendend, so festlich! Noch in später Dämmerung schimmerte durch zwanzig Meilen Luftlinie der Silbermantel des Monte Pollino herüber.

* * *

Den nächsten Vormittag benutzte ich zu einem Spaziergang auf der Uferebene durch die Dörfer San Vincenzo und San Bartolo nach dem Leuchtturm. Behaglich liegen die weißgetünchten Würfelhäuschen mit ihren Terrassen und Laubengängen inmitten der wohlgepflegten Weingärten. Hinter San Bartolo stürzt die Lava in großartigen Flüssen, von gewaltigen Gängen durchsetzt, zum Meer. Einsam ragt der Leuchtturm als letzte menschliche Siedlung über der Punta Labronzo auf. Nur wenige hundert Schritt noch, dann verbieten die steilen Felsen des Filo della Sciarra ein weiteres Vordringen. Alle zehn Minuten durchschnittlich unterbricht die große Stille das Krachen des hier ziemlich nahen Kraters und wird die klare Luft getrübt durch den hinter den Felsen aufqualmenden Rauch

Digitized by Google

und die Staubwolken, die die niederrollenden Bomben in der Sciarra emporwirbeln.

Zum Abschiedsmahl bedauerte Don Antonio, mir keine Wachteln auftischen zu können, da sie sich — jedenfalls infolge der kalten Witterung noch nicht eingestellt hätten.

„In Lipari hat man mir erzählt, daß die Mädchen Strombolis auf den Felsen am Meer sitzen und so lieblich singen, mit so schmelzender Stimme, daß sie die Wachteln immer näher und näher zu sich heran und endlich in ihre Netze locken. Können Sie mir nicht ein solches Lied sagen?"

„Dio ci libera! Was diese Liparesen nicht alles von uns wissen! Übrigens kümmere ich mich den Teufel um Weiber und Weiberkram. Freilich gehen sie auf die Wachteljagd, wie sie uns Männern auch die paar Kaninchen noch wegfangen. Aber Lieder singen sie nicht dazu, sondern locken die Wachteln mit einem Ruf, ich glaube: Kokoko. Wenn die Vögel dann ins Netz gegangen sind, springen diese falschen Weiber aus ihrem Versteck hervor und schlagen sie mit Stöcken tot. Sissignore!"

So grausam zerstörte Don Antonio die märchenhafte Illusion, die ich mir von diesen modernen Sirenen zurechtgelegt hatte.

Statt Wachteln setzte mir mein Wirt Soppressata, eine fein gewürzte, delikate Wurst und noch einmal wildes Kaninchen vor, diesmal in einer pikanten Kapernsunke. Als Nachtisch gab es amerikanische Erdnüsse und Apfelsinen, „wie ich sie gewiß auf ganz Lipari vergeblich suchen würde". In der Tat, sie zerflossen geradezu auf der Zunge. Mit stolzem Siegerblick entkorkte er — als letzten Trumpf — eine Flasche alten weißen Stromboliweines.

„Basta, basta Don Antonio!" wehrte ich mit hocherhobener Rechten ab — mich packte die Angst vor der drohenden Rechnung — „die Ehre Strombolis ist gerettet!" Trotz dieser

Digitized by Google

üppigen Bewirtung und obschon — was mich schon lange mit Sorge erfüllte — der Kaninchenjäger diesen Sommer gleich zwei Töchter auszusteuern hatte, fiel die Rechnung glimpflich aus, und aufrichtiger als so manch anderem verschmitzten „caupo“ des Südens schüttelte ich ihm zum Abschied die Hand.

Die „Corsica“ brachte wieder mehrere „Amerikaner“ zurück und nahm neue Auswanderer mit, darunter zwei Burschen von elf und fünfzehn Jahren aus Ginostra. Als wir — jetzt die Westküste der Insel umfahrend — des Dörfchens ansichtig wurden, tauschten die beiden Knaben mit ihren Angehörigen, die auf der Kirchenterrasse standen, durch Tücherwinken und Hutschwenken die letzten Grüße.

Auch ich erhielt einen Abschiedssalut, aber anderer Art: noch zweimal sah ich von Bord aus den breiten Feuerstrahl hinter den grauen Felsen aufsteigen und, laut donnernd brüllte der Berg seinem neuen Freunde zu: auf Wiedersehen!

Es dunkelte bereits, als ich nach fünfstündiger Seefahrt meinen Fuß in Lipari wieder aufs Land setzte, von Don Giovanni herzlich bewillkommt.

Zwar wäre noch mancherlei zu sehen gewesen: die heißen schon im Altertum berühmten Bäder von S. Calogero und das Bagno secco, gern hätte ich den Monte Sant' Angelo, den höchsten Gipfel von Lipari, und auch die Fossa delle Felci auf Salina bestiegen und dabei diese Insel von Rinella bis Malfa durchquert. Aber dringende Geschäfte riefen mich nach Hause zurück. Um einen letzten großen Eindruck mit fortzunehmen, beschloß ich nur noch den nahen Monte Guardia (369 m) zu besuchen.

Nach anderthalbstündigem mäßigen Steigen von der Stadt Lipari südwestlich die Rebenhänge hinauf streckte ich mich bei Asphodelos und Cistusröschen ins Farnkraut und ließ meine Blicke noch einmal über diese ganz einzige Inselwelt schweifen.

Digitized by Google

Man hat sie alle hier beisammen und zwar in ihrer ganzen Gestalt, mit Ausnahme von Salina, deren Ostküste der höhere Monte Sant' Angelo verdeckt. Aber man sieht wenigstens das freundliche Rinella aus dem Tal zwischen den beiden Hauptgipfeln herauslugen. Wider Erwarten klar leuchten die Häuser des fernen Filicudi herüber. Die eine Hälfte des Horizontes schließt — unendlich weit — das strahlende Meer, mit dem Himmel beinahe in eins verschwimmend, die andere Hälfte nimmt Kalabrien von den Bergen bei Belvedere bis zur Meerenge von Messina, und Sicilien vom Kap Peloro bis zum Kap Gallo bei Palermo ein. Also ein gewaltiges Stück Erde überschaut man von diesem so niedrigen Aussichtspunkt — bis zum Kap Gallo sind es nicht weniger als 20, bis Belvedere sogar 25 geographische Meilen.

Die Schirokkowolken hingen nur noch im Süden, 800 bis 1300 m hoch. So durfte ich endlich auch den Ätna in seiner ganzen Pracht begrüßen! Er trug noch bis etwa 1600 m herab seinen Osterschnee. Energisch hob sich die Montagnola vom Hauptgipfel ab. Breit und scharf gegliedert baute sich das Massiv über dem niederen Gewölk auf, wie ein ganzes Gebirge.

Aber so wundervoll das Panorama weithin über Meer und Land, es wird beherrscht durch ein anderes Objekt: die ganz nahe gen Süden vorliegende Insel Vulcano, in deren sämtliche Krater man von hier hineinsieht. In der alten Fossa, die vor acht Tagen so leblos zu meinen Füßen lag, erspähte ich mit freiem Auge mehrere große Fumarolen, die sich also seitdem neu geöffnet hatten. Zugleich frischten sich die Eindrücke meines ersten Reisetages auf: der seitlich eingebrochene Nebenkrater, wo die Schwefelminen des Herrn Toscano dampften, sein freundliches Landhaus, die Feigenplantage, die Badebucht und die drei niedlichen Miniaturkrater des Vulcanello. Höchst eigenartig nimmt sich von hier, überall jäh zum

Digitized by Google

Meer abstürzend, die breite Lavaplattform aus, auf der sich die Vulcanellokrater erheben, wie ein großer, graubrauner Pfefferkuchenteig, rings mit dem Messer abgeschnitten.

Welch ein Gegensatz der grünen Hügel und Weinberge von San Salvatore, direkt unter mir, zu der furchtbaren Öde des gegenüberliegenden Eilandes! Außer der Plantage des Herrn Toscano erscheinen nur die Hochflächen über den vier Kaps, der Besitz meines Freundes Don Giovanni, ein ganz klein wenig bebaut. Sonst alles da drüben von grausiger Wüstheit, Zerrissenheit, Starre, Melancholie. Besonders die vier Kaps, in denen der Monte Saraceno endet. Wie große versteinerte Ichthyosauren kriechen die knorrigen Klippen weit ins Meer hinaus. Wie etwas Uraltes, das gar nicht mehr auf unsere blühende und wachsende, frischlebendige Erde paßt, etwas, das seine Jugend hunderttausende von Jahren vor dem ersten Menschen hatte, das eigentlich längst gestorben ist — so ragt Vulcano noch aus dem Meer.

So endigten meine Gedanken, wo sie sich zu konzentrieren begonnen hatten, als ich eine Woche früher diesen Inseln genaht war, bei Vulcano. Stromboli ist großartiger, Salina lieblicher, Lipari abwechselungsreicher, aber das originellste bleibt doch Vulcano, dieses vielzackige Riesengerippe aus Lava, begraben in der Asche.

Digitized by Google

Sicilianiſche Geſten.

I.

Der ältere Dumas erzählt in ſeinem Voyage en Sicile (Paris 1842), er habe in Sicilien oft Unterhaltungen beobachtet, die lediglich durch Zeichen geführt wurden. So wohnte er einmal in Palermo einer Vorſtellung der „Norma“ bei. In den Zwiſchenakten ſah er, wie die Leute im Parkett mit denen in den Logen ſich eifrig durch Geſten verſtändigten. Dumas' Begleiter, ein Palermitaner, hatte in der Ferne einen Freund wiedererkannt, den er lange nicht geſehen. Sie begannen ſofort eine ſtumme Unterhaltung. Nach der Lebhaftigkeit der Geſichts- und Handbewegungen beider zu urteilen, mußte ſie ſehr intereſſant ſein. Dumas fragte dann, ob er den Inhalt ihres Zeichengeſpräches erfahren könne. „Warum nicht? Er erzählte mir, daß er vor drei Jahren Palermo verlaſſen und ſich in Neapel verheiratet habe. Dann hat er eine Reiſe nach Öſterreich und Frankreich unternommen und iſt Vater eines Sohnes geworden, den er leider durch den Tod wieder verlor. Geſtern mit dem Dampfer angekommen, iſt er heute allein im Theater, weil ſeine Frau an der Seekrankheit gelitten hat und noch jetzt zu Bette liegt.“ „Wenn ich Ihnen glauben ſoll“, meinte Dumas, „ſo veranlaſſen Sie bitte Ihren

Digitized by Google

Freund, mir alles das noch einmal mit Worten zu erzählen." „Mit Vergnügen!" Sie begaben sich nach dem zweiten Akt ins Foyer, trafen hier den Herrn aus Neapel, und als ihn der Palermitaner bat: „Bitte, sag mir das noch einmal, was Du mir vorhin zugestikuliert hast! Ich habe doch nicht alles verstanden", da wiederholte jener den Inhalt des Gesprächs, das er kurz vorher stumm über die Köpfe einiger Hundert Theaterbesucher hinweg mit dem Freund gepflogen. Es war Wort für Wort dasselbe, was Dumas soeben von seinem Begleiter erfahren hatte.

Wenn wir an der Wahrhaftigkeit des älteren Dumas nicht zweifeln wollen, dem seine Leichtgläubigkeit und Phantasie als Franzosen, wie als Dichter doch wohl zuweilen einen Streich spielte, so bleibt nichts übrig, als ein vollständig entwickeltes System der Zeichensprache ähnlich dem der Taubstummen anzunehmen, das heißt, mit bestimmten Ausdrucksformen für jeden einzelnen Buchstaben. Das gibt es aber nach dem übereinstimmenden Zeugnis meiner sicilianischen Bekannten nicht. Nun lassen sich für „Frau" und „Sohn", „Seefahrt" und „Tod" konventionelle Gesten denken, aber wie sollten durch sie geographische Begriffe: Neapel, Österreich, Frankreich versinnbildlicht werden? Denn daß die Sicilianer die Gabe hätten, einander alles Erdenkbare nicht durch vereinbarte Zeichen, sondern auf Grund eines gewissen sympathischen Seelenaustausches mitzuteilen, eine Gabe, die der gesamten übrigen Menschheit versagt ist, widerstreitet der gesunden Vernunft. Dumas hat also doch geschwindelt?

Vielleicht nur insofern, als er das stumme Gespräch, das tatsächlich gehalten und auch verstanden wurde, dichterisch etwas ausschmückte. Denn die Fähigkeit des Sicilianers im Erraten und Ergänzen einem Unbeteiligten völlig unverständlicher Zeichen ist in der Tat außerordentlich. So bezeichnet zum Beispiel die Demonstrationsgeste unserer Redner: das Zu-

Digitized by Google

sammenfügen und Bewegen der drei ersten Finger der rechten Hand, in Sicilien alle möglichen, je nach den Umständen zu deutende Fragen. Sie wendet, um von hundert Fällen nur einige wiederzugeben, der Käufer an, dem der Preis einer Ware zu hoch erscheint, der Spaziergänger beim Anblick eines Straßenauflaufs, der Beschuldigte, der vor Gericht einem anderen Beschuldigten oder auch Zeugen gegenübergestellt wird. Sie wollen damit fragen: Warum überteuerst Du mich? — Was ist hier geschehen? — Warum hat man Dich vor Gericht gefordert? — Hast Du gegen mich ausgesagt? Daß Gespräche, lediglich durch Zeichen geführt, im beschränkten Umfang, möglich sind, davon überzeugte mich ein mir befreundeter Arzt in Taormina, der mir zwei Sätze vorgestikulierte: Er warf die rechte Hand im Bogen nach links, deutete dann auf seine Brust, schlug die beiden Zeigefinger aneinander und berührte mit der rechten Hand den Ringfinger der linken. Morgen — ich — einig — Ehe. Aus diesen vier Begriffen setzt der Eingeweihte sofort zusammen: Morgen verheirate ich mich. Interessant war mir besonders die Zeitbestimmung. Auch „gestern" drückt der Sicilianer durch eine Geste aus: er zeigt mit dem Daumen der rechten Hand über die Schulter. Das zweimalige Schlagen jenes Bogens = zweimal morgen, das heißt übermorgen. Dementsprechend wird in drei, vier Tagen versinnbildlicht, indem man zuerst den Bogen schlägt (= morgen) und dann drei oder vier Finger gespreizt vorhält. Belustigt von meinem Staunen, fuhr der Doktor fort: „Jetzt werde ich Ihnen mitteilen: Zu Mittag will ich essen, dann schlafen und um drei Uhr spazieren gehn." Er begann seine Mimik mit einem Schütteln der emporgehobenen Faust (Glockenläuten = Mittag), dann stieß er mit den zusammengefügten Spitzen der drei ersten Finger mehrmals gegen den Mund (essen), legte die flache Hand an die gesenkte Wange (schlafen) und spreizte drei Finger aus (3 Uhr). Zuletzt legte

Digitized by Google

er den rechten Daumen an die gestreckten übrigen vier Finger und wippte die Hand seitlich mehrmals auf und nieder (gehen).

Eine Literatur über sicilianische Gesten existiert nicht. Cutrera, der uns in seinem Buch: La Mafia e i Mafiosi (Palermo. Reber. 1900) so überraschende Blicke in die mündliche Geheimsprache der Verbrecher tun läßt, schweigt sich über ihre Zeichensprache vollständig aus. Und sogar Pitrè, der eifrigste Erforscher sicilianischer Bräuche, führt nur einmal gelegentlich eine kleine Anzahl Gesten seiner Landsleute an. (Pitrè: Usi e costumi del popolo siciliano Bd. II S. 341 ff.). So ist es vorderhand unmöglich, ein wissenschaftliches System aufzustellen, und es bleibt mir für meine Untersuchung nur ein beschränkter Kreis von Ersatzzeichen für ja und nein, für Zahlen, dann von solchen Gebärden und Bewegungen, die besondere Gefühle und Zustände des Körpers oder der Seele ausdrücken. Innerhalb dieses Kreises aber finden wir eine große Mannigfaltigkeit. Die Sicilianer sind als dasjenige Volk bekannt, welches in ganz Europa am meisten gestikuliert, wovon sich der Reisende im Eisenbahnwagen, im Gasthof, auf der Straße stündlich überzeugen kann. Da wird das Gesicht in alle möglichen Stellungen zusammengekniffen und auseinandergezerrt, die Augen aufgerissen, geschlossen, gen Himmel geschlagen und gerollt, der Hut bald hoch in die Höhe, oder schief übers Ohr gerückt („il capello alle ventiquattro") oder bis auf die Nasenwurzel heruntergezogen, dabei arbeiten Hände und einzelne Finger bald allein, bald zusammen in den unglaublichsten Renkungen und Verschränkungen.

Was ist der Grund? Man hat als solchen die leichtere Verständlichkeit angeführt. Allerdings zählt die sicilianische Mundart bald wieder so viele Unterdialekte, als es Gemeinden auf der Insel gibt. Doch weichen sie nicht so wesentlich voneinander ab, daß ein Meinungsaustausch unmöglich wäre. Aber den Fremden, daß heißt den Angehörigen der anderen

Digitized by Google

Mittelmeervölker gegenüber, mit denen seit dem Altertum ein lebhafter Handelsverkehr bestand, ebenso im Zusammenleben mit den fremden Eroberern: Griechen, Karthagern, Römern, Arabern, Normannen und Spaniern trat an den Sicilianer immer wieder die Notwendigkeit heran, sich ohne Worte zu verständigen. Und die große Lehrmeisterin, die Not, bildete auch die Fähigkeit dazu aus. Ferner schuf die orientalische Abgeschlossenheit und strenge Überwachung der Mädchen von selbst eine Zeichensprache der heimlichen Liebe, die feudale Unterdrückung eine andere für die Untergebenen in Gegenwart ihrer Herren, das organisierte Faustrecht der Geheimbündler (Mafia) eine eigene, nur ihnen verständliche Mimik der Beschuldigten vor dem Richter usw. Immerhin ist das nur ein äußerer Grund und die eben erwähnten Beispiele bedeuten nur Einzelerscheinungen. Das alles erklärt noch nicht zur Genüge die das Volk in seiner Gesamtheit beherrschende Neigung, seine Gefühle und Gedanken lieber durch Gesten zu äußern, als durch Worte oder letztere wenigstens beständig durch Mienen- und Fingerspiel zu begleiten.

Man könnte meinen, daß das Klima die Leute faul und schläfrig macht, so daß sie nicht den Mund auftun wollen. An einem erstickend schwülen Schirokkotag im Hochsommer hat allerdings kein Mensch Lust, lange Reden zu halten. Dieser Grund ließe sich aber nur für die mühelosesten und einfachsten Gesten: ja und nein, für das Heranwinken, für das Zählen mit den Fingern usw. anführen. Nein, wenn man so stark und so anhaltend wie die Sicilianer Gesicht und Hände sprechen läßt, so verursacht das eigentlich eine viel größere Anstrengung, als die bloßen Worte. Und die Worte werden ja regelmäßig durch jene Zeichen begleitet, also eine doppelte Mühe. Ich glaube im Gegenteil, daß der innere Grund vor allem die größere Lebhaftigkeit ist, die außerordentliche Regsamkeit des Geistes, die den ganzen Körper an den

Digitized by Google

Empfindungen der Seele teilnehmen lassen möchte. Der leidenschaftlichen Erregung genügt auch das schärfste Wort nicht, Gesicht, Arme und Hände müssen helfen, sie auszudrücken. (Das expansive Moment.) Daneben her geht mitbestimmend das allgemeine Gefühl, man wirke durch eine gewandte Mimik mehr auf den anderen ein, als durch die festgesetzten Worte. (Das suggestive Moment.) Den Beweis für diese Wahrheit kann der Fremde schon in Neapel täglich haben. Wenn er einem zudringlichen Bettler die schönsten Reden hält oder auch, wenn er flucht, schimpft und zehnmal hintereinander: Nein! Nichts! Scher Dich zum Teufel! ruft, der Bettler bleibt ihm auf den Fersen. Hingegen wird ein schnelles Zurückwerfen des Kopfes, begleitet von einem leichten Zungenschnalzen und einem verächtlichen Seitenblick den frechsten Lazzaroni alsbald zurückscheuchen. Ebenso helfen dem Droschkenkutscher gegenüber die umständlichsten Auseinandersetzungen nichts, um den Fahrpreis auf die übliche Hälfte der Taxe herabzusetzen. Der „Pratico" nennt kurz sein Ziel und durchschneidet mit dem kleinen Finger rasch die Luft. Der Kutscher nickt, und der stumme Vertrag ist unter vier Augen so fest geschlossen, wie vor hundert Zeugen.

Einen weiteren, physiologischen Grund gibt uns die Tatsache an die Hand, daß die Wilden, namentlich die Indianer, eine ausgebildete Zeichensprache haben. Die große Masse der Sicilianer steht noch heute dem Naturzustande bei weitem näher, als der Mitteleuropäer, wie die Blutrache, der Aberglaube, die Mafia, das vielfache Wohnen in Strohhütten und Höhlen beweist. Also ein Atavismus.

Den größten Gegensatz zum Süditaliener bilden die Engländer, die es unter ihrer Würde halten, ihre Gefühle und Gedanken auch nur im geringsten durch ihr Äußeres kund zu geben. Wir Deutschen halten ungefähr die goldene Mitte. Wenn wir recht zusehn, gebrauchen auch wir eine ganze Menge

Digitized by Google

Gesten, und zwar rede ich hier nicht von jenen unwillkürlichen: Stirnrunzeln, Naserümpfen, Kopfkratzen, Seufzen, Fußstampfen, sondern von den Gesten im eigentlichen Sinn, die einem anderen etwas sagen, die Sprache ersetzen sollen. Wenn ich jetzt teils aus eigener Erfahrung, teils an der Hand Pitrès eine Reihe von Gesten der Sicilianer zusammenstelle, wird der Unterschied zwischen uns und den Bewohnern der großen Mittelmeerinsel überall in die Augen springen.

Vorausschicken möchte ich, daß zwei unserer Hohngesten: Nübchen schaben und Schnippen mit dem Finger dem Sicilianer unbekannt sind. Im übrigen fand ich nur drei Gesten in Übereinstimmung mit den unseren: das Nicken für „Ja", das Ausspucken als Sinnbild tiefster Verachtung und das „lange Nase ziehen" als Zeichen leichten Spottes, wobei jedoch bereits eine kleine sicilianische Variante zu vermerken ist: zur Bekräftigung werden die freien vier Finger lebhaft hin und her bewegt. Aber schon das einfache „Nein" drückt der Sicilianer nicht wie wir, sondern ebenso wie Griechen, Türken und andere Südländer auf die oben beschriebene Art aus, dieselbe, wodurch man sich unliebsame Personen fernhält. Bei kleinen Kindern besteht der erste Akt der Verneinung, wie Darwin nachweist (Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren, Ausgabe Händel S. 269 ff.), im Zurückweisen der Nahrung. Der Kopf wird zurückgeworfen, oder sie bäumen sich seitwärts, bis sie später den Kopf schütteln. Von diesen beiden ursprünglichen Verneinungen behält im späteren Leben der Südländer die erste, der Nordländer die zweite bei. Außer diesem Zeichen für „Nein", das bekanntlich dem altgriechischen ἀνανεύειν entspricht, hat der Sicilianer aber noch andere: schnelles Hin- und Herdrehen des emporgestreckten Zeigefingers oder leichtes Zusammenziehen des linken Mundwinkels oder starkes Hinaufziehen der Augenbrauen oder (sehr allgemein) Streichen mit der Hand von der Kehle nach dem Kinn zu

Digitized by Google

unter gleichzeitigem Augenaufschlagen zum Himmel. Eine nicht minder schroffe Abweisung: der Daumen wird an die Oberzähne gebracht und an den Unterzähnen mit dem Nagel hin und her gerieben. Je mehr der Nagel auf den Zähnen knirscht, desto entschiedener ist das Nein. Das Heranwinken geschieht in Sicilien nicht durch den erhobenen, mehrmals hin und her bewegten Zeigefinger — daraufhin würde kein Mensch auch nur einen Schritt näherkommen —, sondern indem die nach unten gewendete, geschlossene Hand wie ein Fächer auf und abgeschlagen wird.

Hier wird mit der Hand die Bewegung der Beine, wozu man den anderen veranlassen will, nachgeahmt. Ähnlich ist durch ihre einfache Symbolik die Bedeutung folgender Gesten leicht zu erkennen:

Streichen der Stirn mit dem Daumen und schleudernde Bewegung des Daumens zur Erde = Das hat mich Schweiß gekostet.

Daumen und Zeigefinger mit der übrigen Hand zum Ring geschlossen (wie das Mundstück eines Blasinstruments) = Ich pfeife auf euch.

Einziehen der Schultern und Auf- und Zusammenklappen der gebetartig geschlossenen Hände, wobei nur die beiden kleinen Finger wie Angeln in Ruhe verbleiben = Ich bitte Sie, was soll ich tun? Wie kann ich anders?

Der Zeigefinger und kleine Finger ausgestreckt ist das traurige Zeichen für betrogene Ehemänner und zugleich Abwehrmittel gegen den bösen Blick.

Zurückziehen des Ellenbogens und dabei krallenartiges Ausstrecken des Zeige- und Mittelfingers = Ich möchte dir die Augen auskratzen.

Beide Fäuste im Kreise gedreht oder die rechte Faust über die Fläche der linken Hand gerieben, begleitet von Zähneknirschen = Ich möchte dich vor Wut in einem Mörser zermahlen, zu Pulver zerreiben.

Digitized by Google

II.

Eine bei unseren Rednern beliebte Bewegung ist: Daumen und Zeigefinger zusammenbiegen, um etwas recht Feines, schwer zu Fassendes anzudeuten. Der Sicilianer nimmt hierzu statt des Zeigefingers den kleinen, wodurch die Geste zierlicher, der Eindruck eindringlicher wird. Und nicht nur der Redner, auch der Ungebildete bedient sich ihrer beim kleinsten Disput mit Vorliebe.

Schwieriger ist die Symbolik anderer Gesten zu verstehen, zum Beispiel wenn jemand heimlich die beiden Zeigefinger x förmig übereinander legt. X ist ein seltener und sonderbarer Buchstabe. Man will damit sagen: Der, mit dem Du da sprichst, ist nicht ganz zurechnungsfähig, hat einen X-Kopf (La testa a ichisi). Oder es bringt einer Daumen und Zeigefinger auseinandergespreizt in die Nähe des festgeschlossenen Mundes, so daß der Zeigefinger die Nase, der Daumen den Mund berührt, dann dreht er die Hand schnell hin und her. Was heißt das? Es ist die übliche Bewegung der Bettler, wenn sie die Leute um eine milde Gabe ansprechen, und will sagen: ich habe Hunger. Mit ihr verwandt erscheint das schon erwähnte Zusammenfügen der drei ersten Finger der rechten Hand, mit denen mehrmals nach dem Mund zugestoßen wird. Es ist zugleich die Frage des Kellners oder Wirtes in kleinen Provinzgasthöfen: Haben Sie schon gegessen? Wollen Sie etwas essen? Leider kapiert der Fremde diese Bewegung ebensowenig, wie die sich dann entwickelnde Menudebatte zum gewünschten Ziele führt, die zwischen radebrechendem Grammatik-Italienisch und unverfälschtem Insulanerdialekt wechselnd, oft zum Erbarmen anzuhören ist. In seinem Mißmut beginnt der Wirt wieder seine Zuflucht zur Zeichensprache zu nehmen, wähnend, die müsse doch jeder verstehen. Er gestikuliert mit sämtlichen Gesichtsmuskeln wie ein Clown. Als Zeichen der Ungeduld schlägt er heftig die rechte Hand mit der linken

Digitized by Google

Faust. Der Fremde sieht nervös in seinem Sprachführer nach den richtigen Ausdrücken. Der Wirt legt die Hand ans Ohr, mit der Handfläche nach rückwärts und dreht diese mehrmals nach vorn. Der Fremde begreift nicht, daß jener damit sagen will: So kann die Sache nicht gehen. Drücken Sie sich deutlicher aus! Der Fremde fragt langsam, mit falscher Betonung: Ist der Fisch frisch? Ist das Fleisch weich? worauf der Wirt die geschlossene Faust mit dem offenen Daumen an die Wange bringt und diesen von innen nach außen wie bohrend dreht, dazu die Augen aufschlägt und den Mund wie in staunender Bewunderung öffnet. Wunderbar! unübertrefflich! will er damit sagen, wenn schon sein Fleisch hart ist, wie ungegerbtes Bockleder und sein Fisch zum Himmel stinkt wie Altenburger Käse. Warum haben Sie keine Speisekarte? fragt der Fremde. Machen Sie nicht zu hohe Preise? Lächelnd streicht der Wirt von oben nach unten die Brust. Das ist die schon ganz orientalische Geste für: Ich habe ein reines Gewissen, diese Hand findet in dieser Brust kein Hindernis. Endlich ist man einig und der Wirt drückt dies hocherfreut wieder bildlich aus, indem er Daumen und Zeigefinger leicht aneinanderschlägt.

Bekannt ist aus der Cavalleria Rusticana das gegenseitige Beißen ins Ohr seitens zweier Feinde, das Symbol der Herausforderung zum Zweikampf.

Eine besondere Zeichensprache haben bereits die Kinder. So gilt es unter ihnen für eine schwere Beleidigung, wenn ein Knabe den ausgestreckten Zeigefinger der linken Hand dem anderen vor die Augen hält und ihn hinterm Rücken mit dem Zeigefinger der rechten Hand hufeisenförmig zusammenlegt oder den Mittelfinger über den Zeigefinger stülpt und so die Hand in die Höhe hält (nach Pitrè üblich, um Hunde zu hetzen). Hingegen bedeutet das Einhäkeln der kleinen Finger zwischen zwei Kindern, daß sie feierlich das Quartigghiu, das heißt Kameradschaft oder Gevatterschaft schließen. Sie nennen

Digitized by Google

sich dann nicht mehr „Du", sondern „Ihr", und stehen sich in ihren kleinen Freuden und Leiden treulich zur Seite. Etwas Ähnliches haben wir in der Sitte des deutschen Brüderschaft-Trinkens, wobei die Studenten bekanntlich mit den Armen eingehäkelt, ihr Glas auf das Wohl des neuen Bruders leeren. Gewöhnlich dauert die Freundschaft der Kleinen nicht lange, dann wird das Quartigghin ebenfalls durch Symbolik wieder gelöst: die Knaben führen die rechte Hand und zwar die Spitzen der vier langen Finger an die Lippen und blasen hinein.

Auch die Händler haben ihre eigenen Zeichen. Über die offene Hand vom Puls her blasen bedeutet: ich habe noch nichts verkauft; Kreuz schlagen mit der linken Hand: in meiner Ware steckt Segen, sie ist haltbar, unübertrefflich.

Ein ganzes Register von Gebärden und Fingerspielen gibt es, um die verschiedenen Gefühle und Gedanken der Liebe auszudrücken. Hierin fehlt es mir nun freilich an eigener Erfahrung. Und nur wenig konnte ich darüber bei Sicilianern erkunden. Danach entwickelt sich ein sicilianisches Liebesverhältnis etwa in folgender Weise. Er schaut sie an. Erwidert sie auch nur ganz verstohlen und unschuldig seinen Blick, so ist das schon ein gutes Zeichen. Wie man sich in Sicilien leicht überzeugen kann, würdigt kein Mädchen, das einem ihr unbekannten Mann begegnet, diesen eines Blicks, sondern hält die Augen entweder gesenkt oder starr geradeaus gerichtet. Dann lächelt er. Lächelt sie wieder, so bedeutet das eine gewaltige Ermutigung, erwidert sie gar das Zwinkern seines Auges in gleicher Weise, so liegt hierin bereits die Annahme seiner Huldigung. In der Kirche während der Messe, beinahe der einzigen Gelegenheit, wo die jungen Leute ohne strenge Aufsicht einander sich nähern können, ist eine andere stumme Unterhaltung gebräuchlich. Der Verliebte blickt die Auserkorene an, nimmt das Taschentuch heraus und wischt

Digitized by Google

den Mund. Ist er ihr nicht gleichgültig, so nimmt auch sie ihr Taschentuch und wischt den Mund. Dann ahmt er mit dem Zeigefinger die Tätigkeit des Schreibens nach. Berührt das Mädchen die rechte Hand mit dem Mund und schüttelt dann die Hand oder (verstärkt) beide Hände, so heißt das: Es geht nicht. Ich werde zu streng überwacht. Bejaht sie aber (durch einfaches Senken der Augen oder Nicken), so darf der Glückliche sicher sein, am Abend unter ihrem Fenster einen Stein an einer Schnur schwebend vorzufinden, an welcher dann der erste Liebesbrief hinaufgeleiert wird.

Es versteht sich, daß alle Gesten möglichst schnell und von den Umstehenden unbemerkt ausgeführt werden. Im übrigen geben Ort und Gelegenheit dem verliebten Pärchen schon die nötigen Zeichen ein. Von einer besonderen Regel oder Konvention dürfte gerade hier nicht die Rede sein. Wohl der Grund, weshalb Pitrè von diesem interessanten Kapitel nur ein einziges Beispiel anführt, das liccari (lecken). Wer in Sicilien aus der Ferne einem Mädchen seine Liebe erklären will, muß, während er ihr einen glühenden Blick zuwirft, mit dem Zeigefinger die Zunge berühren. Diese Art Werbung ist so verbreitet, daß „liccari" sicilianisch zugleich die Umschreibung ist für: verliebt sein.

Allgemein üblich ist natürlich das Zählen mit den Fingern. Die offene Hand bedeutet fünf, beide Hände offen hingehalten zehn. Diese zweimal geöffnet zwanzig, eine Ventina. Weiter als bis zwanzig können nur wenig Leute des niederen Volkes zählen. Als ich einmal Orangen vom Baum kaufte, drei Stück für einen Soldo, maß die Bäuerin laut zählend je drei in den Korb bis zwanzig, dann fing sie wieder von vorn an, merkte sich aber natürlich die Zwanziger, so daß dann drei Lire für drei Zwanziger und noch einige Soldi herauskamen. Achtzigjährige Leute werden auf Befragen ihr Alter nicht auf achtzig angeben, sondern auf vier „Ventinen". Wieder ein Beweis, wie dem Insulaner das Sinnfällige anhaftet.

Digitized by Google

Wir Deutschen haben, um einen anderen zur Vorsicht gegenüber einem anwesenden Dritten zu ermahnen, eigentlich nur: das Zukneifen des linken Auges, allenfalls wenn es sich um Diebstahlsverdacht handelt, die bekannte schnelle Drehbewegung der geschlossenen Hand zur Seite. Wie umfangreich ist dagegen die Skala der Gesten, wodurch der Nationalfehler der Sicilianer, das Mißtrauen, versinnbildlicht wird, und wie charakteristisch ihre unschwer zu fassende Bedeutung!

Luft einziehen mit der Nase unter gleichzeitigem Vorrecken der Lippen und Stirnrunzeln, als verspüre man einen schlechten Geruch, heißt: Diese Person hat keinen guten Ruf. Nimm Dich in acht!

Daumen- und Mittelfingerspitze zusammen an die Nasenlöcher bringen: Das ist ein Gauner, ich rieche es.

Mit dem Finger die etwas erhobene Nasenspitze berühren in Verbindung mit dem entsprechenden Gesichtsausdruck: Der oder die ist verschlagen (hat eine feine Nase, scharfe Sinne).

Die Nase zwischen Daumen und Zeigefinger klemmen und dabei den Kopf neigen deutet an: Der ist schlau und umsichtig (duldet keine Fliege auf der Nase).

Die fünf Finger schnell hintereinander auf der Handfläche zusammengebogen: Der hat gestohlen. Mit beiden Händen auf dem Tisch oder mit den Fingern der rechten Hand auf dem linken Arm trommeln (die Nachahmung des Klavier- oder Violinspiels!) besagt dasselbe, wie denn die Ausdrücke: sunnari lu cimmalu (cémbalo), sunnari lu viulinu bildlich gebraucht werden für: stehlen. Das Vergleichsmoment ist die Schnelligkeit.

Dieses Vergleichsmoment fehlt mir für eine andere, eine Warnungsgeste. Wenn der Sicilianer einem Freund hinterrücks andeuten will: „Mit dem mußt Du Dich vorsehen", so drückt er den Zeigefinger gegen die Backe und senkt dabei ein wenig den Kopf. Soll das bedeuten: Achtung, hier kannst

Digitized by Google

Du leicht Zahnschmerzen bekommen? Oder entsprechend unserem deutschen: Der hat Haare auf den Zähnen?

Zwei sonderbare Gesten sind nicht ohne kulturhistorisches Interesse. Die eine besteht darin, daß die geschlossene Faust nach rückwärts gestoßen und Carrumagnu (= Carlo magno: Karl der Große) dazu gemurmelt wird. Sie bedeutet: „die und die Person ist sparsam, aus ihrer Hand kann nichts heraus" und hängt damit zusammen, daß Karl der Große von der Volkslegende, worin er hier noch lebendig ist, immer sehr haushälterisch dargestellt wird seinen verschwenderischen Paladinen gegenüber. Die andere gleicht fast unserer deutschen Geste des Nachdenkens, wenn wir den Finger an die Nase legen, will aber etwas ganz anderes besagen, nämlich: Achtung! Der macht den Kuppler. Sie geht darauf zurück, daß König Wilhelm II. (1166 bis 1189), um der Sittenlosigkeit seiner Zeit zu steuern, als Strafe für Kuppelei das Abschneiden der Nase verfügte.

Hier haben wir also eine Geste, deren Alter wir ziemlich genau bestimmen können. Eine interessante Frage, die nach der Entstehung der einzelnen Redezeichen! Aber nur sehr unvollkommen zu lösen. Welche gehen außer dem erwähnten ἀνανεύειν auf die Hellenen, welche auf die Römer zurück?*) Nur das kann man von ihnen allen als sicher annehmen, daß sie nicht künstlich ins Leben getreten sind, wie die Sprache der Taubstummen, die man sich nur durch langes Studium aneignet, oder die Sprache der Cisterziensermönche, die durch ihre Ordensregel zum Schweigen gezwungen, sich auch als Ersatz einer systematischen Mimik bedienen sollen. Wenn wir von den Gesten des reinen Affekts (Staunen, Zorn, Ekel usw.) absehen, die infolge der Reaktion der entsprechenden Muskeln wohl schon die vorgeschichtlichen Menschen instinktiv ange-

*) Für die Gesten der Neapolitaner hat diese Frage untersucht: De Jorio: La Mimica degli antichi investigata nel gestire napolitano. Neapel 1832.

Digitized by Google

wendet haben, läßt sich die Entstehung nur so denken, daß einer diese oder jene Geste aufgebracht hat, irgendwo und irgendwann, eine besonders lebhafte, schauspielerisch veranlagte Person. Andere haben ihre Brauchbarkeit empfunden und sie bewußt oder unbewußt nachgeahmt, erst wenige, dann hundert, dann tausend und sie ihren Kindern und Kindeskindern vererbt. Also ganz in derselben Weise, wie die Volkslieder aufkommen und sich verbreiten.

Mit vorstehendem hätte ich die eigentlichen Gesten, soweit sie zu meiner Kenntnis gekommen sind, in der Hauptsache erschöpft und möchte die Aufmerksamkeit nur kurz noch auf diejenigen symbolischen Handlungen lenken, zu deren Kundgebung man Gegenstände der Außenwelt zu Hilfe nimmt. Sie dürfen als Gesten im weiteren Sinn hier wohl mit in Betracht gezogen werden.

Freundliche Akte sind das Überreichen einer Lumia, einer eßbaren Zitrone seitens des Verliebten an das Mädchen. Wenn das nicht möglich, wird die Frucht wohl auch zum offenen Fenster hineingeworfen. Gleichbedeutend mit einer Liebeserklärung. Erwidert das Mädchen die Neigung, so gibt sie als Gegengeschenk eine Apfelsine. Ähnlich besagt das gemeinschaftliche Verzehren eines Apfels: wir lieben uns und bleiben uns treu. Ferner ist es zu Ostern gebräuchlich, daß die jungen Mädchen ihren Verehrern die coddura coll' uova, große runde Brote schicken, in die zwanzig, dreißig, ja vierzig Eier hineingebacken sind, je nach Stand und Vermögen, und mehr noch nach dem jeweiligen Grad der Liebesglut. Hingegen ist die Blumensprache in Sicilien unbekannt, höchstens kommt einmal das Übersenden einer gelben Blume vor als Zeichen nicht der Eifersucht, sondern der Verachtung.

Feindselige Akte insbesondere des niederen Volkes sind: eine Schere leihen, Nadeln schenken, ein offenes Messer reichen, Wein mit der linken Hand einschenken oder auch mit der

Digitized by Google

rechten, aber nach außen gehalten, endlich eine Flasche, aus der man eingießt, mit dem Daumen zu unterst anfassen. Das alles bedeutet Geringschätzung. Auch seinem besten Freund wird der Sicilianer nie ein Messer schenken, ebensowenig irgend etwas (zum Beispiel Eßwaren) in ungleicher Anzahl.

Am erfinderischsten sind in solcher Symbolik die zänkischen Weiber. Haben sie eine hinreichende Flut von wechselseitigen Schimpfwörtern und Verwünschungen herausgeschwemmt, so beginnt die stets mehr zu Herzen gehende Zeichensprache. Mit Vorliebe zeigen sie ihre Verachtung, indem sie gegeneinander den linken Arm mit der geballten Faust ausstrecken, worauf sie beide mit der rechten Hand auf ihre linke Schulter schlagen. Jenes versinnbildlicht eine schimpfliche Zumutung, dieses die Abweisung. Ihren Gipfel erreichen die beleidigenden Symbole, die sich im übrigen hier ihrer Unanständigkeit wegen nicht wiedergeben lassen, damit, daß die eine in ihr Haus läuft, die Tür zuschließt und einen Besen zum Fenster heraussteckt. In Modica geschieht letzteres siebenmal hintereinander. Damit will sie sagen: Dich muß man wie Straßenschmutz aufkehren. Die Folge ist, daß die also Beschimpfte mit Faustschlägen, Fußtritten und Steinwürfen die Haustür zu öffnen sucht. Gelingt es, dann haben die Nachbarn ein schönes Schauspiel. Wie zwei Tigerinnen fahren die beiden aufeinander los, raufen, kratzen, beißen und würgen sich, daß sie blau werden und die Haare büschelweise fliegen, bis ihre Freundinnen sie auseinanderreißen oder als kräftigstes Mittel — einen Krug Wasser von oben zwischen sie gießen, wie ja auch bei Volksaufläufen eine tüchtige Spritze mehr Wunder wirkt als Säbel und Bajonette.

Das Ausspucken wird nicht nur als Schimpf, sondern auch als Gefahr bringend angesehen. Um sich vor den bösen Folgen zu schützen, stellt man eine Schüssel mit Wasser vor die Tür und schüttet etwas Salz hinein, eine symbolische

Digitized by Google

Handlung, die sonst gegen den nächtlichen Besuch der Hexen üblich ist.

Endlich gehören hierher die Vorsichtsmaßregeln ängstlicher Leute gegen den bösen Blick, die sonderbaren Zeremonien der Capurali (Teufelsaustreiber), um Besessene zu heilen, der weisen Frauen, um einen Liebeszauber zu lösen, der Cirauli (Quacksalber), um verborgene Schätze zu heben. Alle diese Leute bedienen sich neben ihren Beschwörungsformeln geheimnisvoller Gesten mit eisernen Werkzeugen, mit weißen Taschentüchern, mit nadelgespickten Zitronen, mit Wünschelrute und Kolophonium. Das Nähere hierüber habe ich an anderer Stelle bereits mitgeteilt. (Siehe den Aufsatz: Glauben und Aberglauben, S. 87 bis 117 in Alexander Rumpelt: Sicilien und die Sicilianer. Allg. Verein für deutsche Literatur. 1902.)

Digitized by Google

Rätselpoesie der Sicilianer.

I.

In gewissem Sinne ist es ein Glück, daß 70 Prozent aller Sicilianer nicht lesen noch schreiben lernen. So behalten sie ihre adlerscharfen Augen — eine Brille oder gar Lorgnette ist dem niederen Volke ein verwunderlicher und lächerlicher Gegenstand. Aber auch das geistige Auge der großen Masse blickt freier. Durch keine Büchergelehrsamkeit beschränkt, hat dieses Volk nichts Angebildetes, sondern bewahrt sich seinen gesunden Menschenverstand. Echt und ursprünglich bleibt sein Empfinden. Die glücklichen sicilianischen Kinder! Sie brauchen nicht an die hundert Gesangbuchslieder, an die tausend Bibelsprüche auswendig zu lernen und befinden sich dabei nicht über die nächstliegenden und wichtigsten Dinge im unklaren, wie unsere Jugend, die sozusagen erst laufen lernen muß, wenn sie aus der Schule ins Leben tritt. Dieses große, ernste und schwierige Leben, für das die Schule doch eigentlich zu erziehen hat — vitae, non scholae discimus. Bei uns wissen die jungen Mädchen die Vulkane von Neuseeland im Traume herzusagen und den Pythagoreischen Lehrsatz auf dreierlei Art zu beweisen, aber sie haben mit sechzehn Jahren oft noch keine Ahnung, warum es denn eigentlich in der Welt Männlein und Weiblein gibt, und können mit zwanzig noch

Digitized by Google

keine Kartoffelsuppe kochen. Nicht so in Sicilien. Da weiß schon der achtjährige Junge, was ein Soldo wert ist, und denkt bereits daran, wie er ihn sich später verdienen wird, da kennt schon das zwölfjährige Mädchen seine Bestimmung als Weib und ist auf seiner Hut, da ihm gelehrt worden ist, jeden Mann als seinen natürlichen Feind zu betrachten.

Besonders merkwürdig ist mir immer erschienen, wie stark das mit keinem Wissenskram überladene Gedächtnis des niederen Volkes ist. So dichten des Schreibens unkundige Volkssänger mehrhundertstrophige Balladen und Legenden und tragen sie auf Verlangen nach Jahr und Tag vor. So teilte mir eine unserer Mägde im Laufe von kaum einer Woche dreißig Kanzonen und Arien aus dem Kopfe mit, fast alle würdig, in ein sicilianisches „Wunderhorn" aufgenommen zu werden. Wie poetisch eben infolge aller Unberührtheit durch die Kultur die Anschauung dieser Kinder des Volkes ist, erfuhr ich von einer anderen jungen Sicilianerin, gleichfalls in unserem Dienst. Als der Ätna nach einem zweitägigen Novemberregen tief herab beschneit war, meinte sie: „Das ist doch kurios. Wir Mädchen ziehen im Sommer unsere weißen Kleider an und im Winter die farbigen. Der Ätna macht's gerade umgekehrt. Ein närrischer Kerl!" Und ein andermal, als die Futterglocke des nahen Hotels die ladies and gentlemen zum lunch rief, klatschte sie in die Hände: Zu so einer Messe geht man gern."

Jeder Sicilianer hat etwas von dieser poetischen Betrachtung der Dinge. Dafür sind Beweis die Tausende von Volksliedern, die durch die ganze Insel verbreitet sind, sind Beweis die höchst originellen unzähligen Märchen, die von Munde zu Munde gehen, und endlich auch die Rätsel, die im Grunde ja nur eine besondere Fassung des dichterischen Vergleichs darstellen.

Es ist selbstverständlich, daß die meisten dieser Rätsel die

Digitized by Google

umgebende Natur zum Gegenstand haben. Wenn auch die alten ehrwürdigen Tempel der Ceres gefallen sind, die holde Göttin herrscht heimlich noch immer auf ihrer Insel. Die Bewohner sind in gewaltiger Überzahl Acker-, Wein- und Obstbauern, Viehzüchter und Hirten. Und auch die oberen Zehntausend kennen nichts schöneres, als jedes Jahr, gewöhnlich für Oktober und November — nach der Badezeit — auf ihre Landsitze vor der Stadt zu ziehen und da, fern von Sprechzimmer, Bureau und Geschäft, einmal in und mit der Natur zu leben. Der Liebe zur Natur und deren sinniger Betrachtung verdanken ihren Ursprung folgende Rätsel:*)

Ich weiß einen Blumenkorb voll Rosen,
Was ist das, sage!
Er öffnet sich des Nachts
Und schließt sich zu bei Tage.

Ein Tischtuch, lang und breit,
Kein König, kein Papst kann's kaufen.

Da meine Leser keinesfalls auf das richtige kommen werden, will ich's verraten. Das erste ist: der gestirnte Himmel, das zweite: das Meer.

Auf die Erscheinung des Menschen gehen unter anderem:

Der Berg ist weiß geworden,
Das weite kurz geworden,
Aus zwei sind drei geworden.

Die Lösung? Der Greis, dessen Haar erbleicht ist, dessen einst scharfes Auge nur noch in der Nähe sieht, und der als drittes Bein den Stock nicht mehr missen kann.

Von entzückender Naivetät ist ein anderes, das den Mund, die Zähne und die Zunge bedeutet:

Ich weiß 'ne kleine Kammer,
Rings stehen weiße Bänkchen,
Inmitten sitzt ein Dompfaff.

*) Die hier angeführten Beispiele sind in der Hauptsache entnommen: Pitrè, Canzoni siciliani, II. Band, Seite 54 ff. und derselbe: Usi e Costumi, Credenze e Pregiudizi del popolo siciliano, III. Band.

Digitized by Google

Selbst die Eigentümlichkeiten ihrer Haustiere, mit denen sie doch beständig zusammen sind, sehen diese Naturmenschen noch mit urfrischen, ich möchte sagen jungfräulichen Blicken an:

Zwei, die leuchten,
Zwei, die stechen,
Vier Pantoffeln
Und ein Besen.

Schwer zu raten, was? Das ist der Ochse, nämlich seine Augen, Hörner, Hufe und sein Schwanz. Leicht zu lösen hingegen ist:

Kein Kavalier — und trägt doch Sporen,
Kein König — und trägt eine Krone,
Kein Küster — und läutet zur Frühmesse (mit seinem Krähen).

Der arme geschundene Esel muß zum Schaden den Spott tragen in folgender Scherzfrage:

Je fauler er ist,
Desto mehr Medaillen trägt er.

Die „Medaillen" sind die Wundmale der Prügel, die Freund Langohr wegen seiner Störrigkeit bekommt. Eine poetische Verherrlichung erfährt der Bienenstock in:

Viertausend Maurer bauten
In einem Gäßchen lang und eng,
So schmale, enge Mauern,
Daß sie kein Maler streichen kann.

Ein ebenso drolliges kleines, wenn auch keineswegs so harmloses Geschöpf wie die brave Biene ist die Pferdebremse. Auch sie wird vom Volksmunde mit einem dreifachen Vergleiche bedacht:

Es hat zwei Flügel und ist kein Vogel,
Es rührt die Trommel und ist kein Trommler,
Es läßt zur Ader und ist kein Bader.

Nicht weniger als acht Rätsel führt Pitrè auf die Schnecke an, „das seltsame Tierchen, das sein Haus mit sich trägt und ohne Füße läuft", darunter: Für einen halben Pfennig kaufst du Haus, Fleisch und — Hörner.

Digitized by Google

Die Schnecken sind nämlich in Süditalien die Austern des armen Mannes. Sie werden nach den großen Herbstregen korbweise gesammelt, verkauft und dann ins offene Kohlenfeuer geworfen, wo sie im eigenen Schleime schmoren.

Ferner durch die lebendige Form bemerkenswert:

Mutter Maria, was ist das?
Hörner hat's und ist kein Ochse,
Bemalt die Mauern und ist kein Maler,
Mutter Maria, was ist das?

Das „Bemalen" geht auf den schleimigen Streifen, den die Schnecke beim Kriechen hinterläßt.

Sehr zierlich wird die Tätigkeit der Spinne wiedergegeben:

Ohne Nadel und Fingerhut
Kann ich nähen und sticken.
Schöne Figuren kann ich machen,
Wie die feinen Damen.

Unter den vielen eigenartigen Früchten, die der üppige Boden des Südens ans Licht bringt, sind es der Granatapfel und die Melone, welche im stillen Gemüt der Landbewohner folgende Rätsel gezeitigt haben:

Tausend Frauen in einem Schloß;
Nicht Tor, noch Türe führt hinein,
Das Messer allein schließt's auf.

Es war einmal ein kleines Schwein,
Gekettet an ein Ringelein.
Es fraß nicht, ja es lebt' auch nicht,
Doch setzt' es Speck an, feist und dicht.

Die tausend Frauen des ersten sind die unzähligen Kerne des Granatapfels, das Ringelein des zweiten geht auf den Fruchtansatz, die Stelle, wo die Melone an die Ranke angewachsen ist.

Das merkwürdigste Gewächs jedoch im Mittelmeerbecken ist die indische Feige (Opuntia ficus indica), an seine Gestade von den Spaniern aus Mexiko verpflanzt, nebenbei bemerkt

Digitized by Google

vielleicht das einzige Gute, was ihre dreihundertjährige Mißwirtſchaft hier hinterlaſſen hat.

Dieſe völlig tropiſche Stachelpflanze, halb Strauch, halb Baum, bildet weder Stamm noch Zweige, ſondern nur dickfleiſchige Blätter, die allmählich zu Äſten verholzen, und ſetzt an den Rändern der vorjährigen Blätter mitten unter langen Spießen kinderfauſtgroße Tonnenfrüchte an. Die ſeltſame Geſtalt mußte die Phantaſie des Sicilianers beſonders lebhaft beſchäftigen. Drei Beiſpiele:

Auf einem Berge ſah ich eine Dame,
Sehr vornehm, in voller Rüſtung. (Die Stacheln.)
Sie war nicht ledig, nicht vermählt
Und trug doch ſechzig Kinder auf der Schulter. (Die Früchte.)

Ich weiß eine undankbare Mutter,
Die legt ihre Kinder zwiſchen die Dornen,
Denen ziert die Stirn eine Krone,
Rings mit Rubinen beſteckt.

Ich fürchte mich, es abzupflücken,
Ich fürchte mich, es zu berühren.
Da ſchneid' ich ihm den Kopf ab,
Da ſchneid' ich ihm den Schwanz ab:
Was ſind' ich drin?
Eine wunderſchöne Frau.

Dies Abſchneiden bezieht ſich auf das Zerlegen der Früchte, von denen man erſt mit zwei Schnitten die beiden Tonnenböden entfernt, worauf man nach einem Querſchnitt die noch übrige Schale ablöſt.

Ohne weitere Erläuterung verſtändlich und dabei von überraſchender Wirkung in ſeinem dreifachen Vergleiche iſt das „Ährenfeld“:

Es iſt kein Schwein und hat doch Borſten,
Es iſt kein Meer und ſchlägt doch Wellen,
Kein Schaf auch und wird doch geſchoren.

Digitized by Google

Wie mutet diese geradezu orientalische Bilderpracht den nordischen Büchermenschen an? Sind es nicht die Enthüllungen von Seelen, die noch vollständig in einer Märchenwelt leben? O ihr armen Jungen der deutschen Großstadt, die ihr eine Korn- von einer Weizenähre ebensowenig zu unterscheiden wißt, wie ein Pappel- von einem Lindenblatt, einen Zeisig von einer Nachtigall!

Aber noch andere Dinge gibt's, die etwas Sonderbares, wohl gar Geheimnisvolles haben. Der des Schreibens unkundige Bauer denkt, wenn er den Notar oder Sekretär auf dem Gerichte die großen Bogen, einen nach dem anderen, mit Tausenden von Buchstaben füllen sieht, an sein eigenes Tagewerk, vergleicht heimlich die gelehrte Arbeit mit der seinen, und am Abend, wenn er beim Herdfeuer den Nachbarn seinen Vertrag zeigt, gibt er ihnen folgende Nuß zu knacken:

Fünf, die gehen, (übers Feld)
Einer, der sticht, (nämlich den pflügenden Ochsen mit dem Stecken)
Das Feld ist weiß,
Die Saat ist schwarz.

Ob die ehrsamen Nachbarn richtig raten auf: die Finger, die Feder, das Papier und die Tinte?

Wenn das Mädchen mit dem Doppelhenkelkrug zur Zisterne gegangen ist und den Eimer hinabläßt, so macht die Rolle, über die das Seil läuft, ein Geräusch, das sie an lautes Lachen erinnert. Wenn sie den vollen Eimer wieder heraufzieht, so fließt Wasser über und fällt in den Brunnen zurück. Das sind dem phantasievollen Kinde Tränen, die er vergießt. Und so wird ihr der Eimer Veranlassung, ihren Freundinnen folgendes Rätsel aufzugeben:

Scinni ridennu, (scendo ridendo)
E'nchiana ciancennu. (E acchiana piangendo)
Wenn er niedersteigt, lacht er,
Wenn er aufsteigt, weint er.

Digitized by Google

Es wird einem ſchwer, aus ſolch goldigem Brünnlein nicht allzu gierig zu ſchöpfen. So begnüge ich mich hier mit noch drei Beiſpielen: dem „Schnee“, der „Wiege“ und dem „Spiegel“.

Der Tod meiner Mutter iſt mein Leben,
Doch wenn ich ſterbe, werd' ich wieder meine Mutter.

Eine Barke weiß ich, aus Leinwand gemacht,
Treibt mit und ohne Wind.
Was drinnen liegt, das weint und lacht,
Was draußen iſt, ſummt und ſingt.

Ich kann nicht ſprechen, ſeh' und höre nicht,
Doch wer mich hat, will Rat's bei mir erholen.
Ob ich auch wollte, ſchmeicheln kann ich nicht
Und meine Meinung ſag' ich unverhohlen.

Obwohl die folgenden Stücke mit in der großen Volksliederſammlung von Vigo*) enthalten ſind, glaube ich ihnen doch wegen ihres tiefen Gedankengehalts, zum Teil auch wegen ihrer gewählten Form einen gelehrten Urſprung zuſchreiben zu müſſen. Ich führe ſie hier als Übergang und Zwiſchenſtufe zu einer zweiten, kunſtvolleren Art der Rätſelpoeſie, die wir noch zu betrachten haben, an:

Ich bin, doch bin ich ganz geſtaltlos,
Ein jeder hört mich, keiner ſieht mich.
Geboren kaum, ſterb' ich dahin.
Ich lache, doch ich freu' mich nicht,
Ich weine, doch ich leide nicht. (Das Echo.)

Nichts bin ich, doch erzeugt mich jedes Weſen,
Bin flüchtig, unbeſtändig von Natur.
Wer will, hat mich ſogleich in ſeiner Nähe,
Doch augenblicks verliert er meine Spur.
Ich wandle, aber habe kein Gefühl,
Taub, ſtumm, blind, alles Wiſſens bloß
Bin ich, bald lang, bald breit. Ich wiege nichts.
Bald bin ich zwergenklein, bald rieſengroß.
(Der Schatten.)

*) Lionardo Vigo: Canti popolari siciliani; Catania 1857, S. 295 ff.

Digitized by Google

Das ist mein traurig Loos, daß kaum geboren,
Ich sterbe und von mir nichts übrig bleibt.
Und kaum gestorben, schon erstehʼ ich wieder,
Und wie zuvor mein Wesen lebt und leibt.
Flieht meine Seele, werdʼ ich neu geboren,
Aufs neue trifft mich tödlich mein Geschick.
So langʼ ich lebe, werdʼ ich nichts geachtet;
Doch bin ich tot, ersehnt man mich zurück.

(Die Zeit.)

II.

Was wir bis jetzt behandelt haben, fällt ohne Ausnahme unter den Begriff des 'nniminu (enigma), des eigentlichen Rätsels. Den Gegensatz dazu bildet das dúbbiu (dubiosum).

Um das dúbbiu zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, daß Sicilien von alters her das Land der poetischen Wettkämpfe (sfide) ist: schon bei Theokrit finden wir, wie Kuhhirten und Ziegenhirten vor einem unparteiischen Dritten um die Wette singen, der dann den Preis, ein Stück Jungvieh oder eine Schnitzarbeit, dem Sieger zuspricht. Der absonderliche Brauch hat sich erhalten: noch heutigen Tages treffen sich bei Jahrmärkten und Heiligenfesten im Freien oder in der Schenke bekannte Volksdichter, jeder von seinen Freunden gefolgt, und nun beginnt der eine auf den anderen in improvisierten Versen zu sticheln, worauf dieser mit neuen Sticheleien entgegnet, jener wieder antwortet und so fort, bis der eine von beiden nichts mehr zu sagen weiß und unter lautem Jubel der Gegenpartei für besiegt erklärt wird, wobei seine Anhänger Zorn und Wut oft nur schwer verhalten. Aus Besorgnis vor allzu leidenschaftlichen Ausbrüchen wird deshalb streng darauf gesehen, daß die beiden Nebenbuhler, ehe sie das poetische Duell ausfechten, alle Waffen ablegen.

Eine besondere Art der sfida ist das dubbiu, nämlich eine Herausforderung in gebundener Form, worin eine Anzahl Fragen gestellt werden, die der Gegner mit denselben End-

Digitized by Google

reimen sogleich beantworten muß, was natürlich außerordentlich viel Erfindungsgabe, Sprachgewalt und Schlagfertigkeit erheischt.

Die Form ist die sicilianische Ottave mit nur zwei verschiedenen Reimen, die sich dreimal wiederholen (abababab). Gern wählt man ähnlich lautende Endsilben, wodurch das Reimen noch schwieriger und die Wirkung geradezu verblüffend wird, z. B. pipi-capi-ripi-rapi-stipi-crapi-Tripi-sapi oder lauter Wörter, die auf enti und anti, auf ogghia und igghia, auf uppa und oppa ausgehen.

Ein Beispiel wird die Sache am besten erläutern:

Herausforderung:

Antworte: Wer spann den ersten Werg?
Wer schwang die erste Hacke?
Wer kochte die erste Suppe?
Was wird mit der Zeit runzlig?
Wer ist ein Schiff ohne Achtersteven?
Wer ist der Fisch, der ins Netz geht?

Antwort:

Eva spann den ersten Werg,
Adam schwang die erste Hacke,
Noah kochte die erste Suppe,
Der Mensch wird runzlig mit der Zeit,
Das Weib ist ein Schiff ohne Achtersteven,
Und der Mann der Fisch, der ins Netz geht.

Dieses gegenseitige Rätselaufgeben in Versen kennt Theokrit noch nicht, wenigstens hat sich nichts derartiges von ihm erhalten. Der älteste uns bekannte und zugleich bedeutendste Vertreter dieser Dichtungsart gehört bereits dem 17ten Jahrhundert an, und von ihm stammt auch die obige Antwort: es ist Pietro Fullone, eine so merkwürdige Dichtergestalt, daß ich mir nicht versagen kann, sie meinen deutschen Landsleuten mit einigen Strichen zu zeichnen*). Mastru Petru oder Petru Fudduni

*) An der Hand der eingehenden Forschungen Pitrès: Studi di poesia popolare. Palermo 1872. Seite 109 bis 184.

Digitized by Google

lu pirriaturi (der Steinbrecher), wie er im sicilianischen Dialekt heißt, war in Palermo um das Jahr 1600 geboren und mußte sich mühselig mit schwerer Hände Arbeit sein Brot verdienen, zuerst als Steinklopfer, dann als Matrose. Während dieser mehr mechanischen Tätigkeiten arbeitete aber beständig seine rege, witzige Phantasie. Und oft saß er stundenlang weltvergessen da und brütete über seinen dichterischen Problemen. Einst füllte er den ganzen Tag wie geistesabwesend seinen Korb Steine, um ihn, ohne zu wissen, was er tat, an einer anderen Stelle zu entleeren, ging auch am Abend nicht mit seinen Genossen zur gemeinsamen Mahlzeit, sondern grübelte weiter. Als ihn dann einer herbeirief, ließ er sich aus seinen Träumereien wohl herausreißen, zeigte aber eine tiefbekümmerte Miene und seufzte: „Was hast mir angetan? Du hast mir mein schönstes Werk zerstört." Es war das noch heute erhaltene, wohlgelungene Gedicht: Miseria della Vita umana (Das Elend des menschlichen Lebens) in Terzinen, das der des Lesens und Schreibens Unkundige im Geiste noch nicht ganz vollendet hatte.

Nicht minder erweist eine andere Anekdote, die sich das Volk von ihm erzählt, seine noch heute weitverbreitete Bekanntheit und Beliebtheit. Sie zeigt ihn uns zugleich als geschickten Rätsellöser: Einmal sollen Fullone drei Fremde besucht haben, um ihm im Auftrage ihres Königs hundert Unzen Gold zu verehren, wenn er ihnen eine gute Antwort auf die Frage geben würde, was das Beste auf der Welt sei. Er antwortete: „Der Gehorsam". Die drei hielten diese Antwort nicht für richtig und gaben Fullone nur einen ganz kleinen Teil des Geldes. Aber der König war sehr böse, als die Gesandten zurückkamen und ihm Bericht erstatteten. Er sagte, sie hätten nur Fullones Forderung wahr machen sollen, und bestrafte sie schwer für ihren Ungehorsam.

Ein echter Bohémien, bezahlte er seine Schulden nicht, wurde wegen Mietrückständen des öfteren an die Luft gesetzt

Digitized by Google

und führte lange Zeit ein lockeres Leben. Am liebsten beglich er seine Rechnungen mit Versen. So aß er einst, halb verhungert, in einer Kneipe einer Morra spielenden Gesellschaft, für die eben aufgetragen wurde, die Gerichte weg, und als die Spieler ihre Teller leer fanden, besänftigte er sie mit folgender Improvisation:

Jetzt schneidet mich entzwei wie einen Thunfisch!
Sägt mir den Kopf mit einer Säge ab!
Laßt nicht das Unterfutter an den Knochen!
Der eine packe und der andre reiße!
Mein Schiff ging ohne richtigen Ballast:
In diesen Hafen kam's und stieß ans Land.

Zuweilen lud er auch seine Freunde zum Essen ein, und der Wirt gab sich zufrieden, daß er in Ottaverimen bezahlt wurde. Aber einmal stopfte er sich dabei so voll, daß er gar keine gescheiten Reime mehr fertig brachte. Da forderte der Wirt mit einem Sprichworte Bezahlung in Geld. Auf das zweizeilige Sprichwort fand Fullone dann glücklich die sechs erforderlichen Reime und kam ungeschoren davon.

Das Verseschmieden ging ihm leichter von der Hand, als das Steinebrechen am Monte Pellegrino oder an den Felsenufern von Solunt in der heißen Hundstagssonne. Fast scheint es, als habe er mehr in Versen gesprochen, als in Prosa. Einen Metzger z. B., der ihm ein elend hartes Stück Rindfleisch verkauft hatte, deklamierte er an:

Hat man es je gesehn, daß ein Stück Fleisch
Drei Tage und drei Nächte kochen mußte?

Der Metzger warf ihm ein Messer nach, traf ihn aber glücklicherweise nicht.

Lange lebte er in großer Dürftigkeit, worüber Freunde der Poesie, die ihn aufsuchten, sich wunderten. Ihnen erwiderte er, immer sprungbereit:

Digitized by Google

Unter diesen armen Lumpen
Schlägt ein reiches Herz.
Blüh'n nicht Rosen auf aus Dornen?
Lilien aus dem öden Brachfeld?
Edelsteine und Rubinen
Findet ihr im rauhen Felsen:
Daß ihr mich in diesem Bettler-
Kleide seht, das wundert euch?

Natürlich duldet es diesen Feuergeist nicht lange in Palermo. Er durchzieht halb Sicilien und fordert überall die besten Poeten zum Wettdichten heraus. Z. B. in Catania einen gewissen Stivala, dessen Gönner seinetwegen eine öffentliche Sitzung — wir würden sagen: einen literarischen Abend — abhält, wo die beiden Nebenbuhler sich messen, und einen anderen namens Pavone. Jeder lobt seine Vaterstadt und tadelt die des Gegners. Pavone nennt Palermo ein gemeines Weib, Catania eine Königin. Natürlich bleibt Mastru Petru die Antwort nicht schuldig und trägt schließlich den Sieg davon.

Fullones mannigfache epische und lyrische Dichtungen, oft lehrhaften und auch religiösen Inhalts, die zeitgenössische Gelehrte und Schöngeister von ihm sammelten, herausgaben und so der Nachwelt erhielten, kümmern uns hier nicht, wir haben es nur mit dem Rätseldichter zu tun. Da erweist er sich denn namentlich groß in dem bei weitem schwierigeren Teil, nämlich als Rätsellöser.

Das 17te Jahrhundert war bei uns die Zeit der „gelehrten Gesellschaften", und obwohl die schlimmen Zeitläufte wenig echte Poesie aufkommen ließen, ist doch die damalige allgemeine Teilnahme der hohen und höchsten Kreise eine sehr erfreuliche Erscheinung, zumal im Gegensatz zu der unglaublichen Stumpfheit und Gleichgültigkeit, die — wenige Ausnahmen abgerechnet — unsere Epoche in dieser Hinsicht kennzeichnen. So nahmen damals auch in Sicilien vornehme und reiche Herren ein lebhaftes Interesse an den schönen Künsten, und besonders

Digitized by Google

ist es ein leider nicht mit Namen bekannter Gelehrter aus dem kleinen Städtchen Tripi, der den armen Steinklopfer zu sich in sein Haus berief, ihn tagelang bewirtete und zu einem poetischen Turnier mit Fullone seine Freunde und Verwandten einlud. Der Gelehrte von Tripi hatte jedenfalls mit viel Kopfzerbrechen ein sehr kunstvolles und schwieriges dubbiu zurecht gezimmert:

Eine Blumenvase sah ich
Mit zwei schönen Pfefferblüten.
Angebunden war sie mit verschiedenen Stricken.
Und ein Meer auch sah ich mit zwei Ufern.
Einen Garten fand ich mit zwei Rüben,
Eine Hürde drin mit 33 Ziegen.

Fullone sann eine Weile nach, dann antwortete er:

Jene Blumenvase ist das Weib.
Ihre Augen sind die scharfen Blüten,
Ihre langen Flechten sind die Stricke.
Und das Meer? Die Stirn ist's und die beiden
Ufer sind die beiden Augenbrauen.
Jener Garten ist der Kopf des Menschen,
Doch die Rüben deut ich als die Ohren
Und die Hürde als den Mund, darin
Stehen 33 weiße Zähne.

Man sieht: eine sprudelnde Phantasie, ein üppiger Reichtum an seltsamen Bildern; nur einige Vergleiche etwas gewaltsam und unserem germanischen Empfinden fremd. Aber die trefflichen Wechselbeziehungen, die nicht an der Oberfläche liegen, sondern durch Nachdenken erst herausgefunden werden müssen, sind nicht umständlich ausgeführt, sondern der Einbildungskraft des Hörers überlassen. Echte, ursprüngliche Poesie.

Es ist unmöglich, die einzelnen Sfiden des Gelehrten von Tripi und Fullones Antworten in ihrem ganzen Umfange oder wohl gar mit den vier Doppelreimen unserem Geschmack gerecht zu übertragen. Alle derartigen Versuche, selbst von

Digitized by Google

Meistern der Übersetzung wie Gregorovius und Löhr führen zu öder, gekünstelter Reimerei, geben oft kaum den ursprünglichen Inhalt wieder und verderben die volkstümliche Frische. Ich greife deshalb lieber aus Pitrès Beispielen einzelne Fragen und Antworten heraus, um zu zeigen, wie witzig, sarkastisch und tiefsinnig dieses Genie im Arbeitskittel einem hochgebildeten Mann Rede zu stehen wußte.

Der Gelehrte von Tripi:

Wer lebt stets arm und ist doch reich?
Wer gilt für klug und ist doch oft sehr dumm?
Und welcher Baum ist grün zugleich und trocken?

Fullone:

Der Geizige lebt arm nnd ist doch reich.
Wer Glück hat, heißt trotz aller Dummheit klug.
Wer liebt, der hofft und brennt, ist also grün und trocken.

Der Gelehrte von Tripi:

Sag mir, wer band den ersten Besen,
Und wer fegte zuerst damit?
Sag mir, wer baute den ersten Stuhl,
Und wer setzte zuerst sich drauf?

Fullone:

Der Teufel band den ersten Besen,
Und der listige Mensch fegte damit.
Gott Vater baute den ersten Stuhl,
Und sein heiliger Sohn setzte sich drauf.

Liegt in den beiden letzten Vergleichen eine edle Mystik verborgen, so steckt in dem komischen Einfall vom ersten Besen meiner Meinung nach eine heimliche Kriegserklärung an die Kultur mit all ihren schlimmen Folgen für den von der Natur sich immer weiter entfernenden Menschen.

Noch heute sind die Sicilianer stolz auf diesen feinen Kopf. Und während seine größeren Kunstdichtungen in Büchern gesammelt sind, laufen seine Sfide und Dubbi von Mund

Digitized by Google

zu Mund. Dem niederen Volke iſt er längſt eine legendenhafte Figur geworden. Wenn jemand einen recht ſonderbaren und doch treffenden Vergleich macht, heißt es von ihm: purta la paritati di Petru Fudduni (er findet eine Ähnlichkeit wie Peter Fullone). Ihm ſchreibt man gern jedes im Schwang gehende außergewöhnliche Erzeugnis der Volkspoeſie zu, ſo daß es auch wohl nicht ganz ſicher iſt, ob die angeführten Beiſpiele alle oder wenigſtens in der gegebenen Faſſung von ihm ſtammen.

Soviel aber ſteht feſt: wenn auch jetzt noch keineswegs zu verachtende Volksdichter in kleinen und großen Städten Siciliens ihre Reime ſchmieden und wohl auch hier und da witzige Köpfe Rätſelturniere nach altem Brauche abhalten, ein zweiter Maſtru Petru iſt in der langen Zeit ſeit ſeinem Tode (ungefähr 1670) nicht wieder erſtanden.

Digitized by Google

Sicilianiſche Sprichwörter.

Die Seele einer Nation redet zu uns nirgends ſo vernehmlich, wie in ihrem Volkslied und in ihrem Sprichwort. Spiegelt ſich im Volkslied die Leidenſchaft in ihren verſchiedenen Kundgebungen: Trauer, Schmerz, Eiferſucht, Hoffnung, Verzweiflung, ſo drückt das Sprichwort in gedrängter Form die Erfahrungen aus, die der Menſch im Leben macht, gute Lehren, die man befolgen muß, will man, ohne allzuviel Haare zu laſſen, durch das Geräuſe dieſer Welt kommen. Eine Art Volksphiloſophie. Dort prägt das Herz, hier der Verſtand. Und doch iſt auch hier die Phantaſie mit tätig. Die zwar ungelehrte, dafür aber unbefangenere und friſchere Anſchauung des Volkes entdeckt überall Ähnlichkeiten zwiſchen dem, was die Seele bewegt, und den äußeren Dingen: ſo ſtellt ſich der Vergleich von ſelber ein.

Wie die ſicilianiſche Rätſelpoeſie ihre beſte Kraft aus dem beſtändigen Leben in und mit der Natur holt, ſo nehmen auch unter den Sprichwörtern nach Zahl und Bedeutung diejenigen die erſte Stelle ein, welche der treuen Beobachtung der Natur ihren Urſprung verdanken. Das darf uns nicht wundern: mehr als Dreiviertel der Inſulaner nährt ſich, wie ſchon gezeigt wurde,

Digitized by Google

von Landwirtschaft und Viehzucht, eine Beschäftigung, die zu dieser steten Beobachtung der Natur führt, ja geradezu zwingt.

Deshalb sind die sogenannten Bauernregeln, ähnlich unserem berüchtigten: „Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert das Wetter oder bleibt, wie es ist", auch in Sicilien sehr häufig, entbehren aber gewöhnlich jeder ethischen Tiefe. Eine solche wird man hingegen folgender kleinen Auslese nicht absprechen, die sich zunächst auf die Bebauung des Bodens unmittelbar bezieht:

Die Erde sagt: Gib, damit ich Dir gebe!

Jedes Grundstück ist soviel wert als der Mann, der es bebaut.

Spanne den Pflug nicht vor den Ochsen!

Der Pflug hat eine Eisenspitze, die Hacke eine Silberspitze, der Spaten eine Goldspitze (d. h. wer pflügt, wird wenig, wer hackt, viel, wer gräbt, das meiste ernten).

Das muß ein saurer Weinstock sein, von dem niemand Absenker will.

Das Zusammenleben mit den Haustieren verschafft die genaue Kenntnis von deren Eigenheiten, Schwächen und Vorzügen, die man dann in diesem oder jenem Angehörigen oder Nachbarn wiederfindet. Dahin zielen:

Nicht alle Ochsen lernen pflügen.

Der Ochs, der nicht zum Pfluge gehn will, geht zum Schlachthof.

Kannst Du des Ochsen Bauch mit Heu nicht stopfen, so tuts auch Stroh.

Wo der Ochs zu weinen hat, hat es auch der Pflug.

Eine große Kuh wirft nicht immer ein großes Kalb.

Man hat noch nie eine Ziege verhungern sehn.

Lieber die Wolle, als das Schaf.

Wer sich zum Schaf macht, den frißt der Wolf.

Jeder Esel rühmt sein Geschrei.

Esels Galopp währt nicht lange.

Der Esel will geprügelt sein.

Esels Geschrei dringt nicht bis zum Himmel.

Es gibt Esel genug mit kurzen Ohren.

Wo der Esel einmal gefallen ist, fällt er nicht wieder.

Digitized by Google

Lieber Hase, als Schwein (d. h. lieber arm und frei, als reich und ein Sklave).
Schweine und Kinder laufen, wie sie's gelernt haben.
Schweine von guter Rasse halten zusammen.
Im Schweinekofen willst Du Ähren finden?
Das Schwein wird im Schmutze fett.
Das Sauschwänzel ringelt sich wohl, aber einen Knoten macht's doch nicht.
Hätte das Huhn nicht gegackert, wüßte man nicht, wer's Ei gelegt hat.

Endlich in seiner Form an plattdeutsche Sprichwörter erinnernd:

Immer hübsch sauber, sagte die Sau zu den Ferkeln,
da wälzte sie sich in der Pfütze.

Vielfach werden zu Vergleichen Hund und Katze herangezogen, von denen es heißt, daß sie in jedes Haus gehören. In der Tat, auch die ärmste Familie hat eine Katze, die, der heiligen Martha als Schutzpatronin befohlen, trotz der schlimmsten Streiche von niemand verfolgt oder verletzt wird. Wer gar eine Katze tötet, hat sieben böse Jahre auf Erden oder sieben Jahre Fegefeuer zu gewärtigen. Die Katze ernährt sich selbst, indem sie nachts Mäuse und Ratten fängt. Aber ein Hund? Ich hab's erlebt, daß solch ein verhungerter Hund das Rebhuhn, das sein Herr geschossen hatte, statt es diesem zu bringen, selber sogleich an Ort und Stelle auffraß. Aber trotz der eigenen Armut hält man doch Hunde, namentlich in den Häusern der Kleinbürger, wo auch selten die altmodische Jagdflinte fehlt. Ehe man sich vom Hund trennt, verhungert man lieber zusammen. Auf die geliebte Katze gehen die Sprichwörter:

Eine Katze am Gängelband fängt keine Mäuse.
Alte Kater lieben zarte Mäuschen.
Der Katze darfst Du kein Glöckchen an den Hals hängen.
Wenn die Katze kommt, verkriechen sich die Mäuse.
Wolle keine Katze kämmen!

Digitized by Google

Auf den Hund:

Wenn viele Hunde um einen Knochen raufen, so ist's das beste, Du bleibst weit davon.

Er ruft den Hund und hält den Stock bereit.

Drei Hunde gehören zu einer Heerde, drei Kanoniker zu einem Domkapitel.

Wer mit Hunden schlafen geht,
Mit Flöhen aus dem Bett aufsteht.

Die charakteristischen Eigenschaften aller möglichen anderen Tiere erkennt der Scharfsinn des Volkes in diesem oder jenem Menschen, wohl auch in sich selbst wieder, und so dichtet es unbewußt:

Ein Adler nährt sich nicht von Brotkrümchen.

Ein Adler bindet nicht mit Fliegen an.

Zu viele Raben machen einen Adler hin.

Wenn der Habicht auch kreist, schaut er doch immer nach dem Hühnchen aus.

Wer sich zur Taube macht, den frißt der Sperber.

Der Frosch, selbst wenn Du ihn in Seide kleidest, kehrt wieder in seinen Sumpf zurück.

Die Kröte verachtet den Frosch.

Seiner Mutter dünkt selbst der Mistkäfer schön.

Die Ameise sammelt die Körner und die Grille verpraßt sie.

Ohne Fliegen gibt's kein Honigessen.

Einer alten Maus brauchst Du das Loch nicht zu zeigen.

Das ist eine schlechte Maus, die nur ein einziges Loch weiß.

Ein alter Fuchs geht nicht mehr ins Eisen.

Wer zwei Hasen zugleich jagt, bekommt weder den einen noch den andern.

Auf einem toten Löwen tanzen die Hasen.

Willst Du den Igel mit der Faust packen?

Kaninchen fangen: dazu gehört viel Zeit.

Ein gutes Kaninchen findet überall ein Loch.

Wie willst Du das Kaninchen fangen, wenn Du ihm selbst in seinen Bau verhilfst?

Die Schlange, die man nicht anrührt, beißt auch nicht.

Wo der Wolf nicht ist, sieht man seine Fährte.

Wölfe wittern sich gegenseitig.

Digitized by Google

Der Wolf geht dahin, wo Schafe sind.
Die Nacht ist für die Wölfe geschaffen.
Der Wolf frißt die Schafe ungesalzen.
Kranker Wolf, gesunde Lämmer.
Ein alter Wolf kennt die Wälder.
Wer den Wolf zum Gevatter hat, soll nicht ohne Hund ausgehn.
Was ein Wölfslein ist, das wird schon mit Reißzähnen geboren.
Willst Du nicht für einen Wolf gelten, so häng Dir nicht sein Fell um!

Die Häufigkeit der Sprichwörter vom Wolf darf nicht wundernehmen. Dieses Raubtier ist in den Nebroden und Madoniden, den einsamen Felsengebirgen der Nordküste, noch sehr häufig, streicht rudelweise, wenn der Winter streng ist, bis in die Nähe der menschlichen Wohnungen und richtet zuweilen großen Schaden an. Sehr poetisch heißt ein dunkler, regnerischer Abend im Volksmund: Vucca di lupu, Wolfsrachen.

Wir kommen zu den Sprichwörtern, die sich unmittelbar auf den Menschen beziehen. Da ist für den sicilianischen Charakter die große Anzahl derjenigen bezeichnend, die das Mißtrauen gegen den Nächsten empfehlen:

Ein falscher Freund, ein schlimmer Nachbar
Wirft Dich mit Steinen und reibt sich die Hände.

Du brauchst dem Nachbar nicht zu sagen,
Wie viel Dir Mühl' und Garten tragen!

Daß nicht Dein Glück sich neige,
Höre und schweige!

Was man beim Essen spricht, muß auf dem Tischtuch bleiben.
Große Herren sind schlimme Nachbarn.
Wenn man Dir ein Ferkel schenkt, komm' schnell mit dem Strick gelaufen!

Im Verkehr mit seinem Nebenmenschen muß man verschlagen sein. Wenn irgendwo, so gilt in Sicilien der Satz: homo homini lupus. Den anderen übers Ohr zu hauen, ist keine Schande, sondern ein Triumph. Daher:

Digitized by Google

Ins Geſicht ſchöne Phraſen,
Hinterm Rücken lange Naſen.

Du gabſt mir Werg, ich hab' Dir Werg geſponnen:
Du haſt mich angeſchmiert, ich hab' Dich ſchwarz gemacht.

Wer Dir nichts ſchenkt und Dir nichts leiht,
den fliehe wie die Peſt!

Hat man dann aber einen Vorteil erreicht, ſo ſoll man ihn ausnutzen: Mentri chi semu Papa, papiamu:

Laßt uns Papſt ſpielen, ſo lange wir's ſind!
Ein zweites Mal wird man das nicht ſo geſchwind.

Namentlich dem Bauer gegenüber gilt es auf der Hut zu ſein. Der ſicilianiſche Bauer iſt vielfach noch in der Lage der antiken Sklaven und ſtellt infolgedeſſen auch nicht gerade ein Muſter von Ehrlichkeit und Edelmut dar. Von ihm heißt es:

Der Bauer iſt immer reich im kommenden Jahr
(d. h. er hofft immer, aber vergebens).
Nimm keinen Bauer zum Gevatter!
Der Bauer muß grobe Stiefel haben, die Städter zierliche.
Dem Bauer gib keine Rute in die Hand
(d. h. laß ihn nicht kommandieren!)
Der Bauer hat den Sack voll Dummheit und Bosheit.
Der Bauer hat immer die Rechnung unter der Mütze.

Der Geſoppte tröſtet ſich:

Wer die Mütze verliert, doch den Mantel behält,
Danke Gott, daß ihm weiter nichts fehlt!

Und oft erreicht den Böſen ſein Schickſal:

Die alten Füchſe ſagten zu den Jungen:
Beim Kürſchner ſehen wir uns alle wieder.

Ein echter Räuberſpruch mit Gefängnis und Galeere im Hintergrunde!

Der Sicilianer iſt ſinnlich und in hohem Grade eiferſüchtig. So geſtaltet ſich der Verkehr der Geſchlechter hier ſchwieriger, als irgendwo anders, und das gewöhnlich ebenſo

Digitized by Google

heiße, wie wankelmütige Weib ist Gegenstand einer unendlichen Menge von Sprichwörtern. Ich greife folgende heraus:

Ist das Mädel achtzehn Jahr,
Bring sie an den Mann oder schneid ihr den Hals ab!
(Donna di diciott' anni, O maritala o la scanni).

Ein bärtiges Weib grüße nur aus der Ferne!

Ein Weib ohne Ehre ist eine Rose ohne Duft.

Hüte und Weiber muß man festhalten.

Esel und Weiber, prügelt sie: dann laufen sie richtig.

Spiel mit der Liebe nicht, solch Spiel ist nicht geheuer!
Aus einem kleinen Funken wird oft ein großes Feuer.

Es ist die Liebe mancher Frau'n
Wie der Wein in der Flasche zu schaun:
Am Abend
Noch labend,
Am Morgen
Verdorben.

Wenn du dich von Weiberträhnen rühren läßt,
wirst du bald arm sein.
Weib zur Seite,
Sorge im Geleite.

Wer kein Weib hat, weiß nicht, was Schmerzen sind.

Wer ein Weib nimmt, ist einen Tag vergnügt;
Wer ein Schwein schlachtet, ist's das ganze Jahr.

Wintersonne, Sommerwolken,
Weibes Lieb' und Bruders Mitleid:
Wer auf diese viere traut,
Hat schlecht gebaut.

Das Weib freilich bleibt dem Mann die Rechnung nicht schuldig:

Wenn ich Dich achte, ja Dich liebe,
Vergeß ich nicht, die Du mir gabst, die Hiebe.

Ein Liebster und ein Tamburin sind nur drei Tage schön.

Esel und Ehemänner muß man sich anschaffen, solange sie jung sind.

Und echt sicilianisch bitter:

Willst Du wissen, wer keine Hörner hat?
Wer in die Sonne geht und keinen Schatten wirft.

Digitized by Google

Gute Lehren mehr allgemeiner Art erteilen:

Wer tut, was er nicht soll, dem passiert, was er nicht glaubt.
Je länger das Seil, desto schwerer läßt sichs spannen.

Ohne Wind blähen sich die Segel nicht.
Mit gutem Wind kann jeder fahren.
Segle, wenn Du den Wind hinten hast!
Zwei Steuerruder sind zuviel für ein Schiff.
Hartes zu hartem baut keine Mauer.
Ein undankbarer Mensch und in die Blume geschossener Kohl,
an denen ist alle Müh' verloren.
Späte Ehen — frühe Waisen.
Der Reiche zerreißt die Maschen, der Arme bleibt im Netz.
Gewarnt ist halb gerettet.
Wer nicht gut durchsiebt, ißt die Kleie mit.
Wer Galle verschluckt, kann keine Äpfel spucken.
Wer wenig Worte macht, hat wenig zu bereu'n.

Besser Salz und Brot in Frieden,
Als mit Zank Fasan und Rebhuhn!

Wenn man das Brot an die Zähne setzt, merkt man den Hunger.

Wo ohne Sonne ist ein Haus,
Da geht der Arzt stets ein und aus.

Willst Du mit Stroh die Stube heizen,
Darfst nicht mit hundert Zentnern geizen.

Wenn Du siehst, daß sein Schritt schlecht ist, nimm das Maultier beim Zügel (d. h. verzichte auf das Reiten).

So einfach das Bild, so tief der Sinn! — Zwei treffliche Vergleiche:

Scheinen und nicht sein heißt: spinnen ohne weben.

Und:

Die Menschen wägen sich gegenseitig nicht nach Kantaren (80-Kilogewicht), sondern nach Unzen (mit der Goldwage).

Burlesk klingt der Stoßseufzer:

Ist einer zu seinem Unglück auf die Welt geraten,
So wird er hier gehängt und dort gebraten.

Nämlich in der Hölle. Nicht minder drastisch und die ungeheure Abneigung verratend, die jeden Sicilianer gegen den Militärdienst erfüllt:

Lieber Schwein, als Soldat.

Digitized by Google

Hingegen tragikomisch:

Dichter und Maler, daß Gott erbarm'!
Sterben alle elend und arm.

Geradezu elegisch aber tönt uns der Volksmund aus folgenden Sinnsprüchen:

Kein Meister ist, der wüßte Bescheid
Gegen des Alters Trübsal und Leid.

Und:

Jeder hat einen Nagel, der ihm das Herz will spalten,
Dieser einen neuen, jener einen alten.

II.

Es erübrigt noch, auf die sprichwörtlichen Redensarten einzugehen, an denen der sicilianische Dialekt überreich ist. Hier finden wir merkwürdig viele, die unseren deutschen Wendungen verwandt oder völlig gleich sind. Wie uns im Sicilianischen dieselben Sprichwörter wiederkehren, die wir genau so oder wenigstens ähnlich in unserem Sprachschatze besitzen, zum Beispiel Una rinnina nun fa primavera — Eine Schwalbe macht keinen Frühling (anstatt Sommer), Unnicc' è carnazzu, li corvi s' arricógghinu — Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Raben (statt die Adler), Corvi cu corvi' un si scippanu l'occhi — Ein Rabe hackt dem andern die Augen nicht aus (statt der Krähe): so erinnert an deutsche Redensarten das sicilianische mittirisi un purci 'n testa sich einen Floh in den Kopf setzen (= ganz von einem törichten Vorsatz erfüllt sein), ferner Jiri arreri comu lu gámmaru den Krebsgang gehn und pigghiari la gatta die Katze (statt: einen Kater) bekommen.

Statt des Deutschen: Das pfeifen die Spatzen von den Dächern, heißt es in Sicilien: Das wissen die Katzen und Hunde.

Wie schlagend die Wirkung der Metapher hier hervortritt, wie sie die gedrungene Kürze des Witzes, ja oft eine

Digitized by Google

wahrhaft Shakspereſche Kraft des Ausdrucks erreicht, möge folgende kleine Ausleſe zeigen: Das Schwein aus den Hühnern herauskennen = nicht auf den Kopf gefallen ſein. — Das Leben des ſeligen Schweines führen = gedankenlos praſſen. — Wiſſen, wo der Haſe ſchläft = einer Sache ganz ſicher ſein. — Der Haſe jagt die Hunde = das hätte ich nie für möglich gehalten. — Die tote Katze oder das gebratene Karnickel machen = ſich dumm ſtellen, um etwas zu erreichen. — Wie eine Maus ſterben = von niemand betrauert werden. — Den Hahn ſpielen wollen = ſich zu viel herausnehmen. — Eine Krebsrede halten = dummes Zeug ſchwatzen. — Das Herz nicht größer, als eine Nuß haben = feig ſein. — Mispeln waſchen (die an ſich ſchon rein ſind) = unnütze Dinge treiben. — Sepia ausſpritzen (wie der Tintenfiſch) = ſeine ſchwarzen Gedanken enthüllen. — Das Gedächtnis einer Fliege haben = kurze Gedanken haben. — Fliegen fangen = keine Geſchäfte machen. — Die Eule von allen ſein = die Zielſcheibe des allgemeinen Spottes ſein.

Dieſen Wendungen ſchließen ſich die direkten Vergleiche an: ſeelensgut wie ein Kaninchen, ſchwatzen wie eine alte Elſter, zittern wie eine Amſel, herumlungern wie eine hungrige Fliege.

Direkte Perſonifikationen haben wir in folgenden Vergleichen, die wieder dem Tierreich entnommen ſind. Ein Schwätzer heißt Cicala (Grille), ein Habſüchtiger Purpu (Polyp, der ſeine Fangarme überall hin langen läßt), ein Faulpelz Tartuca (Schildkröte), ein aufdringlicher Menſch Sancisuca (Blutegel), Pidócchiu (Laus) oder auch Tavana (Schmeißfliege). Ein ſchwadronierender Advokat, der ſeine Kunden an den Bettelſtab prozeſſiert, muß ſich den Spitznamen Cardúbbulu (Hummel) gefallen laſſen, und La gattaredda cu li 'nguanti „Das Kätzchen in Handſchuhen" tituliert man ſpöttiſch eine Putzdocke, die ſich nicht um ihre Wirtſchaft kümmert.

Digitized by Google

Zu den sprichwörtlichen Redensarten gehören auch die „geflügelten Worte", die irgend einem ernsten oder heiteren Vorkommnis ihre Entstehung verdanken. Jemand hat in einer kritischen Lage, um sich zu rechtfertigen oder sich aus ihr zu befreien, einen schlauen Ausweg gefunden, zum Beispiel einen drastischen Ausspruch getan, der so tief in die Volksseele einschlug, daß er bei ähnlicher Gelegenheit gern wiederholt wird. Dergleichen hat nicht nur jede Nation, sondern auch jeder kleine Volksstamm aufzuweisen.

Welche Fülle davon in unserem deutschen Vaterlande! Und wie überall ist es bei uns: manche dieser Redensarten sind sehr alt, zum Beispiel: „Was nützt der Kuh Muskate", „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn". Andere sind erst in der Gegenwart entstanden. Großstadt und Provinz bilden noch jetzt beständig neue geflügelte Worte. Ich erinnere nur an: „Das sieht Pietsch im Finstern" und: „Zweimal gebe ich nicht, sagte jener Oberförster" (als man ihm zumutete, beim Skat zum dreizehnten Male Karte zu geben).

Auch in Sicilien laufen Bonmots um, die ihr hohes Alter auf der Stirn tragen, einige sogar, die bis auf die Saracenenzeit zurückgehen, während noch heute der schlagfertige Witz dieses Volkes, durch die tausend Bedrängnisse des Lebens herausgelockt, jenem Schatz immer neue Goldkörner zufügt. An jedes knüpft sich eine kurze Geschichte, und so sei zur Genugtuung manch ungeduldiger Leser diese Studie mit einer kleinen Sammlung sicilianischer Anekdoten (Aus Pitrè: Fiabe e Leggende, Palermo 1888) beschlossen.

„Tanti nenti ammazzanu un sceccu." Ein Bauer hatte einen Esel. Obwohl der Esel nur schwach und klein war, glaubte der Bauer, er könne alles tragen, und lud ihm ein Bündel Holz nach dem anderen auf, wobei er allemal meinte: „Das ist nichts." Zuletzt setzte er sich selber noch drauf. So hoch saß er, daß seine Beine dem armen Esel um die Ohren

Digitized by Google

baumelten. Und wieder: „Das ist nichts.“ Der Esel tat einige Schritte, wankte, brach zusammen und war tot. „Zu viele Nichtse machen einen Esel hin.“

„Fidi mi caccia, no lignu di varca.“ Es war einmal ein Kranker, dem konnte niemand helfen. Nachdem er alle möglichen Ärzte vergebens um Rat gefragt, kam ein Freund zu ihm und sagte: „Gevatter, ich weiß ein Mittel. Du kochst ein Stück vom Kreuze Christi und trinkst die Brühe.“ „Aber wie willst Du das finden?“ „Ich habe sagen hören ... an gewissen heiligen Orten unter der Erde ... Übrigens was geht's Dich an?“ Der Kranke war einverstanden und gab dem Freund einen Taler als Reisegeld. Dieser ging nicht weit, sondern als er am Meer eine alte Barke fand, schnitt er ein Stück Holz heraus und brachte es, in einen sauberen Umschlag eingewickelt, dem Kranken. Der küßte die vermeintliche Reliquie inbrünstig, ließ sich den Splitter von seiner Frau kochen und trank das Wasser. Nach drei Tagen war er wieder gesund.

Später erzählte ihm der Gevatter, was für eine Bouillon er getrunken. Aber der Genesene zeigte sich gar nicht entrüstet über den frommen Betrug, sondern froh des Erfolges meinte er: „Der Glaube half mir, nicht das Barkenholz.“

Finden wir in diesem Beispiel, einer Heilung durch Suggestion, sozusagen das innerste Problem aller Religion gelöst, so mutet ein anderes gleichfalls ins Gebiet des christlichen Glaubens fallendes mehr burlesk an: Dintra Maria! Fuori Maria! Zur Zeit, als noch viele Saracenen in Sicilien hausten, ließen deren Weiber gern ein Muttergottesbild in ihre Wohnung bringen, um eine leichtere Niederkunft zu haben, und sagten: Herein mit der Mutter Gottes! Hatten sie die schwere Stunde glücklich überstanden, so hielten sie Marias Hilfe nicht mehr für nötig und riefen: Hinaus mit der Mutter Gottes!

Digitized by Google

So ist die Redensart „Maria herein! Maria hinaus!“ noch heute im Schwang, wenn jemand etwas erst heftig begehrt, aber nach kurzem Besitz seiner überdrüssig es ebenso heftig verabscheut.

„Ddiu uni scanza di peju! dici la crozza di mortu.“ Ein Herr besuchte einst den Friedhof der Kapuziner in Palermo, jene merkwürdigen unterirdischen Hallen, wo die gedörrten Mumien der ehemaligen Mönche zu Hunderten an den Wänden stehen. Auf einem Schädel fand er die Worte geschrieben: „Gott helfe, daß es nicht schlimmer wird.“ Was kann einem noch Schlimmeres begegnen, als der Tod? dachte er und nahm den sonderbaren Schädel mit. In seiner Wohnung angekommen, zeigte er ihn seiner Frau, die über diese seltsame Bereicherung ihres Hausrates zwar gewaltig erschrak, aber schwieg; denn ihr Mann war auch gerade keiner von den besten.

Als sie nun jedoch Tag für Tag an der Lade vorbeigehen mußte, auf welcher ihr Mann den Schädel mit der Inschrift aufgestellt hatte, konnte sie's endlich nicht übers Herz bringen: sie benutzte eine längere Abwesenheit ihres Mannes und warf den Schädel ins Feuer, der nun doch recht behielt mit seiner rätselhaften Inschrift. Seitdem wendet man gern auf Leute, die gründlich im Pech sitzen, oder diese auf sich selbst, den Spruch an: „Gott helfe, daß es nicht schlimmer wird, sagt der Totenschädel.“ Galgenhumor!

„Cu' la voli cotta e cu' la voli cruda.“ In einem Kloster konnte Giovanni, der Koch, die Maccaroni keinem zu Dank zubereiten. Der eine hielt ihm vor: „Bruder Giovanni, das sind keine Nudeln, sondern Gitarrensaiten, die knirschen ordentlich zwischen den Zähnen. Ihr müßt sie länger über dem Feuer lassen.“ Der andere tadelte ihn: „Bruder Giovanni, das ist keine Pasta, das ist Schusterleim. Ihr müßt sie eher vom Feuer nehmen.“ Der arme Koch war in Ver-

Digitized by Google

zweiflung. Endlich fiel ihm etwas ein. Als er eines Tages wieder Nudeln im Kessel hatte, nahm er beim ersten Aufwallen des siedenden Wassers einen Teil der Maccaroni heraus und ließ die übrigen weiter kochen, nahm nach einiger Zeit wieder einen Teil heraus und ließ den Rest noch eine ganze Weile im Kessel, bis er auch ihn herausholte und auf die Schüssel zu den anderen legte. Man kann sich denken, was für ein entsetzliches Gemisch von fast rohen, leidlich garen und gänzlich zerkochten Nudeln dem Prior so dargebracht wurde, der im Refektorium mit den Mönchen des köstlichen Nationalgerichts harrte, welch eine Flut sehr unheiliger Worte dann über den unglücklichen Frà Giovanni sich ergoß. Was für eine Art fromme Männer zu behandeln! Wären sie Christen oder Bestien, daß man ihnen solchen Fraß vorwürfe? Frà Giovanni kratzte sich hinter den Ohren: Hochwürden, ich weiß wirklich nicht mehr, wie ich's halten soll: „Der eine will's gekocht, der andere roh. Hier ist von jedem etwas, mag sich jeder nehmen, was er will!"

Wie oft gibt uns das Leben Veranlassung zu klagen, im großen wie im kleinen: „Der eine will's gekocht, der andere roh!"

Über den Geschmack ist eben nicht zu streiten, und es jedem recht machen, ist schwer. Ohne „ein bißl Falschheit" geht's da selten ab. Deshalb rät endlich ein anderes Sprichwort: es zu halten, wie „der Eremit von Lampedusa".

Lampedusa ist ein kleines Eiland im Mittelmeer, nahe der afrikanischen Küste, das in früheren Jahrhunderten abwechselnd von Barbaresken und von abendländischen Kriegsschaaren heimgesucht wurde. Auf ihr lebte einst in einer Höhle ein wunderlicher Heiliger. Um es nämlich weder mit Christen noch mit Mohammedanern zu verderben, die etwa auf seiner Insel landeten, führte er stets zwei Bilder mit sich, eines die Mutter Maria, das andere den Propheten Mohammed

Digitized by Google

darstellend. Kamen Christen, so reichte er jenes, kamen Türken, dieses den Besuchern zum Kusse hin, und so vertrug sich der fromme Mann mit allen vortrefflich.

Zwar gibt es keine bösen Muselmänner mehr auf Sicilien. Aber in einem Lande, das so von innerem Zwist und Parteiung zerrissen ist, wo Interessenpolitik in den Gemeinden, eigensüchtiger Hader in den Familien überall den Frieden vergiftet, weiß der Beste oft nicht, mit wem er es halten soll, um sich mit niemand zu verfeinden. Da empfiehlt es sich denn, wenn man immer zwei Heiligenbilder in Bereitschaft hat — wie der Eremit von Lampedusa . . .

Digitized by Google

Weihnachten in Sicilien.

Was dem Nordländer an dem religiösen Leben des Südens vor allem auffällt, ist das gänzliche Zurücktreten der drei großen Kirchenfeste hinter der Verehrung, welche die Mutter Gottes und die Heiligen genießen. So kennt man weder zu Weihnachten, noch zu Ostern, noch zu Pfingsten einen zweiten Feiertag Alle diese Feste, die mit der Vigilia, d. h. am Abend zuvor beginnen, sind eigentlich am Mittag unseres sogenannten ersten Feiertages bereits zu Ende. Der Grund liegt im Ritus und Dogma der katholischen Kirche, die hierin den seelischen Bedürfnissen des Volkes entgegenkommt. Das Ernste, Reingeistige spricht dessen lebhaftes, sinnliches Naturell nicht an. Die Madonna hingegen hat ihre besondere Legende, und demgemäß erscheint sie bald im fröhlichen Prachtkleid (zum Verkündigungs- und Himmelfahrtsfest), bald wird sie — eine wahre Königin der Nacht — im schwarzen, mit Silber gezierten Trauerstaat durch die Straßen geführt (zur Karfreitagsprozession). Von den unzähligen Heiligen hat fast jeder seinen Beruf, der ihn dem kleinen Mann näher bringt — Petrus war Fischer, Josef Zimmermann, Sankt Anna Waschfrau —, und viele haben ein sie vor anderen auszeichnendes Martyrium, das dann gewöhnlich

Digitized by Google

in ihren Statuen zum Ausdruck kommt: die heilige Katharina wird mit dem Rad dargestellt, die heilige Lucia mit dem Dolch im Hals, der heilige Laurentius mit dem Rost, auf dem er gebraten wurde. Das alles ist konkret, leicht faßlich, ist etwas fürs Auge, und nur durchs Auge geht für den Romanen der Weg zum Herzen. Was soll er mit den großen Mysterien: Weihnacht, wo das Wort Fleisch ward, Ostern, wo das Leben über den Tod siegte, und nun gar Pfingsten, wo sich der heilige Geist auf die Jünger ergoß? Freilich hat der Trieb nach Veräußerlichung des Metaphysischen auch bei diesen Festen einzelne Bräuche gezeitigt. So wird zu Ostern, das als Ende der langen Fastenzeit noch am meisten Bedeutung gewinnt, die Auferstehung durch einen geschmückten Sarkophag veranschaulicht, und selbst die Ausgießung des heiligen Geistes findet ihre Darstellung, wenngleich in einer für unseren Geschmack recht sonderbaren Weise. Der Brauch, während des „Gloria" in der Kirche selbst ein Feuerwerk abzubrennen — als Sinnbild der feurigen Zungen — ist ja so ziemlich abgekommen, dafür läßt man aber noch vielfach Wachteln und Tauben aus den Kirchenfenstern fliegen. Geradezu abscheulich jedoch ist die bis heute in Mineo (Provinz Catania) geübte Sitte, eine Taube mit Bändern und Flittergold zu schmücken, mit Spiritus zu begießen, diesen anzubrennen und während des Hochamts das arme Tierchen gegen die Decke fliegen zu lassen als Symbol des heiligen Geistes . . . .

Was nun speziell Weihnachten anlangt, so tritt hier noch ein Weiteres hinzu, diesem Fest einen anderen Charakter zu geben, als es bei uns hat, das ist die von der unseren so völlig verschiedene Natur. Der traurige deutsche Winter konzentriert alles auf das eigene Heim, der liebe helle Lichterbaum ersetzt die nicht mehr wärmende Sonne. Unter den Breiten von Sicilien aber dauert selbst der kürzeste Tag noch über zwei Stunden länger als bei uns, jeder lebt auch im Winter,

Digitized by Google

soviel er kann, im Freien, und wenn nicht gerade der Nordwind bläst oder der Schirokko für einen oder zwei Tage einen seiner wolkenbruchähnlichen Regen bringt, so erfreut man sich hier gerade um die Zeit der Wintersonnenwende des köstlichsten Wetters. Es ist sonnig und doch nicht heiß, während die etwa erst gegen sechs Uhr hereinbrechende Nacht jene herrliche Frische spendet, wonach man in den schwülen Frühlings- und Sommernächten vergebens lechzt. Freilich, in dem hochgelegenen Innern läßt sich auch auf Sicilien der Winter hart an. Geriet ich selbst doch einmal noch Mitte März bei Lercara (Provinz Girgenti) in einen Schneesturm, der mich direkt zu den Eisriesen nach Jötunheim versetzte. Für Petralia, Castrogiovanni, Troina und alle jene gottverlassenen Bergnester über 1000 m Seehöhe gilt im vollem Umfang das Sprichwort:

Pri santu Silivestri
La nivi a li finestri.

(Sankt Sylvester wirft Schnee an die Fenster.) Aber die gesegnete Küste! Wie wenig erinnert ihr Bild an Weihnachten! Von den ausgiebigen Herbstregen genährt, prangt alles in frischem Grün, die Dattelpalmen lassen unter ihren gewaltigen Fächern die langen Fruchtbüschel herabhängen, Kakteen und Aloen zeigen bereits die neuen Schößlinge, Orangen und Citronen schwellen im glänzenden Laub, Rhabarber und Bananen treiben, Geranien und Rosen beginnen zu blühen. Was soll da unser Wintertrost, unsere stille, tiefinnerliche Freude an dem einzigen Grün, das uns in Frost und Eis geblieben, was soll da zwischen Orangen, Myrten und Palmen unser alter Tannenbaum? Wie eine ernste, ärmlich gekleidete Waise würde er stehen mitten unter fröhlichen, geputzten Kindern, die ihre Mutter — die Sonne — noch haben ....

So kommt es, daß die Innigkeit, womit bei uns das Christfest begangen wird, dem Südländer geradezu unbegreiflich ist. Auch dem von der Kirche gänzlich losgelösten Ger-

Digitized by Google

manen bedeutet Weihnachten etwas Feierliches, etwas Heiliges, etwas, wobei er mit ganzer Seele ist, etwas Weihevolles, das nie völlig aus seinem Innern herausgerissen werden kann durch keine noch so abweichende Überzeugung, durch kein noch so herbes Schicksal. Diese süßen Friedensklänge, der Widerhall der tiefen und reinen Erinnerung seiner Kindertage tönen selbst in dem rauhesten, härtesten Herzen noch im spätesten Alter nach.

Solch wundersames Gefühl kennen die Romanen nicht. Weihnachten ist ihnen ein Fest, wie unzählige andere auch, wo man seine Sorgen für kurze Zeit vergißt und sich's einmal wohl sein läßt, nicht mehr, nicht weniger. Und so bietet auch dem Sicilianer die Weihnachtsfeier mancherlei Zerstreuung des Geistes, aber keine echte Freude des Herzens.

Da ist es zunächst üblich, an den Sonntagen der Adventszeit bis zum Neujahr zu spielen. Die Verwandten und Freunde kommen zusammen und spielen bei Punsch und Glühwein Karte, fast nur Harfardspiele, oft zu sehr hohen Sätzen. So wird diese Zeit für die Angehörigen leidenschaftlicher Spieler zu einer Periode beständiger Aufregung, und die Fälle sind nicht selten, daß Familienväter, die beim Beginn des Kirchenjahres sich einer achtbaren Stellung und eines schätzenswerten Wohlstandes erfreuten, bereits am Abend vor Weihnachten vor dem Bettelstabe stehen. Die Kinder lassen Kreisel schwirren, die sie mit dem Bindfaden aufziehen, das Treiben mit der Peitsche sah ich nie. Sie fangen dann den surrenden Kreisel, lassen ihn eine Weile auf der flachen Hand spielen und werfen ihn wieder zur Erde, wo er bis zu Ende tanzt, alles mit ausdrucksvollen, anmutigen Bewegungen. Beliebter noch ist die Fussetta (fossella = kleiner Graben). An einer Mauer wird eine Vertiefung ausgehöhlt und nun aus einer gewissen Entfernung eine bestimmte Anzahl Haselnüsse auf einmal geworfen. Gleich oder ungleich? heißt die Losung. Fällt eine ungleiche Anzahl

Digitized by Google

in die Grube, so gehört der Einsatz dem Gegner, wenn nicht, so behält der erste seine Nüsse, und die Reihe kommt an den anderen. Oder die Spieler suchen ihre Nüßchen abwechselnd mit dem Finger in die Grube zu schnippen. Wer die seinigen (natürlich eine bestimmte gleiche Anzahl) zuerst in der Grube hat, gewinnt die des anderen. Wer es sich nicht verdrießen läßt, die Leidenschaften der kleinen Leutchen bei solchem Treiben zu beobachten, wie sie keuchen, wie die Augen funkeln, wie sie katzenähnlich hin und wieder springen, der wundert sich nicht, wenn sie später, groß geworden, um dieselbe „fröhliche, selige Zeit" Haus und Hof mit den Karten verspielen.

Mehr mit der kirchlichen Bedeutung des nahen Festes hängt der Brauch der „Novena" zusammen: an den neun Tagen vor Weihnachten Flöte und Dudelsack vor den Hausaltären aufspielen zu lassen. Irgend ein Madonnen- oder Heiligenbild oder dergleichen Statue, woran es in keinem Hause mangelt, werden auf die Kommode gestellt, mit Orangenlaub umrahmt und neun Lichter davor angezündet, während die Musikanten, die zu diesem Geschäft oft weit her, sogar aus Kalabrien herüber kommen, zu Ehren der Mutter Gottes und des Jesuskindes einen Hymnus anstimmen, nicht selten von Kastagnetten und Tamburin begleitet. Man abonniert im voraus auf diese musikalische Huldigung, der Preis für sämtliche neun Tage ist — sehr bescheiden — nur eine Lira. Zum Zeichen des Abonnements wird ein Kreuz mit Kohle an die Haustür gemalt. Obgleich die Melodien etwas einförmig und dem Volkscharakter entsprechend ernst, ja traurig sind, weckt es doch eine eigene Stimmung, wenn die langgezogenen Hirtentöne bald aus der Nähe, bald von fern durcheinanderschwirrend in der klaren, milddurchsonnten Luft zu zittern scheinen.

Noch anziehender infolge ihrer naiven Ursprünglichkeit und kernigen Derbheit sind die „Ninaredde", Weihnachtsballaden, die auf neun Tage verteilt, von Blinden gesungen und mit

Digitized by Google

der Violine begleitet werden. Ein rührendes Bild, diese Blinden vor den Türen stehen und zugleich singen und geigen zu sehen! Der Text behandelt „U dulurusu viaggiu“, d. h. die schmerzliche Reise der Mutter Maria und des „Patriarchen“ Sankt Joseph nach Bethlehem, ist volksliedmäßig und ganz dramatisch. So beginnt die Ballade des ersten Tages in köstlichem Bänkelsängerton:

Oh chi nova dulurusa
Jo vi portu, amata spusa!
(Welche schlimme Neuigkeit
Bring ich Dir, geliebtes Weib!)

So klagt Josef seiner Frau. „Ich hörte auf dem Platz eben ein Edikt verlesen. Nun muß ich eine große Reise machen. Das wird Geld kosten.

Gran caminu divu (debbo) fari,
E patiri alcuni spisi (spese).

Nach Bethlehem muß ich Hals über Kopf. Ich Unglücksmensch. Soll ich nun allein gehn oder Dich mitnehmen? Wenn ich Dich verlasse, zerschneidet's mir das Herz. Aber kommst Du mit, wird die Plage noch größer. Was soll ich tun?“

Maria tröstet ihn (in der Gegenstrophe): „Mein Gemahl, gehen wir nur mit starkem Herzen in Gottes Namen. Ich ziehe mit, wohin Du mich führst. Wenn unser Kaiser uns befiehlt zu reisen, müssen wir gehorchen“ u. s. w.

Unter den zahlreichen Weihnachtsliedern sind die religiösen Wiegenlieder und die Hirtenlieder die ansprechendsten, letztere wieder von einem herzerquickenden Realismus, wie folgendes Beispiel zeigt (die Szene ist im Stall zu Bethlehem zu denken):

Ninu, Schafhirt nimm die Flöte!
Dudelsäcke, losgeschnarrt!
Laßt uns eins zusammen blasen,
Um Maria zu erfreun!

Digitized by Google

Seht, der Käser ist gekommen:
Was hat er uns mitgebracht?
Schöne Milch im Eimer bringt er,
Quark und frischen Ziegenkäse.

Auch der Jäger ist gekommen:
Was hat er uns mitgebracht?
Einen Hasen, ein Kaninchen
Für die Mutter und das Kind.

Die Zigeun'rin ist gekommen
Weither aus den wilden Bergen,
Trägt ein Körbchen auf dem Kopfe
Mit Kastanien und Nüssen.

Holzhacker? Was will der Kerl?
Hat er auch was mitgebracht?
Ja, ein Bündel Holz zum Feuer-
machen und zum Windeltrocknen.

Wenn's nicht viel ist, so verzeiht!
Nehmt den Willen für die Tat,
Seid nicht böse, Gottesmutter:
Auf dem Lande gibt's nichts beff're.

Sie ist da, die heil'ge Stunde,
Da das Christkind ward geboren,
Da sein warmes Licht uns strahlet
In die kalte Winternacht.

Sämtlichen hier auftretenden Personen begegnen wir an einem andern Ort wieder, nämlich als stehenden Figuren des Pirsépiu (presepio), der „Krippe".

Die Sitte, die Geburt des Heilands im kleinen, in Form einer Hütte mit bemalten Figuren darzustellen, findet sich auch hier und da bei uns: in Sicilien ist sie allgemein verbreitet und nimmt das Interesse von Jung und Alt schon Wochen vorher gefangen.

Ein großer Tisch oder wohl gar der Boden eines halben Zimmers wird dem Pirsépiu eingeräumt. Aus Holz, Kork,

Digitized by Google

Steinen, Moos, aus Pappe, Sand und Lehm wird eine kleine Landschaft hergestellt, eine Hütte oder Grotte, Bäume, eine Wiese mit Wegen, ein Bach (aus Silberpapier) mit einer Brücke darüber, Felsen im Hintergrunde, alles anmutig belebt. In der Grotte sieht man die Krippe, worin das Jesuskind (von Wachs) ruht, nur mit ein wenig Heu bedeckt, zur Rechten und Linken den traditionellen Ochsen und den Esel, beide mit frommem Gesichtsausdruck und als Zeichen ihrer andächtigen Verehrung auf den Knieen liegend. Maria und Josef betrachten das Kind mit demütigen Geberden. Vor der Grotte schwebt ein Engel, und ein Hirt, der eben kommt, bedeckt mit der Hand die Augen, geblendet von dem unerwarteten Licht. Draußen aber tummeln sich Jäger, Hirten, und auch die Zigeunerin aus dem Volkslied, sowie der Holzhacker, der Reisig auf der Schulter herbeiträgt. Hier wirft ein Bauer eine Kuh, die sich verirren will, mit Steinen, dort melkt einer eine Ziege. Am Bache angelt ein Fischer, unweit davon steht ein Hirt auf einem Bein und zieht sich einen Dorn aus dem Fuß. Zwischen weidenden Schafen kommen Landleute herbei und bringen Tauben, Gemüse, Kuchen — die üblichen Wochenbettgeschenke.

Das ist alles reizend, gibt dem ganzen Hause eine eigentümliche weihevolle Stimmung und bereitet schon beim Aussuchen und Einkauf der Figuren, beim Aufbauen des ländlichen Schauplatzes großes Vergnügen, bis das Werk endlich fertig dasteht und den besuchenden Freunden nicht ohne Stolz gezeigt wird. Aber — ersetzt es den geschmückten, lichterglänzenden Tannenbaum?

Da der Brauch, sich gegenseitig zu beschenken, nicht für Weihnachten, sondern, wie im alten Rom, für den Neujahrstag gilt, so beschränkt sich der Weihnachtsmarkt auf Ausstattungsgegenstände für die Krippe, auf Süßigkeiten, Früchte und Jesuskinder aus Wachs, Zucker oder Kuchenteig. Immer-

Digitized by Google

hin herrscht an den Abenden vor dem Fest auf den Straßen ein lebhaftes Treiben. Es ist die Zeit der getrockneten Feigen und Mandeln. Aus dem nahen Afrika kommen die frischen Datteln, im eigenen Lande ist eben die Cotognata (Quittenmarmelade) und die Mustarda fertig geworden, ein mit verschiedenen Gewürzen dick eingekochter Most, Mandarinen und Orangen werden täglich geerntet. Die Hauptrolle aber spielen die Haselnüsse. „Che beddi nuciddi chi haju! Che roba cavalera!“ (Was für schöne Haselnüsse habe ich! Kavaliersmäßige!) Sie sind in Casteddi (Schlößchen), nämlich zu vier aufgebaut. Vier bis fünf Schlößchen kosten einen Soldo. Der erfahrene Käufer wiegt die Ware allerdings erst in der Hand, sonst kann es ihm trotz jener Lobpreisungen des Händlers passieren, daß von zehn Nüssen neun taub sind. Was die Ausstattung der Krippe anlangt, so ist alles zu kaufen, was zu einem sicilianischen Pirsépiu gehört: vom schwebenden Engel und dem lichtgeblendeten Hirten — u spavintatu, „der Erschrockene“ heißt er auf dem Weihnachtsmarkt —, vom andächtigen Ochsen und Esel bis zur Brücke über den Bach und den Wolken aus farbigem Papier, die über der Scene schweben. Auch die bescheidensten Bedürfnisse sind hier leicht zu befriedigen, für zwei Centesimi kann man schon einen ganz netten Jäger oder Bauer von der Länge eines Daumens haben. Kein Wunder bei der regen Nachfrage. Sparen die Kinder doch schon Wochen vorher am Frühstück und sogar am Mittagessen sich die nötigen Soldi ab, um ihre „Krippe“ mit Menschen und Vieh möglichst ausgiebig bevölkern zu können.

Ähnlich wie in Deutschland der Karpfen, in England der Truthahn, so ist das traditionelle Gericht der Weihnachtstafel in Sicilien der Süßwasseraal, der im Anapo (bei Syrakus) oder im Lentiner See (bei Catania) gefangen und durch die ganze Insel versandt wird. Nach dem leckeren Mahl wird wieder Karten oder Würfel gespielt bis elf Uhr nachts, zum

Digitized by Google

Beginn der Weihnachtsmesse, die in den verschiedenen Kirchen bis zwei Uhr dauert. Leider hat sich die in vielen Kirchen früher übliche dramatische Darstellung der Geburt Christi durch lebende Bilder mit Hirten und Musikanten fast verloren.

Was sich jedoch erhalten hat und bei dem phantastischen Volkscharakter erhalten wird, das ist der Aberglaube, der an die Weihnachtsnacht Wunderwirkungen aller Art knüpft. Polei (mentha pulegium Linné), sechs Monate vorher gepflückt, fängt — aber nur auf wenige Minuten und nur für ganz besonders Begnadete — wieder an zu blühen. Ferner ist diese Nacht vor andern günstig für Schatzgräber. In Modica brauen die Weiber in der Weihnachtsnacht Zaubertränke, um die Liebe ihrer untreuen Männer zurückzugewinnen. Ebenda gilt das Gebet um Erlösung der armen Seelen aus dem Fegefeuer für besonders wirksam zur Stunde der Weihnachtsmesse. Träumt man in den nächsten acht Tagen dann von dem Verstorbenen, so ist er gerettet, wenn nicht, muß man zur nächsten Weihnacht sein Glück aufs neue versuchen. Gewisse Zauberssprüche, z. B. um verlorene Sachen wiederzufinden, um Wirbelwinde zu beschwören und anderes Unheil abzuwenden, können nur in dieser Nacht gelernt werden. Komisch endlich ist der Glaube in Milazzo, daß man die Christnacht mit besonderem Erfolg dazu benutzen könne, den Kindern die Würmer abzutreiben . . .

Der Christbaum fehlt. Und doch, das Fest, welches der Welt das erlösende Licht schenkte, will auch, und gerade in dem lichtfrohen Süden, mit Glanz und Schein gefeiert sein. Dieser Drang äußert sich nun in der sicilianischen Volksseele in etwas merkwürdiger Weise. Nach der allgemeinen Anschauung ist es zu Weihnachten erlaubt, alles Holz, das man „findet", zu nehmen und Freudenfeuer davon zu machen, zu Ehren des Bambino, des Christkindes. Wenn sich die Knaben aber sonst begnügen, irgendwo Stroh, Spähne oder Splitter zu stibitzen und mit einem dem Vater oder älteren Bruder entwendeten

Digitized by Google

Streichholz gleich mitten auf der Straße ein Feuerchen davon anzuzünden: so artet diese Lust am hellen Schein, die sich bei den Erwachsenen in der uns schier unbegreiflichen Feuerwerksmanie kundtut, bei den Kleinen um die Weihnachtszeit oft recht bedenklich aus. Sie behaupten dann ein Recht selbst auf die großen Waschtröge zu haben, die die armen Leute aus Mangel an Raum gern vor ihren Haustüren stehen lassen. Wo die Rangen in einem offenen Gehöft irgend ein Holzgerät erspähen, das eine sorglose Hausfrau vergessen hat an diesem für alles Hölzerne verhängnisvollen Tage in die Stube hereinzunehmen, so betrachten sie's als vogelfrei, laden es auf und — schnell davon, um es an einem abgelegenen Fleck hinter einer Mauer oder in einem Hohlweg zu zerhacken und zu verbrennen. Ich kam selbst einmal dazu, wie ein Junge von etwa zwölf Jahren hierbei erwischt worden war. Ein Mann hatte ihn mit einem großen Waschtrog auf der Schulter zum Ort hinauslaufen sehen, fünf andere Jungen hinter ihm her. Er nach. Bald hatte er ihn eingeholt; mit einem Waschtrog auf dem Rücken kann man nicht gerade Galopp rennen. Die fünf waren wie Spreu im Winde davongesaust; der arme Sünder stand nun vor der Eigentümerin des Troges und sollte zur Polizei, die die Berechtigung solcher Weihnachtsbräuche schwerlich anerkannt hätte. Noch sehe ich ihn am ganzen Leibe zittern und mit Tränen im Auge stammeln: Fu ppi u bammineddu (es war fürs Christkind). Seine eben noch so große Kühnheit und Heldenhaftigkeit war in eine solche Angst und Erbärmlichkeit umgeschlagen, daß die Eigentümerin des Waschtrogs, gerührt von solchem Anblick, ihm verzieh und versprach, nichts anzuzeigen. Aber war dies wirklich der Grund ihrer Milde? Vielleicht dämpfte auch die Freude, das teuere Hausinventar — immerhin ein Gegenstand von fünfzehn Lire — wiederzuhaben, ihre Rachsucht. Wahrscheinlicher ist mir noch ein anderer Grund: es wäre geradezu

Digitized by Google

gegen die gute Sitte gewesen, die Sache gerichtlich zu verfolgen; denn nach der Volksanschauung hat das Bambineddu an seinem Geburtstag allerdings ein Recht auf jedes Stück Holz, das ihm zu Ehren „gefunden" und verbrannt wird. Und es ist nicht unmöglich, daß jene Frau, die im Rufe besonderer Frömmigkeit stand, sich später sogar Gewissensbisse gemacht, vielleicht gar ihrem Priester reuevoll gebeichtet hat, sie habe Holz, das eigentlich schon dem Christkind gehörte, diesem wieder entrissen.

Mit diesen Gokeleien begnügt sich der Sicilianer, um dem ihm innewohnenden Drang nach Licht genug zu tun, allenfalls werden nach der Weihnachtsmesse nachts um zwei Uhr, während die Stadtmusik durch die Straßen zieht, noch einige Schwärmer und Raketen abgebrannt. Die deutschen Familien in Palermo, Catania usw. putzen entweder einen Orangenbaum oder eine Cypresse auf, auch in den besseren Hotels wird der Reisende oder Wintergast, der das Fest an dieser fremden Küste zuzubringen gezwungen ist, in irgend einer Form den „albero di natale" vorfinden, und wär's auch nur ein großes Büschel Myrthenzweige an einem Stecken strauchähnlich zusammengebunden. Für die deutschen Kolonieen in Taormina und Messina aber schmeichele ich mir, die Tanne als Weihnachtsbaum in Aufnahme gebracht zu haben. Nachdem ich — trotz allen Abredens und Drohens mit Raub, Mord und Totschlag, die meiner angeblich harrten —, gewagt hatte, zwei Sommer im Innern Kalabriens zuzubringen, wo ich ganz wider Erwarten noch stundenweite Tannenurwälder mit dreihundertjährigen Exemplaren im Umfang von sechs Metern ein beschauliches Dasein führen sah, verlockte ich meine Bekannten, das von mir entdeckte Gebiet gleichfalls zu besuchen, und die Folge war, daß sie mein Beispiel nachahmten und sich nunmehr auch ihren Bedarf an Christbäumen alljährlich über die Meerenge herüber kommen lassen.

Digitized by Google

So ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich der herrliche Brauch auch bei den für alles Poetische empfänglichen Sicilianern allmählich einbürgert. Sie, die die Tanne nicht kennen, wundern sich zuerst über den seltsamen Baum mit den Nadeln und stellen eine Menge Fragen. Aber wenn dann auf seinen breiten Zweigen die Kerzen brennen und alles glitzt und flimmert, geht ihr geschwätziges Bewundern in stummes Staunen über.

So vielen ich unsern Baum in seinem Schmuck und Glanz zeigte, alle waren voll Lobes und Neides. Die Tochter eines guten Bekannten, die uns das übliche Weihnachtsgeschenk, hartes Honigbrot mit Mandeln, Nüssen und anderen Herrlichkeiten gespickt, überbrachte, stand zuerst wie hypnotisiert unter der Tür. Ohne ein Wort zu sagen, mit starren, weitaufgerissenen Augen, ging sie langsam in einzelnen Absätzen immer näher, dann steckte sie vorsichtig den Kopf zwischen den Goldnetzen und Silberfäden durch, um zu sehen, was dahinter verborgen sei. Unsere kleine Magd Angiolina aber, als sie am heiligen Abend zur Bescheerung hereingerufen wurde, faltete unwillkürlich die Hände und, ganz versunken in den strahlenden Zauber, brach sie endlich aus: „Das ist ja gerade wie in der Kirche."

Welch schöneres Lob, als dieses Wort aus kindlichem Munde, könnte dir gespendet werden, du alter, lieber deutscher Weihnachtsbaum!

Digitized by Google

Fastnacht in Sicilien.

Ddoppu Natali lu friddu e la fami,
E lu mastru scarparu si mancia lu capitali.

Weihnachten ist kaum vorüber, so hört man an Wochentagen des Abends, Sonntags oft schon vom Mittag an bis in die tiefe Nacht in den Häusern das Tamburin schlagen und die Kastagnetten schnalzen. Tritt man näher und blickt durch die offene Tür, so drehen sich da junge Burschen, Mädchen und Kinder auf den ausgetretenen Steinböden im Tanze.

„Nach Weihnachten kommt die Kälte und der Hunger,
Und der Meister Schuster frißt unser Geld."

Da ist es gut, sich Bewegung zu machen und so die traurigen Gedanken zu vergessen. Aber um so mehr behält das Sprichwort recht: wenn man auf diese Art die Glieder ausarbeitet, wird nicht nur der Appetit stärker, sondern es geht auch über die Schuhe, die selbst an der wärmeren Küste die armen Leute jetzt tragen müssen.

Allerdings kaum sechs Wochen. Und wenn die durch einen langen, fast tropischen Sommer verweichlichten Sicilianer

Digitized by Google

noch ganz anders als wir unter Nässe und Kälte leiden, zumal sie sich dagegen nicht durch Öfen, sondern nur durch glühende Kohlenbecken zu schützen vermögen, so halten Frost und Regensturm doch selten länger als drei bis vier Tage an, dann blaut wieder der Himmel, die Vögel singen wieder, und alles blüht unter dem belebenden Strahl der Sonne desto frischer und glänzender. Man kann sagen, daß, wie hier der Winter etwa acht Wochen später einsetzt, als in den deutschen Breiten, dementsprechend der Frühling nach Sicilien um zwei Monate eher kommt, als zu uns. So stehen bereits im Februar in den Gärten Rosen, Geranien, Lilien zu Hunderten in Blüte, draußen an den noch wasserreichen Wildbächen Veilchen, an den Felsenhängen Narzissen, in den Feldern großblumige blaue Anemonen. Allenthalben wird Zitronenernte gehalten, während Apfelsinen und Mandarinen bereits abgenommen sind; nur ganz vereinzelt leuchten — in höheren Lagen — noch die roten und goldenen Kugeln aus dem dunklen Laub. Den herrlichsten Schmuck aber verleihen der Landschaft in dieser Zeit die Tausende blühender Mandelbäume, gleich schön aus der Ferne, wenn sie sich breiten, weißen Schleiern ähnlich auf Tal und Hügel legen, wie in der Nähe, wenn man von oben herab diese wunderzarten schneeigen Gebilde gegen das hellgrüne, junge Korn sieht oder unter ihnen stehend, den Gegensatz zu dem türkisblauen Himmel auf Aug' und Seele wirken läßt.

So gibt die Natur dem fröhlichen Treiben der Menschen einen fröhlichen Hintergrund, und es wird erklärlich, wie in dieser Zeit auch im Sicilianer, dessen Grundcharakterton eine herbe, fast stolze Melancholie ist, die naive Lebenslust erwacht.

Da wird gegessen und getrunken, gescherzt und getanzt. Und das „Viviri a cchitanza“ (auf Pump leben) tritt in so manchem Haushalt als oberstes Gesetz an Stelle des sonst üblichen Sparens. Ja, wie das Sprichwort vom „Joviri

Digitized by Google

grassu“ oder „Lardolaru“, dem fetten oder „Speckdonnerstag“ ſagt:

U jornu r'o lardolaru
A mamma s'impigna 'u figghiolu.

(Am letzten Donnerſtag vor Faſtnacht verſetzt die Mutter das eigene Kind.)

Die vier letzten Donnerstage der Faſtenzeit ſind beſonders ausgezeichnet. Der erſte iſt der Gevattern-Donnerstag. Es wäre ſehr gegen die gute Sitte, wenn man da nicht alle männlichen und weiblichen Gevattern der Familie zu Tiſche bäte. Der zweite gehört den Verwandten, der dritte den Freunden. Der Hauptſchmaus aber iſt am Faſtnachtsdienstag. Wer irgend kann, verbringt die letzten Karnevalstage mit den Seinigen, und es iſt nichts ſo bezeichnend für die hohe Bedeutung dieſes Feſtes, als daß der Sicilianer das Bedürfnis, mit ſeinen Angehörigen zuſammen zu ſein, nicht wie wir zu Weihnachten fühlt, ſondern zum Karneval:

Pasqua e Natali falli cu' vòi,
Carnalivari fallu cu li tòi.

(Oſtern und Weihnacht feiere mit wem Du willſt, den Faſching mit den Deinigen.)

Ein jeder geht auf Urlaub, die Schulen ſchließen für mehrere Tage, oder wohl gar für eine Woche. Selbſt die armen Hirten, die das ganze Jahr in den weiten, öden Kampagnen fern der Heimat die Herden der großen Herren weiden, dürfen auf drei Tage ihre Familien beſuchen (Li tri ghiorna di lu picuraru).

Da wird dann den Tag über gekocht und gebacken, und des Abends ſetzt man ſich „zum lecker bereiteten Mahle“, das oft aus zwanzig Gängen beſteht, wobei allerdings die Vorgerichte Anglovis, Sardellen und Oliven in Öl, ebenſo jedes als einzelne Gänge zählen, wie das Deſſert: Käſe, Früchte, Feuchelwurzeln und Kuchen.

Digitized by Google

Nationalspeisen sind an diesem größten Festtag des Jahres vor allen der „Cannolu", Röhren aus Waffelteig mit süßer Füllung, schon vor 200 Jahren so beliebt, daß sie damals von einem Dichter mit dem Szepter der Könige und dem Stabe Moses verglichen wurden. Ferner „Maccarruna di zitu", Makkaroni mit Schweinsbratentunke, die, wenn sie in der langen Speisefolge der Wohlhabenden nicht fehlen dürfen, auch die Ärmsten sich gestatten, sind sie doch nach dem Volksglauben das Lieblingsgericht der Engel im Himmel, endlich der „Sangunuzzu", eine Blutwurst, in die alles mögliche andere, Backwerk und gekochte Rosinen hineingemischt werden. Man sieht, das arme Schwein trägt mit dem eigenen Leibe die Hauptunkosten der Fröhlichkeit beim Fastnachtsschmause und macht das sarkastische Sprichwort wahr: Ad ogni porcu veni lu sò carnalivari (für jedes Schwein kommt einmal seine Fastnacht).

Trinksprüche werden ausgebracht. Die Männer vergessen ihre Sorgen, die Frauen besprechen ihre häuslichen Angelegenheiten, die jungen Burschen, herausgeputzt, geschniegelt und eine Nelke im Knopfloch, zeigen sich von ihrer besten Seite. Die erwachsenen Mädchen aber, die das ganze Jahr nur bei den Kirchgängen oder etwa beim Wasserholen Gelegenheit haben, den Gegenstand ihrer Neigung zu sehen und dann nur durch Occhiate (Blicke) und Zeichensprache sich mit ihm verständigen können, heut dürfen sie sich dem heimlich Geliebten nähern, ihm frei in die Augen sehen und offen mit ihm plaudern. Ist er nicht auf dem Kopf gefallen, so gibt er ihr in kunstvollen Sicilianen Rätsel auf, woran das witzige und scharf beobachtende Volk, wie wir sahen, unerschöpflich reich ist. Freilich oft zweideutiger Art. Aber das erhöht nur die Stimmung und wird an solchem Tag nicht übel genommen. Die Gesellschaftsspiele, die der Tafel gewöhnlich folgen, gestatten wohl sogar ein unbeobachtetes Berühren der Arme oder

Digitized by Google

Füße, ein nicht mißzuverstehendes Drücken der Hände. So gewinnen diese Familienvereinigungen oft eine tiefe Bedeutung für das ganze Leben, wie sie denn auch Gelegenheit geben, wichtige intime Fragen zu erörtern, etwaige Mißverständnisse aufzuklären, Streitigkeiten zu schlichten. Es ist ein allgemeines Freuden- und Friedensfest.

Die Aufregung, die die Fülle der Genüsse hervorrufen, der Taumel, der in der letzten Woche vor der Fastenzeit die ganze Bevölkerung ergreift, äußern sich bei dem so eigenartigen Charakter des Sicilianers natürlich auch in ganz besonderen Formen.

Freilich, wenn man die Berichte der Chronisten über den alten Palermitaner Karneval durchblättert, dann berührt es wehmütig, wie viele der ehemaligen Faschingsbräuche auch hier in dem so herrlich praktischen und dafür, ach! so verzweifelt nüchternen 19ten Jahrhundert begraben worden sind, um wohl nie wieder aufzuerstehen.

Ich übergehe die ältere Zeit, wo die spanischen Vizekönige zu Fastnacht Komödien aufführen und Turniere abhalten ließen, deren Sieger dann, auch wenn sie ihrem Gegner ein paar Rippen gebrochen oder ein Auge ausgestochen hatten, im Triumph von einer Menge geharnischter Ritter und phantastisch aufgeputzter Wagen durch die Straßen geleitet wurden: einer jener Vizekönige, der Herzog von Ossura, war so passioniert, daß er (1616) durch ein feierliches Edikt bei Strafe verbot, sich am Faschingsdienstag ohne Maske zu zeigen. Aber noch die Großväter der heutigen Generation erinnern sich des sogenannten „Atto die castello", des Festungsspiels.

Im Jahr 1412 hatte der ehrgeizige Graf Cabrera von Modica zu Syrakus, hoffend auf diese Weise Herrscher von ganz Sicilien zu werden, um die Hand der verwitweten Königin Bianca von Navarra angehalten und einen bösen Korb bekommen. Nun verfolgte er sie bis Palermo, wohin sie geflüchtet war, und nahm die Stadt ein. Aber — o weh! —

Digitized by Google

die Königin war mit ihren Edeldamen eben entflohen und der Graf, der in ihren Palast*) eindrang, wußte in seiner Wut und von dem ganzen Weh verschmähter Liebe gepackt, überdies von Kriegsstrapazen erschöpft, nichts Besseres zu tun, als sich in das noch warme Bett der Königin zur Ruh zu begeben mit den Worten: „Das Rebhuhn ist entschlüpft, mir bleibt nur sein Nest."

Die Erinnerung an diese sonderbare mißglückte Brautfahrt ist durch die Jahrhunderte lebendig geblieben und fand ihren Ausdruck in folgendem öffentlichen Fastnachtsscherz.

Auf einem der Hauptplätze wurde ein hohes Brettergerüst aufgeschlagen, das ein Kastell vorstellte. Ein König und eine Königin residierten da oben mit großem Gefolge, Soldaten, Sklaven und anderen charakteristischen Personen. Namentlich wird als stehende Figur eine komische Alte erwähnt, die aufgeweichtes Brot aß und spann, wobei sie ihre Spindel vom Gerüst herunter tanzen ließ. Unten trieb sich das Volk umher und neckte die Obenstehenden, die sich mit Musik, Tanz und Scherz die Zeit vertrieben. Gegen Abend kam dann unter Trommelschall der Feind angerückt. Ritter, Spanier und Neger mit einem furchtbar martialischen General an der Spitze. Vor dem Kastell hielt der Zug, der General ließ durch einen Herold den König zur Übergabe der Festung auffordern, natürlich vergeblich. Nun entstand ein entsetzlicher Tumult, Kampfgeschrei, Trompetenblasen, Trommeln, blinde Schüsse von beiden Seiten. Dann wurde eine Leiter gebracht, angelegt, und der General stieg zum Kastell empor. Aber er vermochte nicht einzudringen, und nun kam der Hauptspaß der Vorstellung, der aufgeputzte, erst so siegesbewußte Herr glitt die hohe Leiter herunter, ebenso wie seiner Zeit der stolze Graf von Modica in Palermo nichts ausgerichtet hatte.

*) Der noch heute stehende normannische Palazzo Chiaramonte, jetzt Justizgebäude.

Digitized by Google

Andere palermitanische Maskenspiele waren die Bettlerschlacht (Guerra di Lazzari), wo zwei Scharen Lazzaroni in Papprüstung nach mancherlei Schwenkungen und anderen militärischen Exerzitien eine solenne Hauerei mit langen Gerten zum besten gaben; ferner der Sklavenball (Ballo di schiavi), wo eine Schar von Leuten, mit geschwärzten Gesicht und Händen in türkischer Tracht zu den Klängen von Trommel, Flöte und Tamburin auf den Straßen Quadrille tanzten und jeden Vorübergehenden streichelten und umarmten, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Opfer solcher Liebkosungen über und über schwarz wurden. Endlich ist noch das „Bettlerduell" (Duello di Lazzari) zu erwähnen. Es bestand darin, daß zwei als Spanier maskierte Leute der ärmeren Stände mit einer Anzahl als Frauen verkleideter Genossen durch die Straßen zogen. Ein Trommler, der sie begleitete, sorgte dafür, daß es nicht an Zuschauern fehlte. Plötzlich blieb der Zug stehen, die beiden Spanier wurden eifersüchtig auf einander, überschütteten sich erst gegenseitig mit Schmähungen, dann flogen die Klingen aus den Scheiden. Kunstgerecht fochten sie auf spanische Art miteinander. Aber da stürzten sich auch schon die als Weiber Verkleideten kreischend zwischen die Kämpfenden, trennten sie und — als Zeichen, daß die Farse zu Ende war — wurde eingesammelt. Dies war auch bei den übrigen kleinen Schaustellungen der Höhepunkt der Situation und der eigentliche Zweck. Gern gab jeder nach Vermögen, worauf die ganze Bande befriedigt abzog und in der nächsten Kneipe den Erlös verjubelte.

Was den sicilianischen Karneval vor demjenigen anderer Länder noch heute auszeichnet, ist die bedeutsame Rolle, die die Volkspoesie bei den meisten seiner Veranstaltungen spielt. Jede kleine Stadt hat einen oder mehrere Poeten aufzuweisen, die, meist ohne lesen und schreiben zu können, hundertstrophige Legenden und Epen entweder von andern (mastri di puisia)

Digitized by Google

lernen oder selbst erfinden und ein allgemeines Volksfest wie den Fasching natürlich willkommen heißen, um in Improvisationen aller Art ihr kleines Licht leuchten zu lassen, wobei sie sich zugleich mit ihrer Kunst einen guten Schmaus und Trunk verdienen.

Von dieser Karnevalspoesie gibt der verdienstvolle Forscher Salemone-Marino aus eigener Beobachtung folgendes interessante Beispiel:

Drei lustige Brüder in der Tracht des neapolitanischen Pulcinells (weißes, schlotterndes Gewand, weiße Zipfelmütze und schwarze Larve) ziehen, mit Laute, Tamburin und Kastagnetten bewaffnet, durch die Straßen und singen vor den Häusern, zunächst vor dem Laden eines Nudelhändlers:

„O Fürst meines Herzens!
Gerade bin ich gekommen,
Um Eure Makkaroni zu kosten."

Der Händler gibt ihnen eine Handvoll, worauf sie sich verneigen und zu ihren Instrumenten den Dank singen: sie hätten ihn ganz besonders ins Herz geschlossen, fühlten sich als seine untertänigsten Sklaven und wenn er's verlangte, würden sie sich für ihn ins Meer stürzen.

Sie kommen zu einer Osteria, wo sie die Schönheit der Wirtin preisen. „O zarter Schilfschößling, Hanfblüte!" reden sie die alte, dicke Vettel an, „Du mit Deinen sanften Augen! Dir fehlen nur die Flügel am Rücken, so wärst du eine Turteltaube". Dann aber werden sie deutlicher: „Mit trockener Kehle ist schlecht singen. Erlaubt, daß wir Euren Wein probieren!" Es wird ihnen Wein verabreicht.

„O meine Herrin, wie süß bist Du!
Mehr gib von diesem Wein,
Der meine Zunge labt!
Ein großes Feuer hast Du
In meinem Herzen angefacht!"

Digitized by Google

Auf diesen Lobgesang schenkt die Wirtin gerührt gern noch einmal ein. Nun geht es zum Fleischer. Erst schlagen sie Tamburin und Laute und tanzen ihm etwas vor. Dann bitten sie um eine Blutwurst. In ergötzlichen Reimen preisen sie ihn hierauf als ihren edlen Wohltäter, Gönner und gentlemen, als den „König aller Fleischer".

Auf ähnliche Weise erhalten die drei dann noch Brot vom Bäcker, Salami und Käse vom Krämer, Feigen und Apfelsinen vom Früchtehändler. Sie haben einen kleinen Jungen mit sich, der ihnen in einem Korbe all die Herrlichkeiten, die sie sich ersungen und ertanzt haben, nachträgt.

Die improvisierten Verse, besonders die Vergleiche wechseln bei diesen Gesängen beständig. So verabschieden sie sich, da der Korb voll ist, von dem letzten der gütigen Schenkgeber folgendermaßen:

Der Erste:

Es dunkelt der Abend,
Schon flattert die häßliche Fledermaus,
Das Hühnchen kriecht auf seine Stange.

Der Zweite
(das Tamburin dazu schlagend):

Eins, zwei, drei —
Die Jagd ist vorbei.
Der Jäger legt die Flinte fort
Und tut die Beute in den Topf.

Alle drei
(indem sie musizierend davonspringen):

Aus ist der Spaß!
Voll unser Faß!
Vom Hirten wird schon die Milch gebracht:*)
Ich bitt' um Urlaub; denn jetzt ist's Nacht.

An stehenden Figuren ist im übrigen kein Mangel. Da sehen wir den Leitermann (scalittaru), der mit einer kreuzweis

*) Abends treiben die Hirten ihre Ziegen in die Stadt, wo sie vor den Häusern der Kunden gemolken werden.

Digitized by Google

genagelten, verschiebbaren Leiter (ähnlich dem bekannten Knabenspielzeug, auf dem Holzsoldaten hin und hergezogen werden) bis ins zweite Stockwerk hinauf den Mädchen, die sich am Fenster zeigen, allerhand Früchte hinaufschiebt und je nach Laune diese abnehmen läßt oder die Leiter, indem er die unteren Sprossen auseinanderzieht, zurückschnellt in dem Augenblick, wo die Holde oben nach dem dargebotenen Geschenk greift. Ferner den „Spanier", einen Hidalgo, der galant aus einer Schachtel den Damen Bonbons anbietet, nicht ohne zuvor als Huldigung einen kleinen Solotanz vor ihr ausgeführt zu haben, worauf er sich mit einem tiefen Hofknix empfiehlt.

Da ist der Doktor (u dutturi), ein Gelehrter in Dreimaster, Kragen bis über die Ohren, Weste bis fast an die Knie und zwei großen Ringen vor den Augen, die die Brille vorstellen. Er führt gewöhnlich mächtige Zangen oder andere schreckliche Instrumente mit sich und erzählt dann von seinen Wunderkuren, natürlich in Versen, führt wohl auch als Beweis seiner Tüchtigkeit gleich einige Operationen auf der Straße aus, indem er von seinen Begleitern dem einen — scheinbar — das kranke Bein völlig lähmt, dem andern mit dem bösen Zahn zugleich die halbe Kinnlade mit herauszieht. Ein echter Doktor Eisenbart.

An einzelnen Orten besonders beliebte Masken sind die „Briganten" in Catania und die „Magier" in Gratteri. Jene bedürfen in dem klassischen Lande der Mafia und der Räuber keiner besonderen Deutung, entfernter liegt die komische Beziehung dieser. Aber wenn man sich erinnert, daß in Sicilien unter der Erde noch ungezählte Mengen antiker Gold- und Silbermünzen liegen, wovon nur dann und wann einmal ein Fund gelingt, und wenn man dann die „Magier" mit langen Bärten, alten Folianten, Meßruten und Kompaß die Wege messen und Kreise und Linien auf der Erde ziehen sieht, so weiß man: hier wird die edle Zunft der Schatzgräber verspottet.

Digitized by Google

Unser Prinz Karneval ist unbekannt, dessen Stelle nimmt in gewissem Sinne der Nannu (eigentlich „Großvater") ein, der den Fasching verkörpert. Entweder wird er an einem weitsichtbaren Ort, auf einem Balkon oder einer Gartenmauer als Puppe aufgestellt, oder er geht als lebendige Figur bei den Aufzügen mit. Ein ärmlich gekleideter, alter Mann in einer Zipfelmütze, wankt er gebückt an seinem Stocke einher, dabei ächzend, spuckend und hustend, zum Erbarmen. Oder er reitet auf einem Esel, wo er sich noch kläglicher ausnimmt.

Der Karnevalsscherze sind selbstverständlich wie bei uns unzählige. Da werden einem ruhig dastehenden Bekannten hinterrücks Wergstücke oder Tafeln mit einem Eselskopf und ähnlichen schönen Bildern angehängt. In Modica nimmt man hierzu wohl auch einen Lämmerschwanz oder eine tote Maus. Ein anderer Ulk, den namentlich die jungen Mädchen, oft zu drei und vier vereinigt, lieben, ist der, daß man unvermutet auf der Schulter oder gar am Ohr des andern getrocknete, aufgeblasene Hühnerköpfe platzen läßt. Die Köpfe werden das ganze Jahr hindurch lediglich für diesen Zweck von den Geflügelhändlern gesammelt, in Salzwasser aufbewahrt und zu Fastnacht, das Stück für zwei bis vier Centesimi verkauft.

Ein alter, noch heute üblicher Scherz ist das „Testament des Esels". Ein als alter Esel Verkleideter, ganz zerschunden und abgezehrt, seufzt und keucht einher und fällt schließlich hin, ohne sich wieder erheben zu können. Die Leute fragen ihn besorgt, was er habe. Er werde bald sterben, aber vorher wolle er sein Testament machen. Ein Notar ist bald zur Hand, auch er eine stehende Charaktermaske des Karnevals, ähnlich dem „dutturi". Mit seiner großen Hornbrille, im abgeschabten, schwarzen Anzug und geknickten Cylinder bildet er eine Satire auf das zahlreiche Proletariat der hungerleidenden Juristen. Ein Tisch wird gebracht, Tinte und Papier, und der Notar schreibt die letzten Verfügungen des sterbenden

Digitized by Google

Esels auf. In giftigen Versen vermacht dieser u. a. seine Kehle den Pfaffen, seine Hufe den Schustern und seine Zunge den lieben Nachbarn (als Dank für ihre vielen Verleumdungen).

Auch der Nannu macht in wohlgesetzten Ottave rime sein Testament. Bezeichnender aber ist eine andere Ceremonie, die mit ihm vorgenommen wird. Er wird in feierlichem Zuge zu Grabe getragen und verbrannt. Dabei werden — an die antiken Nenien erinnernd — Totengesänge angestimmt, z. B.

Beweinet ihn, beweinet ihn
Mit untröstlicher Klage:
Der liebe gute Karneval,
Unser Vater, ist eingesargt!

Punkt zwölf Uhr, wenn die große Domglocke in Palermo durch ein viertelstündiges Läuten den Beginn der Fastenzeit ankündigt, müssen sämtliche Masken abgenommen werden. Wer es unterläßt, dem wächst sie nach dem allgemeinen Volksglauben am Gesicht fest. Aber das feierliche Gebot der Glocke, in sich zu gehen und Buße zu tun, wird nicht so ernst genommen. Das tolle Treiben währt noch bis in den frühen Morgen hinein. Auch am nächsten Tage, dem Aschermittwoch, ist es überall Brauch, eine Art Katerbummel in die Umgegend zu machen und sich bei Freunden und Verwandten oder in einer ländlichen Wirtschaft aufs neue zu vergnügen.

* * *

Was ich im Vorstehenden schilderte, verdanke ich größtenteils wieder dem ausgezeichneten Forscher Pitrè (Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane Bd. XIV. Palermo 1887). Es sei mir nun gestattet, im Folgenden noch einige persönliche Beobachtungen wiederzugeben über den Karneval, wie er insbesondere in den kleinen Städten gefeiert wird. Mir scheint, als ob hier, wo jeder den andern kennt, mehr lustige Späße zutage kommen, als in der Großstadt, wo sich die Leute der-

Digitized by Google

selben Straße, ja desselben Hauses gewöhnlich fürs ganze Leben fremd bleiben. Das Tun und Treiben der Kleinstadt erinnert an das einer großen Familie, wo jeder unmittelbar vor den Augen der Übrigen die Rolle abspielt, die ihm das Schicksal zuerteilt hat. Dies Gefühl spornt besonders in der tollen Faschingszeit die Witzbolde des Städtchens, die Volkssänger und diejenigen, die ein paar Lire für närrische Aufzüge und Produktionen übrig haben, an, sich zu zeigen. Freilich in Castelvetrano (im Südwesten der Insel), wo ich, auf einem Ausflug zu den Tempeln von Selinunt begriffen, meinen ersten sicilianischen Karneval verlebte, ging es still und ernst genug zu. Es ist eine arme Stadt, die Bevölkerung noch stark mit saracenischen Elementen durchsetzt. Ich erinnere mich kaum, hier und da einer Maske begegnet zu sein. Oder — bemerkte ich sie nur nicht, als ich an einem regnerischen Februarabend durch die engen Gassen strich, ganz eingenommen von den Gedanken an den Besuch der gewaltigen Ruinenstadt, der mir für den nächsten Tag bevorstand? Da hörte ich eine der reizenden, bald lockenden, bald affektiert traurigen Tarantellen aus einem erleuchteten Gang. Die hellen Töne der Flöten hüpften so keck und lebenslustig zu dem behaglichen Brummen und Kratzen der Baßgeigen. Ich trat ein, und nach wenigen Schritten sah ich mich in einem mittelgroßen Saal mit Bänken an den Wänden, auf denen die älteren Leute und Kinder saßen, während auf dem Steinboden in wunderlichen Sprüngen eine Menge Masken durcheinander tobten. Allmählich konnte ich doch bemerken, daß immer je zwei miteinander tanzten. Zwei junge schön gewachsene Burschen vor mir zogen meinen schweifenden Blick bald ganz und gar an, und mit Vergnügen erkannte ich in manchen ihrer Stellungen und Bewegungen Anklänge an den Fauntanz wieder, den wir auf antiken Vasen und Reliefs bewundern. Den Oberkörper etwas vorgebeugt, die beiden Arme an die Schultern heran-

Digitized by Google

gezogen, äugt der Eine, der die Dame vorstellt, scharf lauernd, wie der Andere — der Kavalier — seine Schritte wählt, und hebt und setzt danach seine Füße, bald langsam vorsichtig, bald kühn in schnellem Wechsel. Jetzt plump querbeinig auskrätschend, dann wieder zierlich tänzelnd, jetzt stolz marschierend, dann wieder auf einem Beine sich wiegend — so bewegt sich der Kavalier, wobei er auch in Miene und Haltung die mannigfachste Abwechselung zur Schau trägt. Bald hat er die Arme eingestemmt, bald legt er sie — immer in harmonischen Linien wie ein alter Schauspieler — an den Kopf, jetzt knipst er dicht vor seinem Gesicht mit den Fingern, dann wieder klatscht er in die Hände, bis sich sein Gegenüber — die kokette Spröde — endlich fangen läßt und nun beide, sich umfaßt haltend, in tollem Wirbel um die eigenen Achsen rasen. Nach einem letzten heftigsten Prestissimo-Furioso bricht die Musik ab, die beiden lösen sich aus ihrer Umklammerung und räumen einem anderen Paar das Feld.

Da in Castelvetrano noch die arabische Einkerkerung der Frauen Sitte ist, sah ich in der öffentlichen Tanzstube kein einziges weibliches Wesen, und das machte auf die Dauer einen recht monotonen Eindruck.

An der heiteren Ostküste jedoch, wo noch heute im Typus der Bewohner wie in ihren Sitten und Gebräuchen griechischer Einfluß unverkennbar ist, tanzen auch Mädchen und junge Frauen mit, und selbst die alten siebzigjährigen Weiber legen zuweilen das Tamburin, das sie zum Reigen der anderen geschlagen, aus der Hand und beginnen selbst, sich mitzudrehen.

Mischen wir uns für einige Stunden unter das fröhliche Völkchen, das sich am Faschingsdienstag in den Straßen Taorminas tummelt!

Was sitzt da neben dem Laden unseres Fleischers auf einem Stuhl? Eine Frau? Nein, nur die lebensgroße Nachbildung einer Frau, ein Stock mit Bluse und Rock bekleidet.

Digitized by Google

Das Wachsgesicht bedeckt ein alter Hut mit Schleier, die Wachshände halten eine Gänsefeder und einen Kohlenfächer. Eine lange, dünne Hundekette hängt ihr um den Hals und endigt in einem Garnwickel. Der lustige Fleischer freut sich über unser Interesse, kommt heraus aus seinem Büdchen und erklärt uns die Bedeutung seiner Figur: es ist eine Prinzessin. „Sehen Sie hier die Feder, sie will schreiben, dabei fächelt sie sich Luft zu." — „Na ich dächte, bei der Kälte braucht man keinen Fächer." — „O ja, die Prinzessin ist jung und sehr hitzig." — „Was soll denn der Garnwickel?" — „Das ist kein Garnwickel, das ist ihre Uhr und hier die lange goldene Uhrkette! Nicht wahr, eine wirkliche, echte Prinzessin?!" —

Ein paar Schritte weiter drängt sich eine Menge Volks um zwei abenteuerlich herausgeputzte Gestalten mit Gitarre und Mandoline. Ich erkenne in dem älteren den Volksdichter von Taormina, einen Gärtner, wieder, der uns jeden Herbst eine Ladung Canna besorgt, jenes hohe Sumpfrohr mit prächtigen, großen Wedeln, das als natürliche Dekoration und wirksamer Fliegenschutz zugleich, in die Ecken der Zimmer gestellt wird.

Er beginnt:

„Landleute, Meister und ihr, edle Herren,
An alle hätt' ich jetzo eine Bitt',
Ich möcht ein wenig freien Platz hier haben,
Denn wenn ihr drängelt, kommt mein Kopf nicht mit.
Und alle sollen's hören — Gott behüte,
Um Geld nicht singen wir, aus reiner Güte.
Klar hab ich ausgesprochen, was wir wollen:
Wer sich nicht brav aufführt, der mag sich trollen!"

Das Volk macht ein wenig Platz, und nun singen der „Dichter" und sein Gefährte zusammen zum Klang ihrer Instrumente eine jener lustigen Arien in Dialogform, die in ganz Sicilien verbreitet sind:

Digitized by Google

„Mutter, ich mag ohne Mann nicht leben" —
„Töchterchen, wem soll ich Dich geben?
Geb ich Dich dem Maurer, sprich?
Maurer ist kein Mann für Dich.
Kommt und geht, der windige Geselle,
Schmiert den Lehm auf seine Kelle,
Schmiert, wie nun die Männer sind,
Dich wohl selber an, mein Kind."

„Mutter, ich mag ohne Mann nicht leben" —
„Töchterchen, wem soll ich Dich geben?
Geb ich Dich dem Schuster, sprich?
Schuster ist kein Mann für Dich.
Hält den Leisten in der Hand,
Klopft und nagelt unverwandt,
Schlägt, wie nun die Männer sind,
Auch Dich über den Leisten, Kind."

Die Menge läßt laute Bravos hören, und von den Balkonen, wo Herren und Damen dem komischen Aufzug zuschauen, klirren Soldistücke nieder, denn daß er „aus reiner Güte" singe, ist nicht so wörtlich zu nehmen! Als Dank improvisiert der Gärtner eine neue Strophe:

„Mutter, ich mag ohne Mann nicht leben" —
„Töchterchen, wem soll ich Dich geben?
Geb ich dem Barbier Dich, sprich?
Barbier ist kein Mann für Dich.
Seift die Leute ein, der Töffel,
Und balbiert sie über den Löffel,
Balbiert, wie die Männer nun sind,
Dich wohl selber mit, mein Kind."

Jetzt hat der Sänger meine Frau und mich bemerkt. Nach kurzem Besinnen schlägt er — der ganze Kerl eine unbewußte Travestie der altgriechischen Rhapsoden mit der Leier — die Saiten und stimmt einen halb ironisch, halb ernst gemeinten Lobgesang auf uns beide an. Ich sei sein alter Kunde. Jeden Herbst bringe er mir vom Fluß herauf ein

Digitized by Google

schweres Bündel Schilf. Freilich bezahle ich nur einen Soldo für das Stück, aber er wisse, die Kunst geht betteln, ich sei ein Poet wie er, und so nehme er mir's nicht weiter übel. Dann wendet er sich an meine Frau, die ganz bestürzt, so plötzlich in die Öffentlichkeit der Straße gezogen zu werden, vor Scham die Augen niederschlägt. Am liebsten wäre sie auf und davon geflohen. Aber diese holde Verwirrung und die erwartungsvollen Blicke, die die Menge bald auf uns, bald auf den Sänger richten, begeistert diesen noch mehr. In einer zweiten tadellosen Siciliane improvisiert er: „Und hier steht auch die junge Frau meines Kollegen, ein Ausbund von Schönheit und Liebenswürdigkeit, der Spiegel der Tugend und Sittsamkeit, eine Frühlingsrose" (rosa d'aprile) und ich weiß nicht, was er alles noch zu ihren Ehren vorgebracht hat.

Dann hält er mir mit der freundlichsten Miene seine Guitarre hin, und ich lasse in das Schallloch — das ihm als Sammelbüchse dient — das wohlverdiente Trinkgeld fallen.

Eigentlich froh, diese unerwartete Huldigung überstanden zu haben, lassen wir uns von den Klängen einer Drehorgel locken und betreten in der nächsten Seitengasse eine der öffentlichen Tanzstuben. Die Scene ist ungefähr wie damals in Castelvetrano, eine große, vollständig ausgeräumte Stube, bloß Bänke an den Wänden, auf denen Kinder, alte und junge Weiber, teilweise mit ihren Säuglingen sitzen und dem Tanz zuschauen. Oft wird solch ein Säugling der nächsten besten Frau Gevatterin übergeben und die junge, lebenslustige Mutter tanzt selber mit. In der Ecke wird unaufhörlich der Leierkasten gedreht. Am Eingang stehen die Männer. Ein fürchterliches Gedränge ist hier der Kommenden und Gehenden, die Luft, obgleich Fenster und Türen offen stehen, entsetzlich. Da wir zu den Honoratioren zählen, und man sich durch unseren Besuch geehrt fühlt, werden uns Stühle gebracht, und so schauen wir denn ein wenig dem Treiben zu.

Digitized by Google

Wir kennen fast alle jungen Mädchen: Da ist die braune Affia mit stolzen, großen Augen und herbem Mund, die reine Räuberbraut, die uns manchmal wilde Kräuter (minestra selvaggia) bringt, da ist die kleine rundliche Antoniedda, die neulich beim Wollezupfen die Vorsängerin der mitarbeitenden Mädchen war und endlich, nachdem sie sich die Kehle heiser geschrien, nicht ruhte, bis wir ein Tamburin bringen und sie im Hof mit Affia zusammen eine Tarantella tanzen ließen, die direkt an Afrika erinnerte. Da ist die etwas bequeme Jáidda. Gott, wie ist die in die Breite gegangen, seit sie vor vier Jahren bei uns versuchsweise in Dienst trat. Es blieb bei einem kurzen Versuch. Denn die damals dreizehnjährige Kleine fühlte sich zu einsam bei ihren häuslichen Verrichtungen, und als sie am zweiten Tage sämtliche Teller, die sie aufwaschen sollte, aus der Küche in unser Wohnzimmer brachte, „um Gesellschaft zu haben", wie sie uns erklärte, mußten wir sie freundlichst wieder entlassen. Da sie aber „Hausbesitzerin" ist — ihr Häuschen ist schuldenfrei und mindestens 500 Lire wert —, hat die Vielbeneidete bereits einen Bräutigam gefunden.

Angiolina, unsere jetzige Magd, hat natürlich zu dem allgemeinen Festtag frei bekommen und begrüßt uns in ihrer ehrlich derben Weise, glückstrahlend im ganzen Gesicht — und da ist auch ihre kleine zehnjährige Schwester Pippina. Die braucht heute nicht mit einem Teller voll Hühnerlebern und einem Kranz von aneinander gereihten Hühnerköpfen um den Hals durch die Straßen zu laufen und zu rufen: „Wer kauft, wer kauft? Seht, was für schöne Köpfe und Lebern ich habe, einen Soldo der Hühnerkopf, zwei Soldi die Lebern." Heute sitzt sie in einem sauberen Kleidchen, eine Schleife im Haar, mit in der Reihe und wartet darauf, daß einer ihrer Bekannten sie zum Tanze auffordert.

Sie alle begrüßen uns mit Wort und Blick, nur eine ist

Digitized by Google

da, die scheu die Augen niederschlägt: Pancrazia, auch eine unserer früheren Mägde. Da der Karneval die mittelbare Veranlassung war, weshalb meine Frau erklärte, sie nicht mehr gebrauchen zu können, verdient sie einen besonderen Paragraphen in meinem Kapitel.

Jeden Sonntag und Montag im Januar des letzten Jahres war Pancrazia todmüde bei der Arbeit, wir hielten sie für krank und gaben ihr Arzneien gegen Magen- und Kopfweh. Dieser bedenkliche Zustand steigerte sich im Februar, immer schlaffer wurden ihre Bewegungen, ihre Arbeit immer unbefriedigender. Namentlich die Freitage und in den drei letzten Tagen vor Fastnacht war sie zu gar nichts mehr anstellig. Das Rätsel löste sich endlich, als wir sie am Faschingsdienstag in einer der Tanzstuben der Nachbarschaft in ihrer ganzen Herrlichkeit prangen sahen. In ihrem roten Weihnachtskleid und dem orangefarbenen, seidenen Halstuch sah die schlanke Saracenin wirklich reizend aus. Aber, aber, was wir von einer ihrer neidischen Rivalinnen dort erfuhren, entzückte uns weniger. Um mich kurz zu fassen: Pancrazia war wegen ihrer bestechenden Garderobe und ihres hübschen Gesichts von dem Inhaber der Tanzstube engagiert worden, die ganze Karnevalszeit hindurch in seinem Lokal zu hüpfen. Statt nach Hause zu gehen und sich, wie das sonst ihre Gewohnheit war, mit den Hühnern schlafen zu legen, hatte sie an den bestimmten Abenden Toilette gemacht und nicht weniger als sechs bis sieben Stunden im Ballsaal schwer „gearbeitet". Als eine Art Lockvogel für die jungen Burschen, die natürlich lieber dahin gehen, wo sie nette Mädchen nach ihrem Geschmack finden, als an Orte, wo nur alte Mütter und Großmütter auf Engagement warten. So mietet jeder, der in diesen tollen Wochen in seinem Hause aufspielen läßt, drei oder vier solcher Tanzmädchen, die dann die vertragsmäßige Verpflichtung haben, an allen Tagen, wo die Drehorgel geht, d. h. zuerst

Digitized by Google

an jedem Samstag und Sonntag, dann auch an den Donnerstagen, endlich an den vier letzten Faschingstagen nur in seinem Lokal zu tanzen und zwar von fünf Uhr abends bis Mitternacht. Und der Lohn dieser im Dienste Terpsichores geleisteten keineswegs geringen Frohn? Er wird am Fastnachtsdienstag ausgehändigt in Gestalt von einem Kilo Wurst und einem Paar neuer Schuhe, als Ersatz für die pflichtschuldigst abgetanzten!

Kein Wunder, daß dieser andauernde strenge Nachtdienst Pancrazias Kräfte erschöpft hatte!

Doch heute ist aller ehemalige Zwist und Unfriede vergessen. Wir rufen die Mädchen, auch Pancrazia heran, und drücken jeder ein paar Soldi in die Hand, sie sollen alle zusammen „Balletto" tanzen.

Das Balletto ist eine Art Quadrille. Aber das Tempo ist schneller, die Figuren sind mannigfaltiger. Umschlingungen, Kettenbilden, mit Durchkriechen und Pirouetten abwechselnd, lassen zusammen mit dem galoppähnlichen Rhythmus oft das alte Bakchanal wieder aufleben, zumal wenn der Wein die Gemüter erhitzt hat. Das Kommando wird vielfach französisch gegeben, was sich aus dem Munde eines Fischers oder Schusters ziemlich sonderbar ausnimmt.

Nun, unsere Jungfern bedürfen nicht erst irgend welcher künstlichen Anreizung und führen — sogar die kleine Pippina — alle Bewegungen auch ohne Kommando höchst korrekt aus mit ländlicher Grazie. Daß ein kleiner etwa fünfjähriger Junge, barfuß, ungeladen in ihrer Mitte am Tanze teilnimmt, stört sie durchaus nicht. Ist er im Wege, so bekommt er einen sanften Stoß. Aber das ist selten nötig. Denn mit affenartiger Behendigkeit hüpft der Kleine nach dem Takte der Musik zwischen ihnen herum, bald hier, bald da, und wenn einer der schweren Schuhe ihn zu treten droht, zappelt er immer rechtzeitig zur Seite, wirbelt mit den Füßchen in der Luft herum wie der

Digitized by Google

erste Hoftheater-Solotänzer, man sieht ihn überhaupt mehr in der Luft als auf der Erde. Wie tief steckt das Bedürfnis, im Tanz sich auszuleben, in diesem Volke! Es ist sozusagen ein Teil ihrer Sprache, eine Sprache, die sie nur selten sprechen dürfen, außer zur Faschingszeit, höchstens noch zur Weinernte, dann aber allemal desto gründlicher. Übrigens nimmt es nicht Wunder, daß von diesem Tanz-Fanatismus alle Klassen der Bevölkerung besessen sind, wenn man sieht, wie schon Mädchen von vier Jahren das in keinem Hause fehlende Tamburin zu schlagen wissen und wie die Mütter Kinder, die kaum stehen können, auf dem Schoße nach dem Klang der Schellentrommel auf- und niederschwingen.

Nachdem die Mädchen die sechs langen Touren des Balletto heruntergetanzt haben, tritt eine sogenannte „Tubbiana", eine Maskengesellschaft von acht Köpfen auf den Plan, begleitet von einem eigenen kleinen Orchester, bestehend in einer Baßgeige, einer Violine und einer Gitarre. Die Drehorgel schweigt, der Führer der Tubbiana, ein spanischer Ritter mit langem blonden Zopf, zahlt für alle eine Tarantella, und alsbald wogen die acht abenteuerlichen Masken durcheinander. Der Spanier tanzt dazwischen meiner Frau ein Solo vor, dann bietet er uns galant aus einer Schachtel Bonbons an. An seiner Figur und seinen gewandten Sprüngen erkennen wir bald den besten Tarantella-Tänzer von Taormina, den Kunsttischler S., und er nickt, als wir ihm heimlich seinen Namen sagen.

Ebenso wie ich unter den einzelnen Gestalten der Tubbiana mehrere der charakteristischen Masken erkenne, die Pitrè beschreibt (z. B. den Notar, den Baron und auch den gebrechlichen Greis, den Nannu), so erinnert mich die jetzt hereindrängende Truppe an den Ballo dei schiavi, den Alt-Palermitanischen Sklavenball. Vier Burschen, mit Fes, Turban, in weißen Betttüchern oder bunten Shawls und Kaftanen, Gesicht und Hände geschwärzt, vollführen, von einem fünften ähnlich ausstaffierten, dem

Digitized by Google

Häuptling, kommandiert, verschiedene kriegerische Bewegungen. Der Häuptling, ein ganz armer Teufel, Küchenjunge in einem Hotel, hat gewiß seine letzten Soldi für diesen Spaß geopfert. Mit großer Würde gibt er seine Befehle, richtet die langen Schilfrohre, die die vier als Lanzen in der Hand halten, und läßt seine Schwarzen schwenken, ausfallen und niederhocken, die ihrerseits dabei gräßlich die Zähne fletschen, die Augen furchtbar rollen und gurgelnde, unverständliche Laute ausstoßen, kurz, dem schaulustigen Publikum all den Unsinn vormachen, den unsere „garantiert echten" Wilden auf dem Jahrmarkt zum besten geben.

Menelik mit Gefolge — denn das stellen die fünf dar — tanzen auch ihr Ballett, natürlich mit afrikanischen Nuancen. Wir folgen ihnen, wie sie jetzt unter dem Beifall des gesamten Publikums abziehen, auf die Straße.

Hier hat sich allmählich ein echtes Faschingstreiben entwickelt. Eine Reihe Wagen, jeder mit mehreren Masken besetzt, fährt unter lebhaften Zurufen des Volks durch die Stadt. Da grüßen Pulcinells heraus und solche mit großen Eselsköpfen. Ein ganzer Wagen ist voller „Zwerge", d. h. junger, besonders kleiner Leute mit künstlichem Buckel und komischen Riesenköpfen aus Papiermaschee, vor denen man sich geradezu fürchten könnte, namentlich wenn sie sich plötzlich umdrehen und so das anscheinend Starre Leben gewinnt. Ein kleiner Karren begegnet uns, von einem sardinischen Eselchen, nicht größer als ein Bernhardiner Hund gezogen. Davor tanzt ein junger Bursche als Herold in altgriechischem Gewand, einen Epheukranz ums Haupt, ein laubumwundenes Rohr als Thyrsusstab in der Hand. In dem Karren sitzen auf kleinen Stühlchen zwei sicilianische Kinder, ein Knabe und ein Mädchen und ein englisches Baby. Jene beiden unterhalten sich lebhaft, die kleine Lady sitzt steif dazwischen. Sie versteht sie nicht, nicht einmal ihre Zeichensprache. Aber in ihrer seligen Stimmung

Digitized by Google

mag sie auch gar nicht sprechen. Sie antwortet nur mit stummem Nicken auf die Worte des langen Engländers, des Besitzers des Eselgespanns, der nebenherschreitend den kleinen Aufzug leitet und, den Kindern und sich selbst zur Freude, diesen hübschen Spaß ausgedacht hat.

Müde von all den Eindrücken und dem Lärm kehrten wir nach Hause zurück, nur einmal noch aufgehalten von einer daherstürmenden Kinderschar. Sie folgte einer Maske, die — unglaublich aber wahr! — die Prinzessin des Fleischers schnöde entführt hatte und nun auf dem Rücken durch die Straßen schleifte.

Zu Hause beim Abendbrot tat es mir nun doch leid, daß wir diesmal nicht, wie letztes Jahr, in unserem Eßzimmer einen kleinen öffentlichen Ball veranstaltet hatten. Aber meine Frau war noch jetzt dagegen: „Erinnerst Du Dich, wie sie unseren neuen Fußboden*) damals zertanzt haben mit ihren schleifenden Schritten, ihren Nagelschuhen. Zwei Torten waren rundweg aufgegessen — na die hatt' ich ja für diesen Zweck gebacken. Aber anderthalb Bottiglioni**) Wein haben sie in vier Stunden ausgetrunken und fünf Schachteln Zigaretten weggeraucht."

„Nun, vielleicht nächstes Jahr."

„Übrigens werden wir auch diesmal Maskenbesuch haben, wenn ich nicht ganz irre —"

Da klopfte es draußen am Hoftor.

„Cuij è?" (Wer da?)

„Jo." (Ich.)

Ich erkannte die Stimme unserer Angiolina und öffnete. Vier Mädchen in Kostüm traten ein und lüpften ihre Masken. Es waren Affia, Pancrazia, Angiolina und ihre Schwester Pippina.

*) Die Fußböden bestehen im Süden nicht aus Holzdielen, sondern glasierten Tonziegeln.

**) 21 Liter.

Digitized by Google

Affia war als sicilianische Bäuerin verkleidet, Pancrazia als Kalabresin, Angiolina als vornehme Dame und die kleine Pippina als Mönch mit Kapuze. So standen sie vor uns, mit puterroten Wangen, glühenden Augen und keuchend vor freudiger Erregung. Angiolina bot uns aus einer alten Zigarettenschachtel verzuckerte Erbsen an.

„Ei, wo habt ihr denn diesen wundervollen Staat her?"

Es waren alles blutarme Dinger, die sich glücklich schätzten, wenn sie einmal für 16 Soldi (= 60 Pfennige) Tagelohn Steine tragen oder Wolle zupfen durften.

„Affia und ich", sagte Pancrazia, „haben die Kleider von einer reichen englischen Dame, die sie extra hat machen lassen, und der wir eben darin Tarantella vorgetanzt haben".

„Und ich", unterbrach sie die geschwätzige Angiolina, „ich war bei meiner Großmutter in Mola. Die ist neunzig Jahr. Die hat zwei kostbare Kleider in ihrer Truhe, so schön! Ihr Brautkleid, das sie vor siebzig Jahren getragen hat, und ihr Sonntagskleid, davon wollt' ich eins haben. Aber die Ahne wollte nicht. Das Kirchenkleid soll nicht entweiht werden, sagt sie und in ihrem Brautkleid will sie sich einmal begraben lassen. Das taugte erst recht nicht für solch kindischen Tand, sagt sie. Da hat mir meine Tante, die Bäckersfrau, ausgeholfen."

„Und Du, Pippina?"

Die Kleine funkelte mich mit ihren kecken Schwarzaugen unter der weißen Kapuze lustig an: „Das hab ich und Angiolina aus einem alten Bettuch zurechtgemacht". Darauf nahm sie auch schon den Saum ihrer weiten Kutte mit den Fingern auf und begann sich zu drehen und ihr Körperchen wie einen Kreisel hin und her zu werfen.

Es bedurfte für mich keiner weiteren Aufforderung. Wir führten sie alle vier hinauf in mein Arbeitszimmer, wo das Klavier steht. Ich schlug es auf und begann eine Tarantella zu spielen.

Digitized by Google

Wie auf Kommando hatten sich die vier zum Karree aufgestellt, und beim ersten Ton tobten sie los; die kleine Pippina tanzte noch wenigstens zehn Takte allein weiter, nachdem die Musik schon verstummt war.

Was war größer? Ihre Freude oder die wir hatten, das harmlose Glück dieser Naturkinder mit zu genießen?

Wie mögen sich die ernsten Bücher in meinem Schrank gewundert haben und der geigende Eremit von Böcklin über dem Klavier? Nein, mir schien's, als ob er eifriger als sonst mit seiner Fiedel strich, wobei ein freundliches Lächeln über seine Züge ging, als schätze er sich glücklich, bei dem kleinen Fest mitzuhelfen ...

Dann bekam jede zur Stärkung einen Schluck Wein und ein Stück Kuchen, den die guten Dinger aber nicht verzehrten, sondern sich einpacken ließen, um ihn zu Hause mit den Ihrigen zu teilen.

„Nächstes Jahr arrangieren wir doch wieder einen Ballo publico?"

„Ja, und wenn sie vier Bottiglioni austrinken und wenn es vierzig Ziegel kostet!" —

In der Ölmühle.

Wenn wir uns ein wenig umsehen, brauchen wir Öl zu mancherlei Zwecken. Die feinste Sorte, um unsere Salate zu bereiten. Eine geringere halten viele Leute noch immer für unerläßlich, um ihrem strohigen Haar ein gefälligeres Aussehen zu geben. Die letzte Sorte, das Maschinenöl, wird bei der Menge von Fabriken, dem gewaltigen Eisenbahn- und Schiffsverkehr am meisten benötigt und daher in tausenden von Tonnen jährlich eingeführt.

Hingegen, welche Rolle spielt im Haushalt des Sicilianers, des Südländers überhaupt, die kleine eiförmige Frucht, die da zwischen knorrigen, oft abenteuerlich verbogenen Stämmen und dunkelglänzendem immergrünen Laub im Herbst reift, allenthalben an den Küsten und in den tiefer gelegenen Tälern! In Sicilien ersetzt das Öl unsere völlig unbekannte Butter. Nicht nur aufs Brot gegossen wird es: Nudeln, Gemüse usw., in Wasser gekocht, werden lediglich mit Salz und einigen Tropfen Öl gewürzt. Da man sich auch das teuere Schweinefett nur ausnahmsweise gönnt, wird beinahe alles in Öl gebraten, besonders Fische. Ein paar eingesalzene Oliven sind neben Zwiebel oder Knoblauch oder steinhartem beißenden Schafkäse die Zukost zum Frühstück nicht nur der Arbeiter,

Digitized by Google

sondern des gesamten Mittelstandes. Eine andere Art der Verwendung ist die als Brennmaterial. Dem kleinen Volk ist das Petroleum viel zu kostspielig, es bedient sich wie vor 2000 Jahren der bekannten Ampeln aus Ton oder Metall, worein Öl gegossen wird, das einen aus Baumwollfäden zusammengedrehten Docht speist. Drei oder vier solcher antiken Ampeln von Messing werden wohl auch nach Art der Armleuchter auf einem messingnen Gestell vereinigt und spenden dann zusammen ein wenig mehr Licht. Solche gleichfalls antiken Geräte — nach den Ausgrabungen z. B. in Pompeji üblich — ersetzen auch in den besseren Familien noch häufig die Petroleumlampe.

Trotz dieses hohen Selbstverbrauchs müßten die nach Millionen zählenden Ölbäume Siciliens auch einen stattlichen Export liefern, zumal die Ölfliege, die in Apulien so schreckliche Verwüstungen angerichtet hat, die Insel bisher beinahe ganz verschonte. Aber Sicilien liegt den eigentlichen Bedarfsländern zu fern, die Frachten stellen sich zu hoch. Ganz Ober- und Mittelitalien, Südfrankreich, Istrien und Dalmatien, die gesamten nördlichen Küsten des Mittelmeeres erzeugen selbst hinreichend Oliven und liegen jenen Ländern näher. Dazu ist das in Sicilien gewonnene Produkt minderwertig. Gutes Speiseöl muß man hier selbst aus dem Neapolitanischen einführen. Die Ursache liegt wohl weniger in der geringeren Güte, als in der veralteten, aber nicht auszurottenden Herstellungsweise.

Um so interessanter ist daher der Besuch einer sicilianischen Ölmühle. Wenn in Taormina bei der Ölpresse das alte System der hölzernen Kelter seit Jahren verlassen ist und eine schöne eiserne Schraube das ehemalige doppelte Eichenholzgewinde ersetzt, so ist der Dampf als Arbeiter doch noch unbekannt. Die Presse wird von zahlreichen Menschenhänden bedient, der Mühlstein gar noch von einem Vierfüßler gedreht

Digitized by Google

wie in den Zeiten der Saracenen, und wie ich es ähnlich in Tripolis sah, wo ein im Kreise trabendes Kamel eine Kornmühle in Betrieb setzte . . .

Doch ich will nicht vorgreifen, sondern jetzt im einzelnen zeigen, wie aus der unscheinbaren Frucht jene dem Menschen so unentbehrliche goldgelbe Flüssigkeit allmählich gewonnen wird.

Den besten Ertrag geben Stämme von etwa fünfzig Jahren, nach dem sicilianischen Sprichwort: „Die Ölbäume vom Großvater, die Maulbeerbäume vom Vater, Deinen Weinberg pflanze selbst!" Am reichsten fällt die Ernte aus, wenn die Oliven im Mai blühen und im Juni Frucht ansetzen. Die Reife tritt mit dem September ein. Dann steigen Knaben und Mädchen mit kleinen Körben in die Zweige hinauf und pflücken die Früchte oder schlagen nicht zu erreichende mit einer Stange herunter. Beinahe gleichzeitig mit der Weinlese beginnend, zieht sich die Olivenernte weit länger, oft bis in den November hinein.

In einigen Gegenden der Insel, Milazzo, Nicosia, Caltagirone werden die Oliven, so wie sie abgenommen sind, in einen verschlossenen Raum gebracht, wo sie gären und zuweilen verfaulen. Heiß und dampfend (von der Gärung) kommen sie in die Ölpresse. In anderen Orten, z. B. Cefalù, hält man die Gärung für unzweckmäßig, läßt die Früchte aber auch lange im Zarbu, d. h. einer ausgemauerten Grube mit einem Rost am Boden liegen und schüttet, um sie frisch zu erhalten, ringsum Salz. Dann werden sie mit den Füßen eingestampft. Durch den Rost fließt das Wasser unten ab, das sie auch nach ganz regenlosen Sommern noch reichlich enthalten.

Beide Verfahren sind in und um Taormina nicht üblich. Da werden die Oliven nur kurze Wochen im Zarbu verwahrt. Dieser hat keinen Rost, sondern sein Boden ist nach der Mitte zu abgeschrägt, und hier fließt durch ein Loch das Wasser ab. Man läßt sie gern ein wenig trocknen, damit sie nicht soviel

Digitized by Google

messen. Denn nach dem Maß richtet sich der Lohn der Trappetari, der Ölmüller. Die Steuer hingegen wird nach dem erzielten Öl berechnet, eine Lira für 64 Liter.

Als ich an einem Novembermorgen im Ölmühlgäßchen (Vicolo del Trappeto) in Taormina den vergitterten Hof der Mühle betrat, hielt da ein Bursche mit drei schwer bepackten Eseln. Sie trugen in Säcken zusammen eine Salma Oliven. Die Salma hat zwanzig Túmuli, das Taormineser Túmulo — denn dieses Maß ist überall verschieden — etwa siebzehn Liter. Die Säcke wurden von einem Bauern in Empfang genommen, der in der Eingangstür stand — eine charakteristische Gestalt. Das Kinn ausrasiert, mit echten „Koteletten" — eine aus der Zeit der englischen Okkupation im Anfang des 18ten Jahrhunderts noch vielfach geübte Mode — mit kleinen, pfiffigen Augen, gieriger Hakennase und zusammengekniffenem Mund. Schwere, goldene Ringe hingen in den Ohren, auf dem Kopf saß die dickfilzige, blaue Sackmütze, die ihm bis auf die Schulter herabfiel. Stumm, nicht ohne Mißtrauen betrachtete er das Abladen der Säcke und ließ sie außerhalb des Gebäudes neben der Tür hinlegen, aber noch nicht öffnen. Denn der erste Mahlgang war noch nicht beendet, der genau dasselbe Quantum, eine Salma, bereits verarbeitete. Man hörte das Knirschen des Mühlsteins im inneren Raum und sah durch ein Fenster eine Kuh im Kreise traben. Ich ging durch den Kellerraum (das Strettojo), um mir zunächst das Macinatojo, die eigentliche Mühle, anzusehn.

Hier fällt vor allem ein großes Steinbecken ins Auge, dessen flacher Boden etwa zwei Meter im Durchmesser hält, mit nur wenig ansteigendem breiten Rand. In der Mitte dieses Beckens steht ein hoher vierkantiger Balken und dreht sich in Angeln unten wie oben, oben in einem Querbalken, der in zwei gegenüberstehende Wände vermauert ist. An den vertikalen Balken ist ein gleichfalls aufstehendes steinernes Mühlrad von

Digitized by Google

$1^1/_2$ Meter Durchmesser derart angefügt, daß ein großer wagerechter Schwengel aus Pappelholz in dem Balken befestigt ist und durch den Mittelpunkt des Mühlrades geht, ohne seinerseits mit ihm verankert zu sein. Dreht sich demnach der Balken, so muß sich das Mühlrad mitdrehen und zwar in doppelter Bewegung nicht nur um seine Achse, sondern auch in schräger Kurve auf dem Boden des Beckens um den Balken herum. Der Schwengel ist über dem Rande des Beckens nach unten gebogen, so daß sein Endstück vor den Bug der Kuh zu ruhen kommt, die den Schwengel vorwärts schiebt und so die Mühle in Tätigkeit setzt. Ein kleiner Junge läuft hinter der Kuh her und stößt ihr zur Ermutigung öfter als nötig ist, einen spitzen Stecken in die Weichen. Der Zweck der Mühle ist ein vorbereitender. Sie zerquetscht die frischen und dann noch zweimal die in der Presse ausgedrückten Oliven. Ein Mann, der Macinatore (Zermalmer) stand mit einer eisernen Schaufel am Rande des Beckens, worauf im Kranze die Oliven aufgeschichtet lagen — rechts von dem Macinatore noch grüne, links die bereits zermalmten. Wo er arbeitete, war ein kleiner Raum am Rand frei. Hier stieß er mit seiner Schaufel von dem rechten Ende des Kranzes die Früchte ab unter das Rad, ließ es ein- bis zweimal darüber gehen und nahm dann mit der Schaufel die zermalmten auf, um sie zu den schon am Rande aufgehäuften links neben sich zu werfen. So oft der niedrige Schwengel an ihm vorbeikam, mußte er sich bücken; da die Kuh zwanzig Sekunden zu jeder Runde brauchte, dreimal in der Minute, also bei einem $1^1/_2$ stündigen Mahlgang wenigstens 270mal, bei sechs Mahlgängen, die ihm täglich bevorstehen, 1600mal. Eine schlimme Zugabe zu seiner mühseligen Schaufelarbeit, die angesichts des vor ihm kreisenden Rades eine beständige, aufs schärfste gespannte Aufmerksamkeit erfordert.

Endlich hat er die erste Testa (Mahlgang) vollbracht.

Digitized by Google

Die Oliven der ersten Salma, die der Bauer früh beim Morgengrauen selbst auf seinen drei Eseln gebracht, sind nicht mehr zu erkennen, die zwanzig Tumuli sind eine schmutzigbraune, breiartige Masse. Diese wird jetzt auf die eine Hälfte des Beckens zusammengeschoben, auf die andere werden die grünen Früchte der zweiten Salma aus den Säcken entleert, natürlich unter scharfer Aufsicht des mißtrauischen Bauern. Die Kuh ist des schweren Balkens auf dem Nacken ledig und frißt an einer Krippe in der Ecke, viel Stroh und wenig Heu. Der Treiberjunge pfeift sich ein Liedchen.

Die Trappetari haben keine Zeit zum Pfeifen. Noch während die zweite Salma aufgeschüttet wird, kommen zwei Arbeiter mit eisenbeschlagenen Holzmaßen, die je einen Tumulo fassen, füllen sie mit dem gemahlenen Brei und tragen sie in den Nebenraum (den Strettojo).

Hier steht die Presse (Torchio), mit ihren zwei eisernen Pfeilern, der 18 cm breiten, $1^1/_2$ m langen Schraube einer großen Buchbinderpresse oder Weinkelter nicht unähnlich. In der Tat könnte man, wurde mir versichert, mit demselben Instrument auch Wein keltern. Jetzt war die Schraube hoch und unter ihr legte ein Mann — es war dies der Vorarbeiter, der sogenannte Caporale — einen Korb auf den kreisrunden Marmorstein, der in den Boden zwischen den zwei eisernen Pfeilern eingelassen und etwa 80 cm im Durchmesser haltend, ein wenig nach vorn geneigt und am Rande mit einer Rinne versehen ist. Diese Rinne hat an der Vorderseite eine Öffnung, durch die Öffnung fließt das Öl ab in ein Gefäß, das, wie man mir sagte, unten in einer Grube stand, die ein Bretterschlag bedeckte.

Ich nahm einen der Körbe, die in Menge da herumlagen, in die Hand. Alle von derselben Größe haben sie gleichfalls 80 cm Durchmesser, so daß sie den Marmorstein gerade bedecken; diese Körbe, die am Lentiner See aus breitem Binsen-

Digitized by Google

stroh geflochten werden, sind am besten mit großen hohlen Kissen zu vergleichen. An der unteren Seite zeigen sie ein kleines, an der oberen ein großes rundes Loch. Durch dieses schob der Caporale jetzt den Inhalt der zwei Tumulomaße, die jene zwei Arbeiter aus der Mühle brachten und auf dem Korb entleerten. Er stopfte den Korb sorgfältig mit dem Brei aus, legte dann einen zweiten Korb, genau dem ersten angepaßt, auf, füllte ihn wieder mit zwei Maßen, und so verfuhr er im ganzen mit zehn Körben, die, übereinander etwa bis zu Manneshöhe geschichtet, einen kleinen Turm unter dem Gewinde der Presse darstellten. Sie enthielten, zehn zu zwei, die sämtlichen eben gemahlenen zwanzig Tumuli der ersten Salma.

Während im Macinatojo, in der Mühle, die zweite Ladung am Rande des Beckens ausgebreitet, der Schwengel der Kuh wieder vor den Bug gelegt und an den Hörnern festgebunden wurde, worauf sie sich wieder langsam in Bewegung setzte, um die zweite „Macina" zu mahlen, ging der Caporale im Strettojo mit mehreren Genossen ans Pressen.

Unmittelbar auf die zehn gefüllten Körbe wurde eine dicke Scheibe aus Eichenholz gelegt, auf diese noch mehrere abgenutzte Körbe, auch sie infolge früheren Pressung bereits völlige Scheiben. Mit großer Sorgfalt hat der Caporale seinen Korbturm aufgebaut, die Ränder der einzelnen Schichten stehen übereinander wie mit dem Senkblei ausgerichtet. Trotz solcher Vorsicht geschieht es aber doch, daß die ungeheure Wucht der Schraube einen der Körbe aus der Reihe drückt. Der wird dann durch seitliche Stützen verhindert, noch weiter herauszurutschen.

Nachdem der Caporale sein Werk geprüft und für gut befunden, wird die Stange, die zwischen zwei der vier eisernen Handhaben am unteren Teil des Gewindes eingeschoben ist und es, an dem nahen Pfeiler ruhend, festhält, herausgezogen, und mühelos macht die Schraube, von einem Arbeiter bewegt,

Digitized by Google

eine Anzahl Windungen. Aber bald müssen schon zwei zugreifen und an den vier säulenähnlichen Handhaben den schweren Torchio drehen. Dann wird die Stange zwischen zwei der Säulchen gesteckt und mit Hebelkraft je eine Viertelsdrehung bewirkt. Schon tropft und rieselt über den Rand der Körbe in kleinen Rinnsalen das „Jungfernöl" nieder, die zähe, goldbraune Flüssigkeit läuft in die runde Rinne und von da als kleiner Bach durch das Mundstück in die Tiefe. Prächtig anzuschauen.

Nach drei bis vier Umdrehungen reicht die Kraft der Hebestange allein nicht mehr aus, nun muß der Manganello, die Seilwinde, helfen. Unsern in einer Ecke steht, sowohl im Boden wie in einem oberen Querbalken in Angeln ruhend, ein dicker Stamm. Ein oben befestigtes Seil schlingt sich um ihn. Dieses Seil endigt in einem Haken, und dieser Haken wird jetzt in den Ring eingehängt, der am unteren Ende der Hebestange angeschmiedet ist. Indem an den beiden Querhölzern zu Füßen der Winde zwei Leute diese drehen, zieht das Seil die Hebestange an, die wieder wie vorher zwischen zwei der Säulchen gesteckt worden ist, und vollbringt nun mit verstärkter Kraft in immer wiederholten Vierteldrehungen der Schraube das Werk. Immer wieder legt sich das Seil an die Winde in die spiralförmigen Riefen, immer wieder schnellt sie zurück, wird wieder gedreht, zuerst von zwei, später von vier Leuten, bis man auf den toten Punkt gekommen ist.

Nun heißt es warten: ehe der Macinatore im benachbarten Raum nicht mit seinem Pensum fertig ist, kann nicht gewechselt, kann nicht aufgedreht und die Schichtung gelöst werden. Aber keiner hat deswegen Muße. Der Bauer, der vertragsmäßig an diesem Tag für das Essen von sieben Leuten sorgen muß, läßt kein Diner aus einem der Grands Hôtels von Taormina kommen: er hat einige Kili Sardinen mitgebracht, ganz kleine von der billigsten Sorte. Die putzt er

Digitized by Google

schon eine Stunde lang, schon zweimal hat einer der Trappetari, der den Koch macht, mehrere Hände voll in Empfang genommen und in die eiserne Pfanne geworfen, worin er über einem Feuer die Fischchen in Öl brät. In einer anderen Ecke des Kellerraumes brennt ein anderes Feuer, viel größer, unter einem gewaltigen Kupferkessel, genährt von Ginsterreisig und Eichenblöcken. Hier soll das Wasser kochen, das, ehe die jetzt gepreßte Olivenmasse zum zweiten Mal in die Mühle kommt, auf die einzelnen Körbe gegossen wird. Ein Mann ist beständig beschäftigt, das Feuer zu schüren. Unterdessen sind zwei Frauen gekommen, jede mit einem Korb Oliven. Sie wollen Geschäftchen machen, der Caporale im gemeinsamen Interesse der Kompagnie aber auch. In einer ausgemauerten Nische haben die Ölmüller ein kleines Sgarbu, einen Vorrat von Oliven liegen, die sie nicht etwa gekauft, sondern als Lohn von früheren Mahlungen erhalten oder gegen Öl eingetauscht haben. Eben das letztere wollen auch die beiden Frauen. Im Hintergrunde des Strettojo stehen zwei weitbäuchige Giarri, Ölkrüge aus Ton. Das Öl darin haben die Müller gleichfalls gesammelt — nicht nur ihr Lohn wird ihnen, wie wir später sehen werden, meist in Öl bezahlt, sie haben auch das uralte Anrecht auf alles Öl, das beim Ausmessen vorbei in den Cinchinaru tropft, ein Gefäß, das unter den großen Trichter gestellt wird, damit nichts verloren gehe. Der Metalldeckel des ersten Ölkruges wird vorsichtig geöffnet und ein kleines Gemäß bekommt die Frau Gevatterin zweimal gefüllt, nach dem Satz: drei Liter Öl für siebzehn Liter Oliven. Natürlich will sie mehr haben, als der Caporale bewilligt. Unter einem verächtlichen Zurückwerfen des Kopfes schließt er den Deckel, gibt der Frau die halbgefüllte Flasche und entleert ihr Körbchen in den Sgarbu. Er wirft einen Blick der Befriedigung in den Vorratsraum. Bald ist er wieder voll, dann sind zwanzig Tumuli beisammen, und die Ölmüller

Digitized by Google

arbeiten einen Tag nicht für eine andere, sondern für die eigene Tasche!

Ich kann Intérieur-Malern den Besuch der Taormineser Ölmühle nicht genug empfehlen. Ihr Charakter ist altertümlich-grotesk. Da die ganze lange Rückwand und rechte Seitenwand kein Fenster, die linke Seitenwand nur hinter der Kelter eine kleine Luke oben hat, so erhält der große Raum ähnlich einem Atelier eine scharfe einseitige Beleuchtung durch die einzige Tür und das einzige Fenster an der Eingangsseite. Durch die Luke fällt nur nachmittags eine breite Lichtsäule, worin unzählige Sonnenstäubchen zittern. Bizarr wirken die alte Winde, das gleichfalls noch altertümliche Gestell der Presse mit dem großen Querbalken an der Decke, vor allem aber die Mühle: der gewaltige Mühlstein, der knirschend und knurrend langsam im Kreise walzt, während der Schwengel quietscht und ächzt, dazu die schwerfällige Kuh, die schicksalsergeben täglich neun Stunden im Kreise trottet, mit dem Bug den Schwengel vor sich herschiebend. Den Jungen hatte jetzt ein kleines Mädchen abgelöst mit träumerisch dunklen Augen. Barfuß lief sie hinter der Kuh her, stocherte ihr nur zuweilen gedankenlos mit dem Stecken in die Weichen und sang unbekümmert um die übrige Welt mit gellender Stimme ein melancholisches Volkslied.

Unheimlich anzuschauen war eine Anzahl Ziegenbälge, die an Stricken von einem Balken herunterhingen. Zwei davon aufgeblasen, wie mir die Ölmüller sagten, aus dem Grunde, weil sonst die Ratten kommen und sie anfressen würden. Vor aufgeblasenen Bälgen aber fürchten sie sich.

Durch den großen Rundbogen, der die beiden Räume trennte, konnte man sehen, daß der Macinatore nächstens mit seinem Pensum fertig war. Der Caporale im Verein mit zwei anderen ließ deshalb durch mehrere kräftige Rucke mit der Hebestange das Schraubengewinde zurückgehen und drehte es

Digitized by Google

auf, bis hoch hinauf. Dann banden sich alle schwarze Lederschürzen um, so daß sie plötzlich in Schmiede verwandelt schienen. Während der fertig gemahlene Brei der zweiten Salma auf dem Becken zusammengeschoben wurde, trugen zwei Arbeiter die Körbe von der Presse wieder zur Mühle, nachdem jeder Korb zuvor mit heißem Wasser begossen worden war — um die festgequetschte Masse darin ein wenig zu lösen und sie zugleich für den zweiten Mahlgang geschmeidiger zu machen. Wie waren die ehedem so vollbauchigen Körbe von der Wucht des Druckes zusammengeschrumpft! Die drei oberen zu schmalen Scheiben abgeflacht! Auf der freien Hälfte des Beckens wurden die Körbe dann entleert, indem zuerst mit der Hand ein Loch durch die beiden Bodenöffnungen gestoßen und dann der Korb gegen den Mühlstein angeschlagen, gedreht, geschüttelt und geklopft wurde, bis endlich der letzte Rest herausfiel. Die leeren Körbe trug man in den Kelterraum zurück, und hier wiederholte sich nun die Aufbereitung, wie ich sie schon gesehn, mit dem anderen Teil der Masse der eben fertig gemahlenen Salma. Auf dem Rand des Beckens aber breitet man indessen die gepreßte Masse aus, damit sie zum zweiten Male vom Mahlstein zermalmt werde.

So sehr mich die ungewohnten Bilder, das ganze geschäftige Treiben anzogen: ich konnte unmöglich den ganzen Tag in der Ölmühle zubringen, schon aus einem äußeren, sehr prosaischen Grund: man war bei dem lebhaften Durcheinander in beständiger Gefahr, die bösartigsten Flecken an die Kleider zu bekommen. Denn alles klebte von Öl.

Ich ließ mir deshalb von den Trappetari nur noch einiges erklären. Dreimal wird jede der beiden Salmen erst gemahlen und dann gepreßt. Was da noch übrig bleibt von den hübschen kleinen Oliven ist eine braune, der Gerberlohe völlig gleichende Masse, die sogenannte Nozzolata. Ein ganzer Berg davon lag unweit der Kelter zwischen den beiden Riesen-

Digitized by Google

ölkrügen und dem Sgarbu. Sie enthält noch Öl, das aber nur durch Dampfkraft herausgezogen werden könnte, übrigens schlechter Qualität. Damit befassen sich die Ölmüller nicht. Sie behalten die Nozzolata als einen Teil ihres Lohnes, verkaufen sie aber wohl der hohen Transportkosten wegen nicht an die Maschinenölfabriken, sondern an die Bäcker des Orts, die diese fettige Lohe als Brennmaterial schätzen.

Um jedoch ein rundes Bild von ihrer „arte“, ihrer Kunst zu gewinnen, bat ich den Caporale um die Erlaubnis, zu den beiden Höhepunkten ihrer täglichen Arbeit wiederkommen zu dürfen, zur Klärung und zum Einfüllen des fertigen Öles in die Schläuche, kurz vor Mittag und um zwei Uhr nachmittags. Der Caporale war zwar sehr erstaunt ob solchen tiefgehenden Interesses, das noch kein Fremder in dem Maße gezeigt, fragte mich, ich wolle wohl die Mühle kaufen oder ein zweites Trappeto in Taormina errichten, gab mir aber gern die Erlaubnis.

Ich stellte mich denn pünktlich zur Klärung ein; der geheimnisvolle Verschlag vor der Kelter wurde geöffnet, und ich erblickte ein mittelgroßes Faß, worin das Öl fast bis zum Rande stand. Das Mundstück, wodurch die zähe braune Flüssigkeit aus der runden Rinne, wenn auch nur schwach noch herabtropfte, wurde mit Nozzolata verstopft, der Caporale stieg in die Grube, streifte den rechten Ärmel herauf und tauchte die Hand unter. An seinem Arm sah man den Streifen, bis wohin das Öl reichte. Doch schien dem Bauer diese Art Messung nicht zu genügen. So wurde eine große, grüne Olive an einen Strohhalm gesteckt und dieser hinabgelassen. Etwa 30 cm hoch stand das Öl, ein Beweis, wie viel Wasser die Oliven noch enthalten hatten, das infolge des geringen spezifischen Gewichtes des Öles in den unteren Raum des Fasses gesunken war. Der Caporale fischte zunächst mit den Händen einige grobe Unreinigkeiten, lange Fasern und kleine,

Digitized by Google

wollige Knäule — wohl von dem Wergverschluß der Rinne stammend — heraus. Dann ließ er sich eine der vierkantigen, eisernen Ampeln geben, die an der Wand hingen, zündete sie an, kniete nieder und leuchtete damit in die Tiefe seines Verließes hinab. Hierauf zog er kräftig an, ein Ruck — und unten floß das Wasser etwa eine halbe Minute lang aus dem geöffneten Spund durch einen unterirdischen Kanal ab, so daß die Oberfläche des Öls in die halbe Höhe des Fasses zu stehen kam. Nachdem der Zapfen wieder eingefügt war, goß ein Arbeiter ebensoviel Wasser als eben unten abgeflossen war, kochendes, aus dem großen Kessel nach. Dies bewirkt die Klärung. Das heiße Wasser sinkt vermöge seiner Schwere sogleich in die Tiefe und zieht die unreinen Stoffe mit sich. Das Verließ wurde geschlossen und erst wieder geöffnet, als die Hälfte der Arbeit getan war und das aus den ersten drei Pressungen gewonnene Öl in die Schläuche gefüllt werden konnte.

Auch hierzu kam ich gerade noch zurecht. Vier der großen Ziegenbälge wurden eben vom Balken heruntergenommen, aufgebunden und neben dem Bretterverschlag auf den Boden gelegt. Maßkrüge wurden gebracht, der Verschlag geöffnet, die eiserne Ampel angezündet.

Der Bauer war mißtrauischer als je zuvor. Hatte er bis jetzt, auch bei seinem Fischeputzen, nur heimlich auf jedes Wort gelauscht, das die Ölmüller miteinander sprachen, und seine scharfen kleinen Augen kaum sichtbar nach allen Seiten spielen lassen, so beobachtete er jetzt jede Bewegung der Arbeiter mit unverhohlenem Argwohn. Nachdem das Ölfaß wieder aufgedeckt war, ließ er es nicht mehr aus dem Auge. Wieder stieg der Caporale hinunter und maß mit seinem Halm. „Sieben Cafisu" murmelte er zufrieden.

In der Ölmühle wird nach einem, wohl noch aus der spanischen Zeit stammenden Maß von zirka sechzehn Litern, dem Cafisu, gerechnet. Ein Blechkrug mit zwei Henkeln, der

Digitized by Google

die Hälfte dieses Maßes darstellte, wurde gebracht, und nun schöpfte der Caporale, indem er laut bei jedem Eingießen zählte, mit diesem halben Cafisu das Öl aus der Tonne und goß es in einen mächtigen Trichter, den der Vicecaporale hielt. Aus dem Mund des Trichters floß das Öl in das offene Halsstück des ersten Ziegenbalgs, den ein dritter Arbeiter in die Höhe hielt. Allmählich von der kräftigen Füllung blähte sich der schlappe Schlauch und wurde zu $^3/_4$ voll auf den Boden gelegt. Ein anderer Balg wurde untergehalten. Es war sehr feierlich. Nichts unterbrach die Stille des Raumes, als das Rieseln des Öles in Trichter und Schlauch und das laute, langsame Zählen: Uno, due, tre — man kam bis auf dreizehn. Also hatte der Bauer, der die Arbeiter in höchster Spannung mit leise geöffnetem Mund anstarrte, als erste Beute $7^1/_2$ Cafisu errungen, die auf drei Bälge verteilt wurden. Diese verschnürte er selbst und trug sie in eine Ecke. Er hatte seinen Knecht nicht bestellt, um sie, wie das sonst üblich ist, durch einen seiner Esel sogleich nach Hause schaffen zu lassen; der Kerl konnte ja einen der Säcke unterwegs oder daheim öffnen und ein paar Liter für sich herausnehmen oder wohl gar heimlich verkaufen . . .

Der arme Bauer! Er hatte heute sozusagen Stubenarrest; keinen Fuß durfte er aus der Mühle setzen, bis der letzte Tropfen Öl in die Schläuche gefüllt war. Die Trappetari sind ja alle Spitzbuben und Gauner der schlimmsten Sorte! Wenigstens noch vier Stunden dauerte es, bis die noch übrige Arbeit getan war, noch zwei Mahlgänge und noch drei Pressungen standen ihm bevor. Dafür hoffte er aber am Abend auf wenigstens neun Cafisu, er schien mit seinen $7^1/_2$, die er aus der ersten Salma erzielt hatte, seinem mürrischen Gesicht nach zu urteilen, gar nicht zufrieden zu sein.

Die Trappetari stehen allerdings in schlechtem Rufe. Aber welchem Gewerbe sagt man hier nicht kleine Tücken nach?

Digitized by Google

Sie werden auch nicht schlimmer sein als die Kaufleute, die Seiler und die Kohlenhändler. Die Kaufleute wiegen gar zu gern nach Rotolo (800 Gramm) aus und lassen sich Kilopreise bezahlen, die Seiler kaufen auf den Dampfern ausgemusterte Taue, drehen sie auf und verarbeiten sie zu neuen, indem sie die gefertigten Stricke mit Zitronensaft glänzend frisch färben. Die Kohlenhändler gar packen Lavasteine unter ihre Buchenkohle und drücken beim Wiegen das Knie gegen die Säcke, um sie schwerer zu machen. Es heißt eben im Süden: Augen auf! und: sich auf keinen andern verlassen! L'occhio del padrone ingrassa il cavallo.*)

Die Ölmüller freilich haben es besonders leicht, wenn es an der nötigen Überwachung fehlt, etwas auf die Seite zu bringen. Wie schnell sind von den aufgehäuften Oliven ein oder zwei Hände voll weggenommen und in die gemeinsame Vorratskammer, den Sgarbu, geworfen. Ciccia Páula, eine unserer Mägde, erzählte uns, ihrer Großmutter sei einmal in der Ölmühle ein ganzer Sack voll Oliven verschwunden, niemand wußte wohin. Läßt sich's der Eigentümer gar beifallen, die Mühle auf einige Minuten zu verlassen, so wird schnell der Verschlag geöffnet, aus dem Ölfaß $^1/_2$ Cafisu oder auch ein ganzer geschöpft und in die Ecke getragen, wo die großen Tonkrüge stehen, in denen die Kompagnie das ihnen zukommende Öl sammelt. Daneben sind noch manch' kleine Durchstechereien möglich und daher üblich, deren Aufzählung zu weit führen würde.

Gegen mich haben sich die Trappetari sehr aufrichtig und zuvorkommend gezeigt, nicht sowohl in Erwartung des ihnen gebührenden Trinkgeldes, als aus dem einfachen Grunde, weil ich ihnen ebenso wenig etwas wegnehmen konnte wie sie mir. Daher erklärten sie mir freundlich, was mir an ihrer „Kunst"

*) Das Auge des Herrn läßt das Pferd gedeihen.

Digitized by Google

noch dunkel geblieben war. Sie beschwichtigten z. B. mein Bedenken, daß durch das Mahlen doch einiges Öl in dem Becken zurückbleibe und so verloren gehe, damit: dieses Öl sauge die beinahe trockene Masse des dritten Mahlganges vollständig auf. Und als ich mein Verwundern äußerte, wie denn die Kuh es aushalte, täglich neun Stunden im Kreise herumzulaufen — ich hatte in Tripolis in jener Mühle gesehen, daß dem mahlenden Kamel die Augen mit vorgebundenen Körbchen bedeckt waren, damit es nicht schwindlig werde — meinten sie treuherzig, das schade dem Gehirn der Kuh gar nichts. Ein Beweis, daß das Kamel — trotz seines schlechten Rufes — auf einer höheren geistigen Stufe steht als das liebe Rindvieh.

Höchst eigentümlich sind die Lohnverhältnisse. Eines der Anzeichen, wie tief die Kultur in Süditalien, namentlich in den kleinen Städten und auf dem Lande steht, sind die Tauschgeschäfte. Geld ist selten. Auch der Begüterte hält es mit Geierkrallen fest. Lieber wird die Arbeit daher in Naturalleistungen vergütet. Einst hatte ein armer Tagelöhner aus meiner Nachbarschaft den ganzen Tag in einem Garten Zitronen abgenommen. Was brachte er seiner kranken Frau und seiner hungernden Kinderschar nach Hause? Einen Korb voll Zitronen! Infolgedessen aß denn die ganze Familie zum Abendmahl Zitronen, selbst der Säugling bekam in einer Tasse ein Gemisch aus Brot und Zitronensaft zusammengerührt. So dürfen sich die Weiber, die zur Zeit der Mandelernte die Mandeln aufklopfen, als Lohn — die leeren Schalen mitnehmen, die sie dann entweder selbst verwenden, um ihre Suppe damit zu kochen oder an die Bäcker gegen Brot eintauschen. Wer bei der Olivenernte hilft, erhält statt Geldes einen Teil der Früchte. Diese Portion wird entweder eingesalzen und dient als Zuspeise zum Frühstück oder wird, wie wir gesehen haben, in die Ölmühle getragen und hier gegen Öl eingetauscht.

Digitized by Google

Auch die Trappetari sehen während der drei bis vier Monate ihrer aufreibenden Tätigkeit selten oder nie einen Lireschein. 1/2 Cafisu Öl pro Tag steht zunächst dem Eigentümer des Trappeto für die überlassene Benutzung zu, 1/2 Cafisu den vier Gesellschaftern. Jeder der zwei Hilfsarbeiter hat für jede verarbeitete Salma ein Rotolo, d. h. auf zwanzig Tumuli etwa 3/4 Liter Öl zu beanspruchen. Es werden also beim zweiten Messen ein Cafisu und vier Rotoli, im ganzen neunzehn Liter vorher abgeschöpft, die den Lohn der sechs Arbeiter und die Miete für den Herrn der Mühle bedeuten. Letzterer hat dafür noch die Kuh und den Treiber zu stellen, so daß komischerweise auch die arme Kuh für ihr neunstündiges Umkreisen der Mühle in Öl bezahlt wird. Außerdem erhalten die Arbeiter von dem, der mahlen läßt, freies Essen und Trinken, besonders reichlich Wein, und dürfen eine Menge kleiner Nebenbezüge, aber auch wieder nur in natura, einheimsen. Was beim Messen abtropft, gehört ihnen. Nebenbei bemerkt verstand der Caporale das Eingießen. Der Cinchinaru, die ziemlich große Schüssel unter dem Trichter, war schon recht voll, als er dem Bauer seine 6 1/2 Cafisu in den Ziegenbalg gefüllt hatte. Hierzu kam nun noch die zweite Ernte am Abend. Da wird, damit nicht Wasser mit in die Bälge kommt, nur so lang geschöpft, bis etwa 2 cm Öl noch im Fasse oben anstehen, dann über die Oberfläche mit einem Reisbesen gestrichen, an den sich vermöge der Adhäsion das Öl ansetzt. Der Besen wird mit der Hand ausgedrückt, eingetaucht, wieder ausgedrückt, bis nur noch Wasser im Faß vorhanden ist. Das mit dem Besen erlistete Öl nimmt seinen Weg aber nicht in den Trichter, sondern in den Cinchinaru; denn nach einem alten Gewohnheitsrecht gehört es gleichfalls den Ölmüllern. Daß diesen endlich die Nozzolata, die Überreste der dritten Pressung, als Eigentum verbleibt, wurde schon bemerkt.

Es ist also ein — für sicilianische Verhältnisse wenigstens

Digitized by Google

— ganz einträgliches, aber etwas kompliziertes Geschäft, diese Ölmüllerei. Was den Beteiligten am Ende bleibt, sind neben dem schönen Bewußtsein, mehrere Monate für recht gutes Essen und Trinken nichts bezahlt zu haben, drei bis vier Krüge voll Öl und ein halber Stall voll Olivenlohe. Ich glaube auch, daß die biederen Trappetari, wenn im Dezember ihre Mühle wieder auf neun Monate geschlossen wird, nur einen ganz kleinen Teil ihrer Schätze in bar umsetzen, daß sie diese vielmehr entweder selbst verbrauchen oder gegen die verschiedensten Lebensbedürfnisse austauschen: an den Müller um Mehl, an den Bäcker um Brot, an den Metzger um Fleisch, an die Fischer um Fische usw.

• Allgemein wird das fertige Öl aus den Bälgen nicht in Fässer, sondern in die über einen Meter hohen, eigens dafür bestimmten Tonkrüge (Giarri) gegossen und darin verwahrt. Steht das anfangs noch schmutzig-braune Öl einen Monat darin, so hat sich die eigentliche Klärung ohne weiteres Zutun von selbst vollzogen, und man kann beim Krämer das „ogghiu novu", das goldgelbe Neuöl kaufen, das Liter zu 1 Lira bis 1 Lira 20 Centesimi, je nach der Ernte.

Bekannt ist der Aberglauben der Ölmüller. „Im Trappeto hat man eine verdammte Furcht vor dem bösen Blick. Deshalb wird da beständig Weihrauch verbrannt und alle Wände sind mit Heiligenbildern tapeziert" (Pitrè, Usi e costumi siciliani Bd. III S. 216). Ich bemerkte nur drei Heiligenbilder: eine Immacolata an der Mauer und an dem einen Pfeiler der Presse San Cosmo und San Damian, wie immer vereinigt, darunter einen Buntdruck mit der Kreuzigung. Ich befragte meine öltriefenden Freunde wegen des Weihrauchs.

„Weihrauch brennen wir nicht. Aber am ersten Tag, ehe wir anfangen, legen wir einen Ölzweig, einen Palmzweig und etwas Salz in ein Kohlenbecken, zünden das alles an und tragen das Becken durch die Mühle, um den bösen Blick

Digitized by Google

zu bannen. Natürlich muß ein Zauberſpruch dazu gemurmelt werden."

„Und wie lautet der Zauberſpruch?"

„Das weiß ich nicht. Da kommt ein alter Bauer aus dem Gebirge, der macht die Beſchwörung."

„Das iſt alles?"

„Von Zeit zu Zeit wiederholen wir die Ceremonie, namentlich, wenn das Geſchäft ſchlecht geht oder an der Maſchine etwas zerbricht."

„Und die beiden da, ſind das die Ölheiligen?"

„Nein. San Cosmo und San Damian waren zwei berühmte Ärzte. Die helfen im allgemeinen gegen jede Krankheit. In den drei Monaten, wo wir hier ſind, darf keiner krank werden."

Das war die letzte Auskunft, die ich mir in der Ölmühle holte. Mit einem Rundblick auf die altertümlichen Geräte in dem hohen, dämmrigen Raum und die echt Meunierſchen Geſtalten, die darin hantierten, nahm ich Abſchied. Wußte ich nun doch aus dem Grunde, wie die merkwürdige goldene Flüſſigkeit zuſtande kommt, die mir meinen Salat würzt.

Digitized by Google

Sicilianiſche Volkslieder.

Cu' voli puisia vegna 'n Sicilia;
Ca porta la bannera di vittoria.
Canti e canzuni nn' havi centumilia.*)

Das Intereſſe für ſicilianiſche Volksdichtung haben bei uns vor langen Jahren ſchon Kopiſch in ſeinen ſelbſt geſammelten und überſetzten „Agrumi" (Berlin 1838), dann Gregorovius anzuregen verſucht, der im III. Band ſeiner „Wanderjahre in Italien" auf die 1857 erſchienene Volksliederſammlung von Vigo aufmerkſam machte. Aber Kopiſchs fleißige Arbeit blieb — ob mit Recht oder nicht, ſei dahingeſtellt — von größeren Kreiſen unbeachtet, und Gregorovius hat in der Hauptſache nur die Liebeslieder in den Kreis ſeiner Betrachtungen gezogen, die ſo charakteriſtiſchen sdegni (Hohngedichte), die scherzi, die Satiren und die Zwiegeſänge nicht der verdienten Beachtung gewürdigt. Ebenſo verlautet bei ihm nichts von der keineswegs zu übergehenden epiſchen Volksdichtung. Was aber den Verſuch einer umfaſſenden Unterſuchung über die ſicilianiſchen Volkslieder noch mehr

*) Wen es nach Poeſie verlangt, der komme nach Sicilien! Das trägt die Fahne des Siegs (über alle anderen Volkspoeſien). Lieder und Geſänge gibt's da hunderttauſend.

Digitized by Google

rechtfertigen dürfte, ist die Tatsache, daß seitdem drei große Sammlungen erschienen sind, die ganz neue Aussichten und Einsichten eröffnet haben: Salomone Marino gab in seinen „Canti popolari siciliani“ (Palermo 1867) 750 Stück, Giuseppe Pitrè unter demselben Titel (Palermo, zweite Auflage 1891) 1074, die er in 76 Gemeinden entweder selbst sammelte oder durch Freunde sammeln ließ; die umfangreichste, die „Raccolta amplissima“ (Catania 1870) zählt sogar 5000 Nummern.

Freilich ist ihr Wert ein ungleicher. Wie Pitrè in der Einleitung zu seinem Werk (S. 13) ausführt, ist das Lied der Ungebildeten vom Kunstlied der Literaten oft nur schwer zu unterscheiden, weil diese, getroffen von seiner eigenartigen Schönheit, den Volksgesang nachzuahmen suchen und zwar zuweilen sehr geschickt. So ließ selbst Pitrè, die erste Autorität auf diesem Gebiet, sich von einem seiner Helfer aufs Eis führen, der ihm eine Anzahl solcher angeblicher Offenbarungen des Volksgenius übersandte. Darunter befand sich eine Legende dieses Herrn selbst, deren Echtheit Pitrè von Anfang an bezweifelte, die er aber aufnahm und erst in der zweiten Auflage wegließ auf das Geständnis seines Freundes, daß er selbst der Verfasser sei. Andererseits sind mythologische Kenntnisse, wenn auch oft nur als dämmernde Erinnerungen, weit verbreitet, z. B. die altsicilianischen Sagen von Cyklopen und Giganten, Scylla und Charybdis, Hephäst und Äolus, so daß man von dem Vorkommen dieser Gestalten in einem Gedicht allein noch nicht auf den gelehrten Ursprung schließen kann. Zu Dutzenden liegen alte, zum Teil bis ins 16te Jahrhundert reichende Handschriften von Canzonen und Legenden in öffentlichen und privaten Bibliotheken — ein Beweis, wie empfänglich seit jeher der Sicilianer für Poesie ist. Aber es bedürfte der jahrelangen Mühe eines ausgezeichneten Kenners, um hier die Spreu des literarischen Dichterlings vom Weizen des

Digitized by Google

echten Volksdichters zu sondern. Leider erfüllt die Raccolta amplissima diese Forderung nicht, sie hat im Gegenteil durch die Aufnahme aller möglichen Reimereien der verschiedenen Sammler und Mitarbeiter geradezu ihren Zweck verfehlt.

Ich habe deshalb bei dieser Studie von ihrer Benutzung abgesehen, und da mir die längst vergriffene Ausgabe von Salomone Marino nicht erreichbar war, so stützt sich diese meine Betrachtung zunächst auf die 1200 Stück bringende Sammlung von Vigo, soweit sie Gregorovius dem deutschen Publikum noch nicht erschlossen hat, und auf die zwei Bände von Pitrè — d. h. im ganzen auf weit über 2000 Beispiele von Volksliedern, also wohl genug, um ein sicheres Urteil zu gewinnen. In dem Folgenden sind die Proben aus Vigo mit V., die aus Pitrè mit P. angedeutet, die römischen Ziffern bezeichnen die Kapitel, die arabischen die fortlaufenden Nummern.

Welches waren und sind noch heute die Voraussetzungen für das Wesen des sicilianischen Volksliedes? Und worauf beruht es, daß es sich in so reicher Fülle entwickelte?

„Aus dem Charakter des Landes folgt der Charakter seines Gesanges. Die Gebirge, die Klippen und Felsen verleihen dem Gemüt Unbeugsamkeit, zähes Festhalten an seinen Vorsätzen. Liebliche Täler hingegen, lachende Fluren, fruchtbare Hügel stimmen freundlich und höflich. Dieser beständig klare, blaue Himmel über uns strahlt wieder in den Herzen unserer Frauen und weckt darin die Liebe, so glühend wie die Sonne unseres Landes. Vom Feuerberg Ätna stammen die schnellen Zornesausbrüche, der tiefe Groll, die unbedachte Vermessenheit, die unvernünftige Eifersucht. Ebenso das stolze Ehrgefühl, das blinde Hineinlaufen in die Gefahr, die Starrköpfigkeit, das Übermaß der Beleidigung. Die Mischung von Sturm und Ruhe, von Vernunft und Raserei, von Melancholie und Lebenslust, von Sanftmut und Wildheit gibt dem sicilianischen Liederschatz seine besondere Färbung."

Digitized by Google

Diese treffenden Worte Pitrès (Einleitung S. 8) wird der recht zu würdigen wissen, der mit den sicilianischen Liedern solche anderer italienischer Provinzen vergleicht, etwa Toskanas mit seinem milden Klima, mit den weichen Linien seiner Berge, der lachenden Fruchtfülle seiner weiten Täler, wo kein heimtückischer Ätna raucht, der jederzeit die mühselige Arbeit vieler Generationen zu verwüsten droht, wo kein Erdbeben in wenigen Augenblicken ganze Städte stürzen, Tausende von Menschenleben vernichten kann. Lehrreich ist z. B., wie so ganz anders das verlassene Mädchen sein Leid klagt in Toskana, als in Sicilien.*) Die sanfte, elegisch schwärmerische Florentinerin singt:

Undankbarer Barbar! Wo ist die Treue,
Die Du mir schwurst? Mich niemals zu verlassen
Schwurst Du. Vor meinen Augen ohne Reue
Brichst Du nun Deinen Eid. Ich kann's nicht fassen.
Ach, eine and're liebst Du. Was verschlagen
Dir meine Tränen, Seufzer, meine Klagen!

Hingegen die Palermitanerin:

Ich spucke Dich an. Hinweg! Du ekelst mich!
Verdammt der Tag, da mich Dein Blick verführte!
Dich wünscht' ich mir zurück? Nein, ich verachte Dich,
Ich spucke die Hand an, die Dich einst berührte.
Säh' ich Dich einmal in der Kirche steh'n,
Würd' ohne Messe ich von dannen geh'n.
Ich dank' und lobe Gott in Ewigkeit,
Daß er aus Deinen Armen mich befreit!

Außer in Klima und Bodenbeschaffenheit gründet die Eigenart des sicilianischen Liedes naturgemäß in der Rasse. Die Gesänge der Troubadours am Hofe der Normannen- und Hohenstaufenkönige haben auf das Volk selbstverständlich keinen Einfluß gewonnen, wenig auch die spanische Einwanderung unter den Vizekönigen (1506—1719); die spanische Romanze

*) Pitrè: Studi di poesia popolare. Palermo 1872. S. 48.

Digitized by Google

z. B. sucht man hier vergebens. Was jedoch überall und immer wieder hervortritt, ist der morgenländische Charakter namentlich des Liebesliedes, nicht in der Form, aber um so mehr dem Inhalt nach. Dieses Volk denkt nicht begrifflich, abstrakt, wie wir Kulturmenschen, sondern wie die Orientalen anschaulich, in Bildern, oft in treffenden und schönen, oft in überschwenglichen und bizarren Bildern. Ebenso setzt es gern die Wirkung für die Ursache. D'unni mi vinni sta niula scura? Woher kam mir diese dunkle Wolke? fragt die Palermitanerin, wenn sie ein Unglück betroffen hat. Unu era e centu si fici, eigentlich: er war einer und machte aus sich hundert, heißt es von jemand, der vor Wut ganz außer sich geraten ist. Aviri li spaddi beddi caudi (avere le spalle belle calde), einen schönen warmen Rücken haben, ist die Umschreibung für: tüchtige Prügel bekommen haben. Die Mutter droht ihrem ungezogenen Kind nicht: ich werde Dich schlagen, sondern schon die Wirkung vorausseh end: Ti fazzo ciánciri (= piangere), ich werde Dich weinen machen. Ein neunjähriges Mädchen nahm den etwas länglich geratenen Kopf ihrer kleinen Schwester in die Hand und sagte zu mir aufblickend: „Un melone". Als unser Kind, noch nicht entwöhnt, einmal ein großes Glas Ziegenmilch ausgetrunken hatte, fragte Concetta, das Mädchen, verwundert: „Stutasti a lampa? Hast Du die Lampe ausgelöscht?" Ein andermal feierte man in Taormina das Fest des hl. Vincenz in seiner kleinen Kirche bei der Porta Catania. „Wofür ist er gut?" fragte ich Concetta. „Pi sensi." „Ach, für die Verrückten?" „Si, pi quiddi ca nun canusciunu paci." Diese Erklärung des etwas rauhen Wortes: „verrückt" durch: „diejenigen, welche keinen Frieden kennen", wie poetisch! Am deutlichsten aber offenbarte sich mir die Neigung zu Hyperbeln, die diesen halben Arabern im Blut steckt, als wir einem uns bekannten Tischler unser damals fünf Monate altes Kind

Digitized by Google

zeigten. Der ehrliche, sechzigjährige Graubart stand ganz gerührt, geradezu ergriffen. Die im Süden so seltenen stahlblauen Augen, die ährenblonden Härchen unserer Kleinen machten zusammen mit den roten Pausbacken einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er in die Worte ausbrach: „Wahrlich, wenn ich solch ein Kind hätte, ich würde niederfallen und es anbeten."

Ein weiteres für die Dichtung günstiges Moment: selbst das gewöhnliche Volk ist stark philosophisch angelegt. Hierfür lieferte mir eine unserer Mägde, Pancrazia, einst den Beweis. Die Totenglocke, die in Taormina noch ganz in mittelalterlicher Weise erklingt, wenn jemand im Sterben liegt, läutete, und zwar die große in langsamen, dumpfen Schlägen, das Zeichen, daß es einem Wohlhabenden gelte; denn bei den Armen bimmelt nur eine kleine Schelle. Pancrazia, das siebzehnjährige Ding, lachte. Ich setzte sie zur Rede, wie sie bei einem so ernsten Anlaß lachen könnte. „Nun ja", meinte sie und klatschte in die Hände. „Mich freut's so, daß alle Leute sterben müssen. Die Reichen kommen in einen kostbaren Eichensarg und uns tut man in eine alte Lade. Das ist der ganze Unterschied. Und dann heißt's: hinein ins Loch! Nein, ist das spaßig" — sie kicherte — „in der Erde kommen die Leute alle wieder zusammen."

Selbstverständlich darf, um eine Dichtung entstehen zu lassen, die Reflexion nicht die Lebhaftigkeit der Gefühlsäußerung beeinträchtigen. Das ist bei den Sicilianern denn auch gewöhnlich nicht der Fall. Sie sind keine grübelnden Denker, sondern Tatmenschen, die das Leben zu nehmen wissen. In der Hauptsache eben kein Kultur-, sondern noch ein Naturvolk. Daher die naive Anschauung der Dinge und damit die poetische Kraft. Wie die Völker in ihrer frühesten Kindheit bereits den Trieb der bildenden Kunst in sich fühlen — ist uns doch die Darstellung einer Mammutjagd auf Elfenbein aus der ältesten Steinzeit erhalten! —, so gehört auch das Volkslied zu den ursprünglichsten Fähigkeiten und Lebensäußerungen des

Digitized by Google

Menschen: Herder führt in seinen „Stimmen der Völker" Lieder der Grönländer, Lappländer und Madagassen an, also auf ganz tiefer Stufe stehender Völker. Und es scheint fast, als ob diese Fähigkeit schwinde, wenn ein Volk in seine Mannesjahre getreten ist. Dann gelingt nur noch dem oder jenem besonders begnadeten Kunstdichter eine jener naiven Weisen, im übrigen tritt der traurige Gassenhauer an Stelle des Volksliedes. Wie der Mensch in seiner Kindheit und Jugend am sangeslustigsten ist, so sind es auch die Völker.

Ferner wurde die Entwicklung der sicilianischen Volksdichtung begünstigt durch ihr eigenes Werkzeug: die Sprache.

Die heutige Umgangssprache der Insulaner rühmt sich eines hohen Alters, sie war vielleicht im wesentlichen schon die Sprache der alten Sikuler; denn eine Menge ihrer Wortstämme sind weder lateinisch, noch auf andere romanische Wurzeln zurückzuführen. Merkwürdigerweise ist sie, wie verschiedene Urkunden aus der Normannenzeit beweisen, seit sieben Jahrhunderten fast dieselbe geblieben. Daß sie aber keineswegs die Sprache eines greisenhaften Volkes ist, dafür redet schon ein äußeres Zeichen, die Vorliebe für Onomatopöie, d. h. Naturlaute versinnbildlichen Gegenstände, wie in der Sprache der Kinder und Wilden. Ähnlich wie unsere Kleinen den Hund Wauwau, den Hahn Kikeriki nennen, heißt das Käuzchen, das man in klaren Frühlingsnächten in den Weingärten schreien hört, nach seinem Ruf sicilianisch: Chiò. Fici-fici ist ein kleiner Vogel:

Quannu canta lu fici-fici,
È venuta primavera.

(Wenn die kleinen Vögel singen, ist der Frühling da.)

Und cirricinciò (sprich: tschiritschintschò) ist der Zaunkönig nach seinem Schlag. Von ihm heißt es:

Accussì canta lu cirricinciò:
Tintu patruni canciari si pò.

(So singt der Zaunkönig: Einen schlechten Herrn kann man wechseln.)

Digitized by Google

Das geht darauf, daß der Mai, wo der Zaunkönig singt, der Kündigungsmonat ist für die bäuerlichen Dienstverträge, die immer von September zu September laufen.

Aus dem zuletzt angeführten Beispiel erhellt zugleich der musikalische Charakter der sicilianischen Mundart. Die vielen dd (statt des toskanischen ll), die durch ein für uns unnachahmliches, ganz leichtes schnelles Andrücken der Zunge an den Gaumen hervorgebracht werden, die regelmäßigen Umlautungen aus o und e in u und i (z. B. niscirisini für uscirsene herauskommen, ummrusu für ombroso schattig) das Vertauschen von l mit r, von p mit c (cianciri für piangere) verleihen ihr eine eigentümliche Weichheit, einen Wohlklang, der geradezu zum Dichten herausfordert. Die aus dem Italienischen stammenden Wörter erfahren die merkwürdigsten Umbildungen, wogegen die Konsonantenverstellungen der toskanischen Normalsprache nichts bedeuten wollen, so seltsam uns diese schon berühren, wie z. B. abinsite für Absynth, coccodrillo für Krokodil, Cotrone für Kroton. Aber was wird aus garófano (Nelke), scarola (bitterer Salat), fracasso (Lärm), carciofoli (Artischocken) in Sicilien? Jalófiru, scalore, crafassu und caccóceiuli! Die Aprikose, toskanisch albicocco, heißt in Palermo: varcocu, in Noto (Süden): chircuopu, in Taormina gar: crapopu. Und wenn die dialektischen Veränderungen, wie überall, gewissen sprachlichen Gesetzen folgen, deren Kenntnis das Verstehen wenigstens beim Lesen erleichtert, so sind doch auch vom Eingeweihten gewisse Wörter schwer zu deuten. Wer kommt selbst nach langem Nachsinnen darauf, daß gruliusu = glorioso (ruhmreich), sbrennuri = splendore (Glanz), pinnuluni = penzoloni (hängend) ist! Wer enträtselt das Wort pitirniti? Kein Lexikon der Welt. Nur die Eingeborenen selbst wissen es und belehren uns, daß pitirniti = pritinniti = dem toskanischen pretendete ist und bedeutet: ihr verlangt.

Digitized by Google

Soviel, um den melodischen Charakter und — nebenbei — die Seltsamkeit und Schwierigkeit des sicilianischen Dialekts zu erweisen.

Zum Festland hatte die Insel durch den Seehandel von jeher häufige Beziehungen, im Mittelalter war es mit Frankreich (durch die Normannen und die Anjous), später schon durch die gemeinsame Regierung mit Neapel in seinen Interessen eng verbunden. Fremde Lieder wurden durch die Seefahrer eingeführt und eigene ausgeführt, zugleich mit dem Austausch der Waren. So wurde die Phantasie durch bisher unbekannte Eindrücke, durch neue Bilder befruchtet. Pitrè führt eine sicilianische Canzone an, die fast mit demselben Inhalt in Toskana, Verona, Ligurien und Piemont wiederkehrt (S. 23). Ich möchte mich hier darauf beschränken, einige Stellen zu zitieren, bei denen zum Teil andere italienische, zum Teil deutsche Volkslieder in mir widerklangen. Den Gedanken:

Finestra d'una cammara crudili,
Quantu suspiri m'ha fattu jittari! (P. 138.)

hatte ich ähnlich früher in einer venetianischen Liedersammlung gefunden, worin es hieß:

O Du kleines schlimmes Fenster (der Liebsten),
Wie viele Seufzer hast Du mich gekostet!

An das Altdeutsche: „Du bist mein, ich bin Dein" mit der Schlußwendung: „Verloren ist das Schlüsselein", mahnte mich (P. 232):

Ich habe Dich in meiner Brust verwahrt
Mit tausend Riegeln und Schlössern.
Die Schlüssel hab' ich ins Meer geworfen.

Endlich:

Comu sarà 'mpussibili
Scurdarimi di tia?

ist es nicht beinahe dasselbe, wie unser deutsches:

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich Dich lassen kann?

Digitized by Google

Eine gegenseitige Beeinflussung ist höchstens bei dem ersten Beispiel zu vermuten, aber auch nicht wahrscheinlich. Gewisse Gedanken und Vergleiche kehren eben im Volkslied, wie in den Sprichwörtern, selbst den Märchen und Fabeln der verschiedenen Nationen wieder, und diese urwüchsigen Insulaner mit ihrer noch ungebrochenen hohen poetischen Kraft brauchten wahrlich bei anderen Völkern hierin keine Anleihen zu machen.

In Sicilien gehört tatsächlich der Gesang zu den unabweisbaren Lebensbedürfnissen eines jeden. Der Verkäufer, wenn er seine Waren ausruft, der Bettler, der damit die Herzen der Wohlhabenden rühren will, die Steinträgerin beim Bau mit der schweren Last auf dem Kopf, die Büglerin, die Stickerin, der Lastenfuhrmann auf seinem Karren, der Fischer auf seiner Barke, alles singt. Sogar der Räuber auf ödem Gebirgspaß und der Gefangene im Kerker. Oft geraten die Sänger während ihres Vortrags in eine Verzückung, die man bei solch armen, ungebildeten Leuten keineswegs erwartet. Die Umstehenden berauschen sich an dem melodischen Hinfluten der wohlgefügten Canzonen. Zumal bei wirklichen Stegreifdichtungen habe ich selbst beobachtet, wie andächtig die Hörer lauschen, dem Sänger im voraus am Mund abzulesen suchen, was für eine Wendung er jetzt seiner Erfindung geben, welche Reime er jetzt bringen werde. Und je kühner, je überraschender die letzten beiden Verse sich gestalten, die stets die gleichen Reime zum vierten Male erheischen, desto lauter tönt der allgemeine Beifall.

Die Dichter bleiben meist unbekannt. Was dem Volksempfinden entspricht und infolgedessen beim ersten Anhören gefällt, wird sogleich im Gedächtnis behalten, bald von hundert anderen wiedergesungen und geht so unbewußt in den geistigen Besitz der Gesamtheit über. Wann und wo es entstanden, kümmert niemand. Wie schnell ein wirklich schönes Lied mit einer glücklichen Melodie sich im Süden ausbreitet, dafür scheint

Digitized by Google

mir das neapolitanische „Donna Carmè“ (Carmela) ein treffendes Beispiel. Ich hörte es zuerst auf Capri 1894 in einer Frühlingsnacht, von meinem Balkon. Da ich es gedruckt nicht erlangen konnte, schrieb ich es mir auf, Text und Noten, nach dem Gehör.

Ich fragte und forschte lange nach dem Autor und erfuhr endlich, daß es im vorigen Jahr von einem armen Schuster in Sorrent verfaßt sei. Den Namen wußte niemand. Aber wie erstaunte ich, als ich im Winter darauf nach Sicilien kam und dasselbe Lied hier bereits vereinzelt hörte! Ein Jahr später war es überall bei jedem kleinen Musikalienkrämer auf der Straße für einen Soldo zu kaufen und wurde in ganz Süditalien, im Salon als Bravourstück und auf der Gasse als Ständchen gesungen. Und so mancher Italienfahrer, der dieses Lied nur ein einziges Mal gehört hat, verschafft es sich wohl noch kurz vor der Rückkehr nach dem Norden, packt es in seinen Koffer und träumt sich, wenn er es zu Haus beim knisternden Ofenfeuer spielt, an das blaue Mittelmeer zurück.

Sind der Anklang und die Verbreitung, die solche einfache Poesien Unbekannter finden, nicht angetan, den ewigen Neid so manchen feingebildeten Dichterlings zu erregen, der die Früchte seiner Muse auf Velinpapier in Goldschnitt zu Markte bringt — auf eigene Kosten und ohne Aussicht, jemals mehr als die Frei- und Rezensionsexemplare abzusetzen?

II.

Volkslieder sind nicht Gassen-, nicht Pöbellieder. Sie brauchen nicht einmal von Leuten aus dem Volk gedichtet zu sein, sondern stammen vielfach von den ersten Kunstdichtern der Nation. Sind bei uns Bürgers „Leonore“, Hauffs „Morgenrot“, Heines „Loreley“ nicht echte Volkslieder? Und eine Menge der schönsten Schöpfungen Uhlands, Mörikes und Eichendorffs?

Digitized by Google

In Sicilien liegt die Sache etwas anders. Da die ungeheure Mehrzahl der Bewohner nicht lesen und schreiben kann, so dringen die Poesien der Kunstdichter nur selten, nur durch einen glücklichen Zufall ins Volk und erleiden dann geringere oder größere Veränderungen. Das gilt namentlich von den sogenannten Arien, die Gedanken und Formen von Giovanni Meli, Scimonelli, Gueli, Alcozer und anderen gelehrten Dichtern verraten. Und für Sicilien — darin darf man Pitrè beipflichten — gilt als Regel, daß die Verfasser der schönsten Lieder gewöhnlich unbekannt bleiben. Da letztere sich nun meist von Mund zu Mund fortpflanzen, nicht einmal aufgeschrieben, geschweige gedruckt werden, so liegt die Gefahr nahe, daß neuere Erzeugnisse — denn auch hierin herrscht die Mode — sie verdrängen und verloren gehen lassen. Sind doch z. B., seitdem Donna Carmè von jung und alt gesungen wurde, eine ganze Reihe anderer Lieder in dem sangeslustigen Neapel entstanden, so daß man Donna Carmè überdrüssig bekommen zu haben scheint und nur noch selten hört. Jener Gefahr wurde schon vor alters und wird noch heute in Sicilien dadurch begegnet, daß Gebildete, die sich für jene phantasievollen Köpfe des niederen Volkes interessieren, die Sänger zu sich kommen und ihre Produkte sich von ihnen diktieren lassen. Auf diese Art sind die Lieder des besten Volksdichters, den Sicilien je besessen hat, des bereits erwähnten Mastru Petru Fullone (1600—1670) erhalten worden, auf diese Art hat — um nur ein Beispiel zu zeigen, wie Pitrè seine große Sammlung zusammenbrachte — ein junges Bürgermädchen mit guter Schulbildung in Cefalù sich von einem alten Bauern Carmelo Papa das Original seines Gedichtes über den deutsch-französischen Krieg verschafft, auf das ich später zurückkommen werde.

Eine gewisse Gewähr dafür, daß echte Blüten der Volksdichtung nicht sobald verwelken, bietet das vorzügliche

Digitized by Google

Gedächtnis dieses Naturvolkes, das mit keinem andern Wissenskram beschwert ist. So teilte mir unter vielen ähnlichen unsere Magd Angiolina, die Tochter eines Geflügelhändlers, eine Canzone mit, die sie von ihrer Mutter gehört und die diese als Braut ihrem Vater vor 20 Jahren nach seiner oberitalienischen Garnison hatte schreiben lassen. Ich führe sie hier als Probe dieser Art Lieder im Urtext an, zumal ich sie in keiner der beiden Sammlungen gefunden habe:

Dacchi partisti tu, persi li risi,
Sempri ci stesi di malancunia.
D'un annu mi paria un misi,
Un jornu ca sugnu arassu di tia.
Beddu si sapiria lu paisi,
Sallu di certu cà ci viniria.
No mini curu chi pena patisi;
Basta cà fussi allu latu da tia.

(Seitdem Du abgereist bist, habe ich das Lachen verloren. Immer bin ich traurig gewesen. Wie ein Jahr erschien mir ein Monat, ja nur ein Tag, fern von Dir. Schön wär's, wenn ich den Ort zu finden wüßte, wo Du jetzt bist. Glaube sicher, daß ich hinkommen würde. Ich sorgte mich nicht, was für Leiden ich erdulden müßte. Mir genügte, daß ich Dir zur Seite wäre.)

Dieses Lied der Mutter wird Angiolina bei ähnlicher Gelegenheit vermutlich ihrem Bräutigam singen oder mitteilen, und von ihr wird es ihre Tochter, von dieser die Enkelin hören.

Was die Metrik anlangt, so ist sie eine ziemlich beschränkte. Das Sonett und die Terzine fehlen ganz, natürlich auch die Ghasele. Nichts erhalten hat sich von der orientalischen Form der Araberzeit, der doppelten Gegenüberstellung zweier Bilder nach Art der Psalmen, wofür Amari in seiner „Geschichte der Muselmänner in Sicilien" schöne Belege bringt. Das sicilianische Volk dichtet, wenn wir von

Digitized by Google

der etwas freier gehandhabten Fassung einzelner Legenden absehen, lediglich in den Formen der Canzone, des Ritornells und der Arie. Die Canzone (Siciliane) bilden acht elfsilbige Verse mit nur zwei wechselnden, stets weiblichen Reimen, zuweilen sind es weniger (sechs oder vier), zuweilen mehr (zehn oder zwölf) Verse. Die Canzone, auch Strambottu (strano motto) genannt und dem toskanischen Rispetto entsprechend, ist neben dem Ritornell die älteste Form der italienischen Volksdichtung überhaupt. Doch ist das Ritornell, sicilianisch Ciuri (fiore) in Sicilien weniger beliebt. Das Ciuri beginnt mit der Anrufung einer Blume oder eines anderen Gegenstandes im ersten Vers, dem dann in epigrammatischer Kürze noch ein oder zwei weitere folgen. Eine andere Form haben die Arien. Ihre äußere Gestalt sind eine Reihe Vierzeiler, von denen der zweite und vierte Vers reimt oder der zweite und dritte, dann aber regelmäßig auch die letzten Verse zweier aufeinander folgenden Strophen. Die epischen Dichtungen (Storii, Leggende, Orazioni = kurze Heiligengeschichten) zeigen eine Mischform: zuweilen ist die strenge Canzonenform durchgeführt, öfters reimen aber auch unregelmäßig je zwei oder drei Verse abwechselnd oder zwei hintereinander.

Von einzelnen Liederarten fehlt in Sicilien zunächst das Heldenepos. Die Erklärung hierfür werde ich später zu geben suchen. Es fehlen vollständig Wander-, Turner-, Soldaten-, Reiter-, Studenten- und Vaterlandslieder.

Das Turnen ist im erschlaffenden Süden ebenso wie das Wandern unbeliebt, der Militärdienst verhaßt. Reiter ist am Ende jeder. Aber weder zum geduldigen Esel, noch zum feurigen Roß gewinnt der, den sie tragen, jenes vertraute, sozusagen kameradschaftliche Verhältnis, das ihn wie bei uns zu Liedern auf seinen treuen Träger begeistern könnte. Das Reiten ist hier etwas Selbstverständliches, kein Fest, wie bei

Digitized by Google

uns, und das Reittier kein Freund, der uns einen Dienst erweist, sondern ein Vieh, das geprügelt werden muß.

Ebensowenig kann man Studentenlieder da erwarten, wo alles Studentenleben in unserem Sinne fehlt. Da gibt es keine Korporationen, die sich zusammenschließen. Jeder geht seinen Weg allein, wenigstens von den besser Stehenden. Von armen Studenten tun sich gewöhnlich vier bis sechs zusammen, aber nicht um das Kommersieren vereint zu betreiben, du lieber Gott! nein: um ein Zimmer gemeinschaftlich zu nehmen, gemeinschaftlich zu essen — das Essen bereiten sie sich selbst — und zusammen aus denselben Büchern zu studieren, ähnlich wie die italienischen Arbeiter in der Fremde chinesenartig aufeinander hocken und gemeinsam wirtschaften, um zu sparen. Aber zusammen Bier oder Wein trinken, fechten, ausfahren oder Ausflüge unternehmen? An all das denken sie nicht. „Kneipen" ist schlechterdings unbekannt. Dafür lesen sie mit achtzehn Jahren schon eifrig Zeitungen und sind mit zwanzig schon fanatische Republikaner oder Sozialisten oder sonst was. Wo sollen bei einem solchen Zustand die Studentenlieder herkommen?

„Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben?" „Deutschland, Deutschland über alles!" Gibt's so was im Sicilianischen? Leider: nein. Der Sicilianer ist Italiener, er hat keine besonderen Farben, hat keine vaterländischen Gesänge, keinen Nationalhymnus. Das erscheint bei der Abgeschlossenheit des Insulaners, der sich immer als solcher fühlte und noch fühlt, bei seinem hohen Patriotismus und der heißen Liebe zu seiner meerumwogten Scholle seltsam, ist aber leicht zu erklären durch die jahrhundertelange Knechtschaft, worin er früher von den Spaniern, später von den Neapeler Bourbonen gehalten wurde. Dadurch ist diese edle Seite im Volkscharakter, wie ach! so vieles andere verkümmert worden.

Digitized by Google

So liegt es mir in den folgenden Blättern lediglich ob, zu betrachten:

1. Das Liebeslied (in der Form der Canzone);
2. Das sdegno (Schmähgedicht);
3. Scherz und Satire;
4. Moralische und religiöse Poesie;
5. Historische und politische Dichtung;
6. Die Arien und weltlichen Legenden (Romanzen, Balladen);
7. Gefangenen- und Verbrecherlieder.

III.

Die Liebe richtet bekanntlich in der ganzen Welt viel Unheil an. Wer aber die Zeitungen von Neapel und Palermo liest, der möchte fast glauben, daß sie im heißen Süden beträchtlich mehr Unglück stiftet, als bei uns im kühlen Norden. Da sind Tag für Tag ganze Spalten des Corriere di Napoli und des Giornale di Sicilia mit der Beschreibung von Eifersuchtsszenen angefüllt, die einen blutigen Ausgang nahmen. Das Rasiermesser, womit man den verräterischen Freund, die treulose Geliebte durch einen scharfen Schnitt in die Wange fürs Leben zeichnet, spielt da eine große Rolle, aber auch Dolch und Revolver mit ihren traurigen Folgen: vorzeitigem Tod des einen, lebenslänglicher Einkerkerung des anderen. Eine schauerliche Art des Selbstmords junger Mädchen aus unglücklicher Liebe hat in Sicilien sogar ein im übrigen Italien unbekanntes Zeitwort entstehen lassen: 'mpuzzarisi (von pozzo = Brunnen), d. h. sich in die Cisterne werfen.

Wie wir sahen, fließt viel arabisches und auch etwas spanisches Blut im Sicilianer. Wie bei allen südlichen Völkern tritt die Geschlechtsreife früh ein. Die heiße Sonne, der schwüle Schirokko üben gewiß auch ihren Einfluß, um die Begehrlichkeit zu entflammen. Aber das alles genügt nicht,

Digitized by Google

um die bis zur Raserei entfachte Leidenschaft zu erklären. Ich glaube, der Hauptgrund ist die noch so vielfach übliche Absperrung der Frauen von der Außenwelt, so in Monte San Giuliano und Castrogiovanni, wo man fast keine Frauen und Mädchen auf der Straße sieht. Ist es doch in den besseren Ständen heute noch auf der ganzen Insel Sitte, daß kein weibliches Wesen ohne Begleitung die Schwelle ihres Hauses überschreiten darf. So wird um das sogenannte zarte Geschlecht ein geheimnisvoller Zauber gewoben. Der natürliche, ungezwungene Verkehr zwischen Mann und Weib ist ausgeschlossen. Erblickt nun ein feuriger Jüngling eine Schöne, wie sie im lang herabfallenden Kopftuch vom Brunnen Wasser holt oder im spanischen Spitzenschleier zur Messe geht, und trifft ihn aus der Umhüllung ein Blick der sehnsüchtigen, schwarzen Augen, so „ist's um ihn geschehen". Er ist gewöhnlich noch sehr jung, noch lange außerstande, ans Heiraten zu denken. Nähern kann er sich ihr gewöhnlich auch nicht. Bleibt also nur, die Gelegenheit zu erspähen, wo sie ausgeht, und dann die Augen- und Zeichensprache, die jedem Sicilianer geläufig ist, zu sprechen. Gibt ihm diese Unterredung Hoffnung, dann darf er wohl durch Vermittelung einer alten Magd, der eigenen Schwester oder sonstiger Verwandten es wagen, an sie zu schreiben, natürlich Verse und zwar selbst verfaßte, wenn er ein echter Sicilianer ist, oder fremde, die er gehört oder gelesen hat. Mangel daran herrscht nicht in Sicilien, da schwirren sie sozusagen in der Luft, „Canti e canzuni nn' havi centumilia".

Was beim Studium der sicilianischen Liebespoesie selbst den kalten Kritiker aus Nebelheim besticht, ja ihn geradezu in ihr Zaubernetz mit einspinnt, sind die prächtigen Anreden und mannigfaltigen Vergleiche der Geliebten. Da heißt sie:

Ninfa fatali, bezaubernde Nymphe — Seumidda d'ouru, Goldschaum — Ciamuzza mia, mein Flämmchen —

Digitized by Google

La riggina di li belli, Königin aller Schönen — Puppatuledda mia, mein Püppchen — Curuna di parma, Palmenkrone — Spingulidda d'argentu lavuratu, feingearbeitete Silbernadel — Ciuri di cucuzza, Kürbisblüte — La luna 'mmenzu li stiddi, der Mond unter den Sternen — Figghia di la stidda Nniana (Stella Diana), Tochter des Morgensterns — Riggina di li rosi, Königin der Rosen — Scocca di gesuminu, Jasminstrauß — Chiavuzzu di stu cori, Schlüssel meines Herzens — Banniricchia d'ouru, Goldfähnchen.

Der Vergleich wird gern weiter gezogen, z. B.:

O piduzzu d'aranciu prizziusu,
Ssà tò zagra ch'è bella a sciaurari!
O du kostbarer Orangensetzling,
Wie schön ist's, Deinen Duft zu atmen!

oder vollständig durchgeführt. Zuweilen in galantem Ton:

Eine Nelke aus Spanien bist Du, in meinen Blumentöpfen aufgesprossen. Wie schön hast Du Dich entfaltet! Kein Abend- noch Morgentau hat Dir geschadet, kein Wind Dir etwas anhaben können. Kein Blättchen ist verdorrt. Jetzt da Du so weit bist, pflücke ich Dich. Du bist wirklich eine vollkommene Nelke (P. 57),

zuweilen derb-humoristisch:

Ihr scheint mir ein zarter Salatkopf, wie ihn die Gärtner im Sommer ziehen. Ich wollte immer einmal probieren, ob Ihr süß wäret, denn ach! es gibt auch bitteren Salat. Jetzt da ich weiß, was Ihr für eine Sorte seid, nämlich von jenem weißen, der leicht ins Kraut schießt, muß der Salat bald gegessen werden, ehe er blüht und auswächst. (P. 76.)

Die einzelnen Vorzüge der Angebeteten werden mit allen möglichen seltsamen Dingen verglichen, oft in ganz orientalischer Weise, ähnlich wie im Hohen Lied Salomos: Die Augenbrauen

Digitized by Google

mit schwarzem Marderpelz, das Haar mit dem Fell eines jungen Kaninchens, die Stirn mit vergoldetem Elfenbein, der Hals mit einer kristallenen Flasche, der Mund mit einem schön geschmiedeten Ring, die Arme mit silbernen Röhren, das Auge mit dem Auge eines verliebten Falken.

Unerschöpflich sind die Wendungen, die der Sicilianer findet, um die Schönheit seiner Geliebten zu preisen:

Deine Augen sind ein Tribunal, das Recht spricht in Sachen der Liebe. Schöne, Du triumphierst über alle Deine Schwestern, Du hast die starren Augen (l'occhi stampati) der Heiligen. (Dieser Vergleich mit den Glasaugen der Heiligenstatuen zeigt, wie letztere von der naiven Phantasie bewundert werden.)

Als Du geboren wurdest, stiegen drei Engel vom Himmel. Es kamen die drei Könige aus dem Orient und brachten Schmuck von Gold und Edelstein. Drei Adler flogen aus und trugen die Kunde nach Ost und West. Selbst die Engel im Himmel freuten sich und zündeten neun silberne Kerzen an. (P. 1.).

Neun Sonnenstrahlen, neun Edelsteine, neun Perlen, neun Nymphen, neun Götter, neun Triumphbogen und neun Festzüge können Deine Schönheit nicht erreichen. (P. 11.)

Wo ist der große Maler, der Dich malen könnte? Höchstens der liebe Gott vermag das, der Dich geschaffen hat. Steig auf zum Himmel und singe mit den Engeln! Nur die Engel können sich mit Dir messen. Wenn Du Dich zeigst, fangen die Vögel an zu singen, der Mond tönt und die Sterne tanzen. (P. 14 u. 15.)

Ihr müßtet Euer Ringelhaar mit Diamanten und Magneten feststecken. Ihr müßtet eine Schärpe von Gold und Silber tragen. Wenn der Großgraf Roger käme, er würde sich sofort in Euch verlieben. Jetzt Weihrauch her und Weihrauchfaß und setzt mir die Schöne auf einen Altar! Ich begehre weiter nichts, mein süßes Glück, als Euch wie eine Heilige anzubeten. (P. 131.)

Digitized by Google

Als Deine Schönheit kam ans Licht,
Da wunderte sich groß und klein,
Die Erde zitterte, Bäume blüten,
Und alle Berge stürzten ein,
Daß die ganze Welt einer Ebene glich.
Die Tore der Hölle öffneten sich,
Aus den Gräbern kamen die Toten herauf:
Deine Schönheit weckte sie auf! (P. 7.)

Als Du ein kleines Mädchen warst,
Wie viel schon litt ich da um Dich!
Nun bist Du groß und schön geworden,
Oh, nun verzehrt die Flamme mich!
Du duftest wie die Bergmelisse,
Die grün erst, weiß entfaltet sich.
Zeig Dich am Fenster — laß Dich erweichen!
Dann werden Mond und Stern' erbleichen. (V. XXI. 33.)

Der Ruf von der Anmut seiner Geliebten, glaubt ein anderer, ist bis nach Afrika gedrungen:

Der König und Herr der Berberei
Rüstete eine Gesandtschaft aus,
Sie gingen suchend von Haus zu Haus,
Wo denn die schöne Maruzza sei. (P. 47.)

Originell ist auch ein Vergleich der Geliebten mit dem Mond, der sehr zu Ungunsten des Mondes ausfällt: Der Mond ist weiß: Ihr seid brünett. Der Mond ist von Silber: Ihr seid goldeswert. Der Mond ist kalt: in Euch glühen Flammen. Der Mond nimmt ab und verfinstert sich: Ihr wachset immer (an Schönheit) und leuchtet. Folglich seid Ihr viel besser als der Mond und nur mit der Sonne zu vergleichen.

Was ich bisher an Beispielen gebracht habe, bewegt sich, von einigen Hyperbeln abgesehen, noch in den Gleisen eines leidlich gesunden Verstandes. Aber beinahe nicht zu glauben ist, was oft die Liebe in dem leicht entzündlichen Sicilianer für wunderliche Bilder und wahnsinnige Wünsche erzeugt.

Digitized by Google

Er möchte sich in eine Taube, eine Nachtigall oder einen Kanarienvogel verwandeln, der Geliebten auf die Schulter fliegen und in ihrem Haar sein Netz bauen oder eine Biene werden, um ihr Honig in den Mund zu träufeln. Dann wieder ein Fisch, um von ihr gekauft und verspeist zu werden. Er möchte das Muttermal, das sie im Gesicht hat, als Amulett am Hals tragen und es dem Papst bringen, damit er es segne. Der Verliebte zerfließt wie Wachs am Feuer, die Glut kann weder der Schnee eines ganzen Winters, noch alles Wasser des Meeres löschen. Warum leidet er so? Er hat sein Herz verloren. Er läßt drei Chirurgen kommen, die die Geliebte secieren und wirklich — sie finden in ihrer Brust zwei Herzen!

Recht ergötzlich klingen auch folgende Stoßseufzer:

Wenn ich doch das Band an ihrem Halse wäre, wie wollt ich sie umhalsen! — Es ist mir gleich, ob ich Deinetwegen auf die Galeere, ja ob ich in die Hölle komme. Solches Feuer wie in meinen Adern rast nicht einmal im Muncibieddu (Mongibello = Ätna)! — Du machtest mich zum obersten der Narren (patruni di li pazzi). — Ich bin ein Wrack ('na navi di traversu). Ich laufe wie ein Verrückter durch die Straßen, todmüde, hungernd und dürstend. Wer zahlt mir nun den Schaden? — Mit einem einzigen Blicke hast Du mich betört, mir eine giftige Wunde geschlagen. Aber Du bist zugleich das Pflaster dieser Wunde. Heile sie! — Ich bin so unruhig wie Quecksilber, ich tanze wie ein Weberschiffchen hin und her. Mit meinen Tränen vergift' ich das Meer. Wenn ich hinter Deiner Tür stehen könnte und Dich nur atmen hörte, würde ich wieder aufleben. Vor Sehnsucht werde ich noch wie eine Salbe zerfließen, ich sehe und höre bereits nichts mehr. Hundert Treppenstufen rutschte ich zu Dir auf den Knieen hinauf, nur erhöre mich! Einen Kuß, nur einen Kuß von Deinen Lippen — und wenn ich davon sterben müßte!

Digitized by Google

Aber so wollen es die sicilianischen Mädchen. Je toller, je besser. Deshalb mag auch keine von einem Liebhaber wissen, der etwa 10 Jahre älter ist, als sie. Ich kenne einen recht wohlgestellten Maurermeister in Taormina, einen gemütlichen, kleinen Sancho Pansa, der seine Sturm- und Drangjahre hinter sich hat und durch seine Gutherzigkeit und Arbeitsamkeit einen tadellosen Familienvater verbürgt. Wie oft hat er's versucht, sich zu verheiraten, selbst mit ganz armen Mädchen, als seine kranke Mutter endlich gestorben war, die er als treuer Sohn selbst gepflegt und unterstützt, und er gleichzeitig seine Schulden abgetragen hatte, die ihn von einer unglücklichen Reise nach Amerika lange Jahre drückten! Bis zur Verlobung hat er's einige Male gebracht. Weiter nicht. Denn die Sicilianerinnen wollen nur junge, ganz junge Liebsten mit „forza da giovane" (Jugendkraft). Auch wenn der Auserwählte ihres Herzens nichts hat und nichts verdient, so daß die Losung: „si stringe lo stomaco", das Mageneinschnüren gegen den Hunger, bereits für den Honigmond in Aussicht steht: tut nichts. Aber jung muß er sein!

In allen Liebessachen wohl erfahren, wissen sie, daß eine zu schnelle Erhörung der Dauer der Neigung nicht günstig ist, und so lassen sie ihre Verehrer kaltlächend trübselige Verse schmieden, wie die folgenden:

Die Alte dort wünscht sich zweihundert Spindeln,
Um ihr Gespinst recht sauber dranzuhängen.
Das Schusterchen (scarpareddu) wünscht sich ein Haus. Wie lustig
Wollt er dann in die Schuh den Leisten zwängen.
Der Hirt wünscht einen Stall sich, wo geschützt
Vor bösen Wettern sich die Kühe drängen:
Ich armer Schelm (mischineddu), ich wünsch' mir einen Schatz,
Ganz nah an meinem Herzen wär' ihr Platz. (P. 65)

Ich fühlte mich geschleudert jach zu Boden,
Der Tod trat her — ich spürte seinen Odem.

Digitized by Google

Zwei Pfeile hielt er an der Brust, die Hand
Hatte den grimmen Bogen schon umspannt.
Da sprach er: „Jüngling, nein, Dich töt ich nicht;
Du hast ein gar zu geistreiches Gesicht."
So hat der Tod selbst mir Respekt bezeigt.
Und Du — bist mir noch immer nicht geneigt? (V. VIII, 70.)

Diesen Traum glaube ich nicht humoristisch auffassen zu dürfen. Sondern es ist dem „Jüngling" bei dem ungeheuren Selbstbewußtsein des Sicilianers heiliger Ernst mit seinem „geistreichen Gesicht", auf das er die Umworbene, und vielleicht nicht ohne Erfolg, aufmerksam macht.

Echter Humor durchleuchtet dagegen folgendes Gespräch zwischen dem Teufel und einer armen Seele (V. VIII, 38):

Teufel: Wer ist's? wer pocht an die Tür der Hölle?
Die arme Seele: Öffnet! Ich bin's, ein armer Geselle.
Teufel: Was treibt Dich in's ewigen Feuers Bereich?
Die arme Seele: Ich komme, mich auszuruhen bei Euch.
Teufel: Siehst Du denn nicht, wo Du hier bist?
Wer eintritt, ein ewig Verdammter ist.
Die arme Seele: Besser zu sterben, in die Hölle eingehen,
Als der Liebe Qualen auszustehen.

Zierlich wie seine Filigranarbeit ist die Werbung eines Silberschmieds: „O Schöne, überleg' Dirs wohl: wem willst Du Deine Schönheit lassen? Lasse sie nicht irgendeinem hergelaufenen Kerl, der Dir kaum ein Stück Brot zu essen gibt! Lasse sie mir, ich bin ein Silberschmied! Ich verwahre Dich in einer Schachtel und nehme Dich nur zu den höchsten Festen heraus, zu Ostern und zu Weihnachten."
(P. 78.)

Derber, wie die Forderung einer Belohnung klingt (P. 48):

Ich bin einen weiten Weg gekommen,
Und habe ein großes Gebirge erklommen.
Um Eurer Schönheit willen nur
Bin ich übers große Gebirge gekommen.

Digitized by Google

Innige Töne einer echten Liebe sind nicht selten, so:

Könnte mich dies Lüftchen zu Dir tragen,
Daß ich Tag und Nacht nur bei Dir wäre!

So viele Steine eine Brücke bau'n,
So viele glühende Seufzer send' ich Dir.

Ich schrieb Dich ein in mein Herze
Und streiche Dich nicht wieder aus.

Geliebtes Leben, gib mir die Hand!
Ich trau mich allein nicht weiter zu gehn.

Wenn Du verdammt würdest und ich würde selig,
Ich stiege aus dem Himmel nieder
In die Hölle, um bei Dir zu sein.

Dich werden noch meine Gebeine lieben!
Drei Tage nach meinem Begräbnis komm
Auf den Friedhof, da wirst Du's rufen hören
Aus meinem Grab mit deutlicher Stimme:
Ob Asche und Staub nur, ich liebe Dich noch.

Welches junge Mädchenherz sollte solchen Beteuerungen gegenüber kalt und starr bleiben?

IV.

In seiner Liebesnot wendet sich der Unerfahrene wohl an einen Freund und fragt ihn um Rat. Hierfür führt Vigo (VIII, 53) ein Beispiel an, wieder ein Zwiegespräch. Beachtenswert ist die gedrungene Kürze in dem engen Raum von acht Versen, ebenso die Lebendigkeit und Klarheit des Ausdrucks:

A. Was hast Du nur? Du weinst?
B. Ich bin verliebt.
A. In wen, sprich!
B. In ein undankbares Herz.
A. Sie liebt Dich wieder?
B. Nein, sie schafft mir Schmerz.
O Gott, wie schwer sie mir zu tragen gibt!

Digitized by Google

A. Ist sie denn schön?
B. Nein!
A. Ich begreif Dich nicht.
B. Ihr Wesen ist so fein und ihr Gesicht
So freundlich.
A. Laß sie fahr'n!
B. Das geht nicht an.
Ich lieb' sie schon, so lang ich denken kann.

Merkwürdig zahlreich scheint die Gattung der zaghaften Liebhaber in Sicilien zu sein. Einer von ihnen läßt sich vernehmen (V. XXI, 61):

Ich möcht' Euch lieben gern und kann es nicht.
Ich armer Kerl. Mir ist ganz angst und bang.
Die Treppe, die zu Eurem Hause führt,
Ich kann sie nicht ersteigen, sie ist viel zu lang.

Da ist dann die Reihe an der Schönen, den Feigen zu ermutigen. Von den Liedern dieser Art mögen hier zwei Platz finden, die wieder beweisen, wie heiß in Sicilien auch beim weiblichen Geschlecht die dichterische Adler schlägt:

Ledig bin ich, ledig will ich bleiben,
Ledig sterben, wenn Ihr mich nicht nehmt.
Gar viele Burschen kamen mich zu frein.
Ich mag sie nicht, weil alle Ihr beschämt.
Der Vater freilich und die Mutter wollen nicht —
Geduld! Schickt einen, der mit ihnen spricht!
Dann zeigen sie vielleicht ein anderes Gesicht. (P. 215.)

Liebesbotschaft.

Auf meine Schulter kam und setzte sich
Ein kleines, buntes Vögelchen. „Piep, piep!"
So fing es leise, leise an zu singen.
Und dann: „Ich hab Dich lieb, ich hab Dich lieb."
Von wem, Du kleiner Vogel, sprichst Du mir?
(Der Vogel:) „Von einer, der's nicht mit der Liebe glückt."
O warte, fliege nicht so schnell davon!
(Der Vogel:) „Denk, Deine Liebste hat mich hergeschickt."

Digitized by Google

Doch die Liebe macht erfinderisch (V. VIII, 39 und P. 93):

Er: Liebste, um Dich sprechen zu können,
Werde ich mich in ein Pilgerkleid hüllen.
An Deine Pforte schleich ich mich:
„Ein kleines Almosen! Um Gottes willen!"
Sie: Mein Sohn, ich hab Dir nichts zu geben.
Ich hab nicht Wein, noch Brot.
Ein Lager zur Nacht, das könnt ich geben
Bis an das Morgenrot.
Zum Morgen dann laß ich Dich wecken: „Auf!
Bauer, mach Dich auf den Lauf!"
Er: Ich bin kein Bauer, nein, ein Kavalier.
Ich nahm dies Kleid aus Liebe nur zu Dir.

Doch einmal im Jahr wird auch den verliebten jungen Leutchen Gelegenheit gegeben, sich einander ungezwungen zu nähern, freilich auch nicht im saracenisch-düstern Westen, sondern im griechisch-heitern Osten der Insel, das ist zum Fasching mit seinen Tänzen, seinen Schmäusen. Bei solcher Gelegenheit mögen folgende Canzonen (P. 164 und 165) entstanden sein:

Ich habe mich in Euren Fuß verliebt,
Als ich Euch neulich tanzen sah.
Das eine Händchen hielt die Schürze,
Das andere stemmtet Ihr in die Hüfte:
Da war schon die Verliebtheit da.
Welch reizende Röte der Wangen! Zur Schau
Trugt Ihr dabei so feine Manieren:
Wahrlich, wärt Ihr meine Frau,
Ich würd Euch nur immer zum Tanze führen.

Denkst Du daran, als wir zusammen tanzten,
An jenem Abend nach der Violine?
Als wir uns beide in die Augen sahen,
Rot wurden und dann lachten?
Wir tanzten, tanzten, tanzten
Und suchten unsere Hände.
Wir drückten sie und seufzten ...
Weißt Du auch noch, was wir beim Nachtmahl
Unter der Decke uns reichten?

Digitized by Google

Zwischen Liebesleuten werden Geschenke gewechselt. Vielleicht ist's ein Ring, wahrscheinlicher sind es Früchte von der Tafel gewesen, ein Apfel oder eine Zeder (süße, eßbare Zitrone), die die beiden sich heimlich zusteckten, nicht ohne zuvor als Zeichen der Neigung ein Stück davon abgebissen zu haben. Auf diese symbolische Art der Erhörung geht (P. 237):

O Glück! o Wonne! Welch ein Morgen!
Ein Tag der Freude kam heran:
Sie stand am Fenster in der Frühe,
Senkte das Köpfchen und lachte mich an.
Worauf sie in einen Apfel biß,
Ihn herunterwarf und sagte: Iß!
Kein Apfel war's, den sie mir schenkte,
Eine glühende Flamme, die mich versengte.

Merkwürdig, das gemeinschaftliche Verspeisen eines Apfels führt, wie einst in den Tagen des Paradieses, noch heute in Sicilien den Adam und die Eva zusammen. Und die Schlange ist wohl auch manchmal nicht weit ....

In folgendem Liedchen (P. 241) wenigstens entpuppt sich die junge Sicilianerin als echte Tochter der Mutter des Menschengeschlechts:

Ich ging zu Liebchens Fensterlein
Und warf ihr eine Zeder hinein.
Da kommt ihre Mutter, die denkt gleich Schlimmes:
„Wer hat Dir die schöne Zeder gegeben?"
„O, Mutterchen, denkt nur nicht gleich Schlimmes!
Die gab mir die Frau Tante eben."

Neben Früchten und Ringen sind Taschentücher als Wechselgeschenke beliebt (P. 238):

Welch feines Sacktuch habt Ihr mir
Mit Eurem Namenszug geschickt!
Und in der Mitte ist ein Adler,
So stolz und schön wie Ihr, gestickt!

Digitized by Google

Kein Maler und kein Weber, nein,
Das schufen Eure lieben Hände.
Wie rührt mich das! Schatz, ich zerfließe,
Ich werd' Euch treu sein bis ans Ende.

Der allgemeinste und sicherste Weg zum Herzen der Angebeteten aber ist und bleibt der Gesang. Wer unter allen Verehrern über die schönste Stimme verfügt und in der lauen Frühlingsnacht zu Mandoline und Gitarre das beste Ständchen bringt, hat die meiste Aussicht auf Erhörung. Solch nächtliche Ruhestörung hat noch kein sicilianisches Mädchen der Polizei angezeigt. Im Gegenteil, man munkelt, daß manche, die einen Gesang als schuldigen Tribut ihrer Holdseligkeit erwartet, die halbe Nacht sich künstlich wach erhält, bis endlich das Geklimper unter dem Fenster ertönt und dann die wohlbekannte Stimme einsetzt zu ihrem Preise:

Schlaft, Herrin, nicht! nein, nein, nicht schlafen!
Das ewige Schlafen tut nicht gut.
Hier steht Euer Liebster mit der Gitarre,
Verzehrt von rasender Liebesglut . . . . (P. 174.)

Die dreiundzwanzig Serenaden, die Pitrè, und die siebzig, welche Vigo in seiner Sammlung bringt, gehören zu den lebendigsten und charakteristischsten Äußerungen der sicilianischen Volkspoesie, weshalb mir gnädigst verziehen werde, wenn ich nach sehr sorgfältiger Auswahl hier noch einige folgen lasse:

Teure Herrin, ich bitt um Entschuld'gung,
Ich bringe, so gut ich Armer kann,
Eurem reizenden Mündchen diese Huldigung.
Eure Stimme hat es mir angetan.
Ihr seid die Herrin von Monreale,
Von Palermo und Syrakus,
Wenn dieses reizende Mündchen spricht,
Die ganze Welt verstummen muß. (P. 173.)

Digitized by Google

Zeig' Dich am Fenster, lausch und vernimm!
Denn dies Liedchen sing ich Dir.
Hör' auf die Leute nicht, sie sind schlimm,
Alle Verräter, glaube mir!
Sie haben mir tausend Schlechtigkeiten
Aus Neid und Falschheit von Dir erzählt:
Ich glaube nicht den bösen Leuten
Und hab' Dich doch erwählt. (V. XXI, 52.)

Ich möchte singen zur Morgenstunde,
Wenn alles noch im Schlummer liegt
Und Ihr in Euerem weißen Bettchen
Euch noch in süßen Träumen wiegt.
Klinge, Gitarre, gib guten Ton!
So zieh' ich singend durch die Gassen.
Einst kommt der Tag! So treue Liebe
Soll Gott zu schanden werden lassen? (P. 176.)

Ich will vor diesem goldnen Palaste singen,
Ich erhebe meine Stimme und gehe nicht weiter.
Mit Diamanten besetzt sind diese Stufen,
Diese Treppe ist eine goldene Leiter.
Ich glaube, Deine Schwestern sind die Engel,
Die Heiligen, die sich im Paradies ergehn.
Wenn Du dahinschreitest, Du goldner Adler,
So bleibt die Sonn' im Osten stehn. (P. 170.)

Vielleicht war der „goldne Palast", bei dem dies gesungen wurde, ein kleines, schmutziges Winkelhäuschen und die „diamantenen Stufen" eine jener wackligen Holztreppen, die bei jedem Tritt ächzen. Und die „Schwester der Engel und der Heiligen" war vielleicht eine arme Fischerstochter, die sich ihr saures Brot verdienen mußte mit Reisigsammeln oder Ziegeltragen beim Bau für sechzig Pfennig Tageslohn.

V.

Nicht immer erfolgt die Antwort auf die Serenade so prompt, wie ein leichtes Liedchen (P. 186) uns belehrt, das wohl

Digitized by Google

nicht gesungen, sondern nur vom Fenster oder Balkon herabgeflüstert wurde:

Du Kleiner, der so lustig singt,
Komm', sing vor meiner Tür!
Ich hab' einen eifersüchtigen Mann,
Der denkt, es gelte mir.
Weißt einen Liebsten Du für mich,
Was schert mich seine Pein?
Und willst Du selbst mein Liebster sein,
Komm', Schatz, ich laß' Dich ein."

Eine solche Erhörung ist schon nicht mehr so ganz harmlos. Zum Glück überwiegen gerade hier die Töne echter Liebe. Wie tief empfunden sind z. B.:

Mit den Augen.

Mit den Augen schickt' ich meinen Gruß Dir.
Mit den Augen mir zurückgesandt
Hast Du ihn — zwei heiße Funken waren's,
Die zu Asche stracks mein Herz verbrannt.
Mit den Augen hast Du mein Herz geraubt,
Bist tief in mein Dasein eingedrungen,
Mit den Augen, die mit den meinen kämpften:
Heil euch, meine Augen, ihr habt sie bezwungen! (V. V, 5.)

Hoch oben in den Felsen stand ich still
Und setzte mich; Jetzt geh' ich weiter nicht.
Bei jedem Stundenschlag dacht' ich an Dich:
Ein Tag brach für mich an, der dunkelt nicht!
Du zogest ein in diesem Herzen hier,
Und meinen Odem, meine Seele gab ich Dir. (P. 88.)

Jetzt bist Du Frau, Du Brunnen aller Schöne,
Mit Zauberkraft begabte Dich die Fee;
Mit ihrem Haar die heilige Magdalene,
All seine Weiße schenkte Dir der Schnee,
Und ihre beste Farb' die rote Rose
Als Mitgift und die Sonne ihren Glanz.
Wenn Du das Haar Dir kämmst, das blonde, lose,
Scheinst Du mir eine Göttin gar und ganz. (P. 42.)

Digitized by Google

Dies ist bereits eines der in allen Literaturen so seltenen Ehestandslieder. Wenn die Sehnsucht gestillt und der Bund fürs Leben geschlossen ist, hängt auch der leidenschaftlichste Sänger seine Harfe gewöhnlich an die Wand. Denn andere, viel prosaischere Dinge geben ihm zu sinnen und zu sorgen.

Am Ziel seiner Wünsche ist nicht minder, wer die Auserlesene ungestraft küssen darf, zumal in Sicilien, wo der Kuß sogar noch unter Brautleuten verpönt ist. Deshalb ist wohl auch als echtes Ehelied anzusprechen:

Liebesglück.

Wie eine Rose in der Knospe traut,
So schlief die Holde. Träumte sie von mir?
Und einen Kuß ganz leise gab ich ihr.
Da wird sie munter, reibt das Aug' und schaut.
Ihr süßer Hauch, wie Zimmt weht er mich an!
Auf ihren Hals die lose Flechte fällt:
Seht sie und sagt mir, ob auf dieser Welt
Noch jemand meiner Göttin gleichen kann! (V. IX, 13.)

Aber nein, es ist doch unmöglich zu glauben, daß jene harte Regel nicht auch Ausnahmen zulassen sollte. Nicht alle Sicilianerinnen sind so spröde, daß sie dem Geliebten nicht ein nächtliches Stelldichein gewährten. Und dabei geht es dann auch nicht ohne Küsse ab. „Ich sehe, daß Ihr mich wirklich liebt. So will ich Euch mein Mündchen geben, und Ihr sollt es küssen" (Vi dugnu la funcidda e vui vasati), sagt mit reizender Naivität das Mädchen (P. 149). „Ich bitt' Euch, ihr Wolken, bedeckt den Mond, solange ich mein Liebchen küsse! Dann mögt ihr wieder weiterziehen," ruft der Jüngling den Wolken zu (P. 51).

Die Erhörung wird oft in orientalischer Weise durch die Blume ausgesprochen. So in einem jener lakonischen und darum doppelt packenden Zwiegespräche, das durch den Wechsel der Personen, Vers um Vers, an ähnliche Gedichte Theokrits erinnert:

Digitized by Google

Sie: Ich möchte wissen, warum Ihr mich anschaut?
Er: Ich schau' Euch an, weil Ihr so schön seid.
Sie: Und was erhofft Ihr von meiner Schönheit?
Er: Ich hoffe, daß Ihr die Tore öffnet.
Sie: Die silbernen Tore bleiben geschlossen.
Er: O Schöne, dann fahr' ich um Euch zur Hölle.
Sie: Ich will nicht, daß Ihr zur Hölle fahrt,
Ich öffne die Tore, tretet ein! (P. 163.)

Ein anderes Bild braucht ein Palermitaner Fischer (P. 158.)

Ich fuhr ganz langsam auf dem offenen Meer
Und wollte viele, viele Fische fangen.
Da plötzlich kam das böse Wetter her,
Und keinen einzigen Fisch konnt' ich erlangen.
Ich muß mir einen Stlberhamen machen,
Dacht' ich, dann wird sich füllen bald mein Nachen.
Sieh' da: statt hundert fing ich einen nur;
Doch ist die Zeit verloren nicht gegangen.

Ich kann mir nicht versagen, dieser Fischer-Canzone zwei Matrosenlieder folgen zu lassen, aus denen ebenfalls echte Seeluft weht, wenn schon sie nicht gerade die Erhörung zum Gegenstande haben, sondern, ein jedes auf seine Weise, die treue Liebe verherrlichen. Das eine zeigt zugleich die märchenhafte Phantasie und sprudelnde Lebendigkeit dieser Naturmenschen, die mit acht Jahren schon auf der Ruderbank, hingegen nie auf einer Schulbank gesessen haben. Das zweite ist das Trostlied eines Scheidenden an seine Braut mit einer etwas prosaischen Schlußwendung, deren Gedanken aber dem Charakter dieses einfach-biederen Mannes alle Ehre macht:

Heut Abend, als ich zur Marine ging,
Sah ich sie in die Barke steigen, schlank.
Das eine Füßchen noch im Sande hing,
Das andere war schon auf der Ruderbank.
Ihr glänzte auf der Brust ein Stern, vom Haupt
Wallte der Schleier einer Königin
Es lebe Neapel, Palermo, Messina!
Und sie, der ich in Treu'n ergeben bin! (P. 162.)

Digitized by Google

Abschied des Korallenfischers.
Weine nicht! Mit Deinem Bruder
Fahr' ich und das Meer ist still.
Bei Cap Bon in der Berberei
Gehn wir morgen Abend vor Anker,
Wenn die heilige Jungfrau will.
Da wollen wir Korallen fischen,
Und von dem, was ich mir spare,
Meine Wonne, nach der Rückkehr
Führ' ich Dich zum Traualtare. (V. XLIII, 17.)

Leider sind die Wege, die zum Traualtar führen, vielfach mit Dornen und Disteln bewachsen. Zuweilen ist es wohl gar der Tod, der alle junge Hoffnungen zerstört. Die Furcht, die Geliebte durch den Tod zu verlieren, spricht mit schöner Leidenschaft aus (P. 113):

Krank liegt mein Schatz — o hartes Büßen!
Ich weiß recht wohl, wie krank sie ist.
Geh' hin, mein Herz, mit Kunst und List
Wirf Dich dem Tod zu Füßen!
Sag' ihm, er solle sonstwo Anker werfen,
Doch diese meine Liebste soll nicht sterben!
Weiß ich erst sicher, daß sie von mir geht,
Nehm' ich ein Messer und — vollende das Verderben.

Ein schlimmer Dorn ist das Mißtrauen. Mißtrauen erzeugt Eifersucht. So tief eingewurzelt ist die Eifersucht im Herzen des Volkes, daß ein Liebesverhältnis ohne sie ganz undenkbar ist. „L'uomu è cacciaturi" der Mann jagt gern (auf neue Liebesbeute) und „das Weib ist wie ein Kind auf dem Jahrmarkte, es greift nach jedem Spielzeug, das es sieht". Diese sprichwörtlichen Vergleiche lassen vermuten, daß der Ehe von der sicilianischen Volksanschauung nicht die hervorragend ethische Bedeutung beigemessen wird, die ihr gebührt, daß die Liebe, auch die eheliche, eigentlich nur der Befriedigung der Sinne dienen soll. Gestützt wird diese Annahme dadurch, daß, wie wir gesehen haben, immer oder doch

Digitized by Google

nur mit ganz seltenen Ausnahmen die Schönheit des Weibes vom Volkssänger gepriesen wird, nie seine inneren Vorzüge. Aber ach, wie bald schwinden die äußeren Reize, namentlich im Süden, und dann?

Die rein sinnliche Liebe, die von einem hübschen Gesicht, einer anmutigen Erscheinung bestochen, wenig oder nichts danach fragt, wie es im Innern steht, ist meiner Meinung die Hauptursache der entsetzlichen sicilianischen Eifersucht. Der kleinste Seitenblick der Braut nach einem anderen Mann, noch so unschuldig und harmlos, kann den Verlobten in Raserei versetzen. Dann singt er statt überschwenglicher Lieder die gehässigen Schmähgedichte (sdegni). Das wissen die Weiber Deshalb nimmt während der Verlobungszeit ihr ganzes Wesen einen geradezu nonnenhaften Charakter an. Sie gehen so wenig wie mögtich aus, halten stets die Augen niedergeschlagen und vermeiden es, mit anderen Männern, auch ihren besten Bekannten, überhaupt zu reden. Für unsere Begriffe ein fürchterlicher Zustand, der aber in Sicilien ganz natürlich und richtig befunden wird.

Das Verbotene reizt. Höchst lebendig in Schilderung und Vergleich warnt ein einfacher Fischer sein Mädchen vor den Folgen des Leichtsinns:

Du bist ein starkes Schiff, ich bin das Meer.
Mit frohen Segeln ziehest Du einher.
Oben trägst Du gute Matrosen,
Kundig der Strudel und Wasserhosen.
Doch Du magst noch so schön und anmutvoll sein,
Bedenke: der Tod kommt, der wird Dich entstellen.
Laß lieber das viele Herumsegeln sein:
Ein Stoß an die Klipp' und — Du sinkst in die Wellen.
(V. XXIV, 14.)

Wenn man unter den „Matrosen" die unruhigen Gedanken des Abwechselung liebenden Dirndl's versteht, erscheint

Digitized by Google

der Vergleich logisch durchgeführt — eine ganz eigenartige Allegorie!

Seltsam sticht gegen diese milde Ermahnung ein Lied ab, das darauf schließen läßt, wie so manche Braut unter der beinahe mohammedanischen Eifersucht ihres Auserwählten zu leiden hat. Der Stolz eines Despoten und die Grausamkeit eines Mörders spricht aus diesem elementaren Erguß, dabei eine geradezu wahnsinnige Liebe (P. 244):

O süßes Blut, o königliches Blut,
O Blut, Du sollst tun, was ich will (ha' fari zoccu vogghiu iu),
Mit diesem Volke nichts zu schaffen haben,
Vor allem nicht, mit wem ich es nicht will!
Sogar mit Wasser sollst Du Dich nicht waschen,
Schon das weckt meine Eifersucht und Wut.
Wenn Du Dein schönes Antlitz baden willst,
Hast Du's zu baden nur in meinem Blut!

Viel öfteren und gerechteren Anlaß, an der versprochenen Treue zu zweifeln, gibt entschieden der Mann. Wenn er ziemlich unbefangen in einer Schelmenweise — wieder in ganz orientalischen Bildern und Wendungen — sich vernehmen läßt (P. 118):

Die Lilie brach im Garten auf,
Sie verglich sich mit der weißen Rose.
Die Lilie sagte: „Wie schön ist die Liebe!
Die Wege der Liebe ermüden nicht."
Ich folge zweien solcher Wege.
Die eine ist bräunlich, die andere weiß.
Die weiße ist schön, die braune schöner:
Kleine Braune, Du bist meine Hoffnung!

was Wunder, wenn ihn dann die „Lilie" ermahnt (P. 362):

Zwei Könige in einem Reich,
Zwei Herzen in einer Brust,
Die können nicht bestehn zugleich,
Da gibt es immer Neid und Streit,
Habt Ihr das nicht gewußt?

Digitized by Google

Ihr seid so artig, seid so fein,
Und doch, was tatet Ihr?
Nur eine Schöne könnt Ihr frein,
Die andre — verratet Ihr.

Die Eifersucht braucht nicht immer zur Trennung zu führen. Selbst Ausbrüche wie: „Wo ist Deine glühende Liebe zu mir geblieben? Ach, alles war Schein und Lüge! Ich hielt Dich für unschuldsweiß wie eine Taube und süßer däuchtest Du mir, denn Honig. Jetzt weiß ich's: Du bist schwärzer, als das Pech, und bitterer, als die Aloe!" solche Ausbrüche und die damit verbundenen schlimmen Auftritte gehören zu einem richtigen sicilianischen Liebesverhältnis. Vermag das Mädchen dem Hitzkopf seinen bösen Verdacht zu nehmen, ihn mit neuen zärtlichen Beteuerungen zu umgarnen:

Ich hatte in der Brust nicht tausend Herzen,
Nur eines hatt' ich und das gab ich Dir —

oder erschreckt sie ihn mit Ohnmachten, Krämpfen und rast dann los:

Hilfe, Hilfe, ich spring' in den Brunnen,

so wird die vielleicht schon auf eine etwas laue Temperatur gesunkene Liebe des Bräutigams von neuem zur Siedehitze angefacht, und die schlaue Kleine, die ihn nur auf die Probe stellen wollte, hat ihren Zweck erreicht.

Ernst, aber auch mit dem Gedanken der Versöhnung am Schlusse klingt ein Wechselgesang, der in Palazzuolo von Personen verschiedenen Geschlechts zur Gitarre angestimmt wird, zugleich wieder ein Beispiel, wie geschickt in den schmalen Rahmen von acht Zeilen ein ganzes dramatisches Liebesgemälde eingefügt ist (V. VI, 4):

Sie: Was weinst Du denn?
Er: Um Dich.
Sie: Um mich? Wieso?

Digitized by Google

Er: Dein undankbares Wesen hat mich tief verletzt.
Sie: Undankbar, sagst Du?
Er: Warum bist Du so?
Sie: Ich hab' Dich stets geliebt. Damals und jetzt.
Er: Versprichst Du mir, das Mißtrau'n zu begraben?
Sie: Ja, gern.
Er: Auch ich versprach Dir's — bis zuletzt . . .
Sie: Wohlan, mein Schatz, so sag', was willst Du haben?
Er: Dein Herz mußt Du mir geben.
Sie: Wann?
Er: Gleich jetzt.

Außer der Eifersucht trägt der leidige Mammon die Ursache, weshalb die geplante Vereinigung oft nicht zustande kommt. Den Eltern des Mädchens erscheint der Freier nicht wohlhabend genug oder dieser findet eine sogenannte bessere Partie. Dann klagt das verlassene Mädchen (das sich darin voll großem Selbstgefühl mit einer Sirene, d. h. einem Wunder an Schönheit vergleicht):

Verdammtes Geld, was hast du getan?
Um dich sind zwei treue Seelen geschieden.
Du hast die Sirene des Meeres vertauscht
Für ein häßlich Gesicht und ein hartes Herz!
Gehst du zur Messe, nimm sie nur ja nicht mit!
Siehst du die Schönen, wie wird dir zu Mut?
Schweres Leid wird nun dein Leben sein.
Bald wirst du sehen, wie man stirbt. (V. XXIV, 15.)

Besonders muß man sich vor der zukünftigen Schwiegermutter hüten, die, wenn sie an der Person der Schwiegertochter nichts auszusetzen hat, gern Ausstattung und Mitgift bemäkelt. Der heimliche oder offene Krieg zwischen den beiden scheint in Sicilien schon vor der Ehe zu beginnen. Außer einer Menge Sprichwörter hat er auch Poesien erzeugt, zum Teil recht bissiger Art, wie (P. Einl. S. 64):

Digitized by Google

Jetzt will ich singen, da ich Mädchen bin.
Bin ich erst Frau, wird mir die Lust vergehn.
Dann muß ich mit der Schwiegermutter kämpfen:
Biet' ich ihr Süßes, läßt sie schnöd' mich stehn,
Biet' ich ihr Küsse, läuft sie schnell davon,
Ein jedes ihrer Worte gießt mir Gift ins Blut.
Was soll ich tun mit dieser schlimmen Alten?
Vertilge, Tod, die ganze böse Brut (der Schwiegermütter)!

Aber nicht nur die böse Schwiegermutter, auch wohl dieser oder jener Angehörige auf beiden Seiten ist es, der mit der Heirat nicht einverstanden ist und sie durch Quertreibereien und Verleumdung zu vereiteln sucht. So gilt es nicht minder auf der Hut zu sein vor den getreuen Nachbarn und desgleichen:

Jetzt werd' ich Dich lehren, wie Du mich lieben sollst,
Wie wir unsere Herzen am besten vereinen:
Den Nachbarinnen vertraue nichts,
Die immer alles zu wissen meinen!
Verwünsche und verfluche mich mit Flüchen,
Die stark genug, das Leben mir zu rauben!*)
Geh' ich vorüber, schlag die Augen nieder!
Wir lieben uns, und keiner soll es glauben. (V. XXIV, 18.)

Der einen hat man weis gemacht, ihr Schatz wolle das Liebesverhältnis lösen. Er versucht den Verdacht zu zerstreuen (P. 57):

Wer hat gesagt, ich wollte Dich verlassen?
Wer das gesagt hat, ist ganz von Verstande.
Wenn der Papst mit dem Bettelsack geht,
Wenn die Kardinäle Haselnüsse verkaufen gehn,
Wenn die Toten anfangen zu arbeiten
Und die Alten wieder jung werden,
Wenn der Himmel seine Sterne verliert,
Dann, Schöne, hör' ich auf, Dich zu lieben.

Eine andere suchen die Verwandten zu bestimmen, sie solle ihren Verlobten hinhalten, damit er die Sache allmählich satt

*) Es ist allgemeiner Volksglaube, daß man mit gewissen Formeln jemand Krankheit und sogar den Tod anwünschen kann.

Digitized by Google

bekomme und ihr ihr Wort zurückgebe. Der scheint damit allerdings weniger einverstanden (P. 246):

O Himmel, Sterne und Planeten, die
Ihr Eure Strahlen meiner Kleinen (a sta picciotta) sendet:
Das möcht' ich wissen, ob sie ledig bleibt?
Ob dieses Zögern mit 'ner Hochzeit endet.
Auch wissen möcht' ich, wem ihr sie denn gebt.
Mir oder ihm? Das sagt mir! Wer ist besser?
Mir schwahnt, das gibt noch eines Tages Blut.
Wer sie bekommt, bekommt mein Messer.

Natürlich helfen solche Lamentationen nichts, und solche Drohungen schüchtern niemand ein. Haben die bösen Zungen ihr unheilvolles Werk zuwege gebracht oder erweisen sich die Hindernisse als unübersteiglich, so ist die Trennung nicht mehr zu vermeiden. Hier nun enthüllt uns das Volkslied wieder, wie kein anderes Dokument, das innerste Fühlen und Denken, von der ohnmächtigen Wut bis zum giftigen Spott, von der dumpfen Verzweiflung bis zur humoristischen Ergebung, vom elegischen Scheidegruß bis zum rasenden Fluchgedicht sind alle Arten und Abstufungen der Abschiedslieder in reicher Fülle vertreten. Einige Beispiele:

Ihr Unglücksstraßen, ihr verwaisten Mauern,
Der einst hier schritt, er schreitet hier nicht mehr.
So kurz nur sollte unsre Liebe dauern?
Gott wollt' es nicht: wir liebten uns zu sehr!
Die Freund', an die ich glaubt' in meinem Glücke,
Verrieten mich mit falschen Judasküssen.
Oh, daß der Himmel ihnen alle schicke
Die Leiden, die wir jetzt erdulden müssen!
(V. XXXVIII, 2.)

Wenn ich dann tot bin, mach mir eine Grube,
Wirf mich hinein und geh von hinnen!
Nach einem Jahr komm wieder und grabe:
So wirst Du meine Knochen finden,
Da schneide Dir ein paar Würfel draus.

Digitized by Google

Würfle luſtig! Und fragt Dich einer:
„Woher haſt du die ſchönen Würfel?“
„Die ſind von meinem treuen Schatz,
Den ich verlaſſen habe.“ (P. 368.)

Als ich ſie in die Barke ſteigen ſah,
Vertrocknete das Blut in meinen Adern,
Und als ich ſah, wie ſich die Segel blähten,
Da fragt' ich ſie: Wann ſehen wir uns wieder?
Und ſie: Mein Schatz, daran iſt nicht zu denken.
Denn dieſe Stadt wird mich nie wiederſehn.
Da fing ich mitten auf dem Markt zu weinen an
Und ſchnitt mir mit dem Meſſer die Adern auf. (P. 331.)

(Jedenfalls bei der Abreiſe von Auswanderern nach Amerika von den Zurückbleibenden gedichtet.)

Ich führ' ein Leben wie ein Kalb.
Zuweilen läßt der Hirt es ſaugen,
Dann wieder ſchlägt er es: „Weg da!
Hinein! Die Milch will Dir nichts taugen“,
Und ſperrt es ein in den Verſchlag.
Da hungert's bis zum nächſten Tag:
So führ' ich Armer jetzt mein Leben,
Da ſie den Abſchied mir gegeben. (P. 361.)

(Gegeben — das iſt zu ergänzen — auf Befehl des Vaters oder Bruders, der das Liebesverhältnis nicht mehr duldete und mit dem groben Hirten in Parallele zu ſetzen wäre. Beſſer iſt die Allegorie durchgeführt in:)

Ich hatt' einſt eine gelehrige Amſel,
Über alles liebt' ich die.
Ich hielt ſie in meiner Kammer verſchloſſen,
Mit eigenen Händen füttert' ich ſie.
Die Zeit ging hin: einem anderen Vogel
Gefiel meiner Amſel Tandaradein:
Der Kuckuck flog vorüber und lockte —
Sie ging mit dem Kuckuck und ließ mich allein. (P. 360.)

Digitized by Google

Weinen sollen der Erde Tiefen,
Wohin nie die Sonne scheinet,
Weine du, Meer, mit allen Fischen,
Sterne am Himmel, weinet, weinet!
Der König soll weinen und sein Hof,
Der Sultan und ganz Türkenland!
Ihr, meine Freunde, weinet alle:
Mein Schatz hat sich von mir gewandt. (P. 383.)

Ein Paradies erschien mir ihre Straße,
Und jetzt erscheint sie mir wie die Türkei.
„Die Hölle" hab ich sie getauft, und wahrlich,
Kein einzig Mal mehr geh' ich da vorbei.
Und geh' ich doch, geschieht's mit scheuen Tritten.
Nicht Deinem Hause, glaub mir, schleich' ich zu.
Mein Herz hat eine andre jetzt, nicht besser,
Doch sicher noch so gut wie Du! (V. XXXVII, 1.)

Heut ist's ein Jahr, daß ich mich sollt' beweiben.
Es reut mich jetzt: ich ließ es bleiben.
Deine Verwandten kamen mit ihren bösen Zungen:
Dem gäb' ich meine Tochter nicht, dem grünen Jungen!
Ich hätte zu Dir schicken sollen, doch ich tat es nicht.
Und tu's auch nicht mehr. So dumm bin ich nicht.
Die Zeit läuft schnell, die Jugend geht vorbei,
Und keine Freude hat für Dich die Welt.
Ich bin noch jung, bald hier, bald dort, bin frei,
Ich amüsiere mich, mit wem es mir gefällt.
Jetzt warte, warte nur, bis ich Dir jemand schicke!
Du kommst nicht unter die Haube: eh' geht die Welt in Stücke!
(P. 261.)

Schöne, mit allen lachst Du, mit mir weinst Du?
Mit anderen schäkerst Du und mit mir greinst Du?
Liebhaber trägst Du tausend in der Brust,
Und jedem weckst du Lieb und Liebeslust.
Du gierige Feile, der das Eisen fehlt!
Du Katzenkopf, der sich durch alles zwängt,
D'ran alles abfärbt! Wen Du auch gewählt:
Was macht's mir aus, an wen Du Dich gehängt?
(V. XXXVIII, 5.)

Digitized by Google

Halt, hier haben wir schon ein echtes sdegno. Diese eigentümlichen Poesien — ganz Gift und Galle, Wut und Hohn — sind wie für Kalabrien, so auch für Sicilien äußerst bezeichnend und lehren, welch einer Leidenschaft die Bewohner des heißen Südens fähig sind, wie unbändig und grenzenlos sie sind nicht nur wo sie lieben, sondern auch wo sie hassen. Eben, weil die Liebe so unbändig und grenzenlos war, daß die von ihr Befallenen sich gebärdeten wie Faschingsnarren, erzeugt dann Abweisung und Enttäuschung einen Haß, der sich in den wildesten Verwünschungen Luft schafft. Diese Gedichte werden der Person, welcher sie gelten, entweder, auf einem Zettel geschrieben, ins Fenster hineingeworfen — statt des Apfels oder der Zeder, die früher einmal hereinflog! oder sie werden Nachts vor ihrem Hause gesungen: der größte Schimpf, den man einem Weibe antun kann. Denn die ganze Nachbarschaft hört dann diese schlimme Huldigung, und mißgünstige Nachbarinnen öffnen wohl ihre Fenster, lauschen mit der ganzen Wollust befriedigter Schadenfreude, deren die Töchter Evas fähig sind, rufen Bravo und klatschten Beifall. Was ist die Katzenmusik, die einem mißliebigen Professor im Norden wohl hin und wieder gebracht wird, gegen eine solche Serenade!

Da heißt es nicht mehr: „Als Du geboren wurdest, stiegen drei Engel vom Himmel nieder", sondern: „Als Du geboren wurdest, hätte die Mutterbrust Dir lieber Gift gegeben!" und statt mit einem „frischen Quell" und „Brunnen aller Schöne" wird die Treulose mit einer „Viehtränke" verglichen, „worin sich jeder Bauer wäscht".

Leider sind die meisten dieser Zornausbrüche voll von zwar geistreichen, aber obscönen Bildern. Deshalb hat schon Vigo von hunderten solcher sdegni, die ihm eingesandt wurden, nur 21 in seine Sammlung aufgenommen, Pitrè noch weniger. Ich begnüge mich aus demselben Grunde hier fünf Stück wiederzugeben, die beiden ersten stammen von jungen Mädchen,

Digitized by Google

die drei andern von jungen Männern, denen es allen „mit der Liebe nicht geglückt ist“:

Der Dich verriet, reiß' ihn in Stück', in Stücke!
Tritt ihn mit Füßen weich wie eine Salbe!
Dann nimm und wirf ihn tief in eine Grube,
Vergrab ihn gut, daß nicht der Wind dazu kann!
Verging ein Jahr, so wühl' ihn wieder aus
Und sieh, ob noch Gefühl in seinen Knochen!
Doch fächle von den Knochen erst den Staub,
Daß er Dich nicht ein zweites Mal verrate!
(V. XXXVIII, 3.)

Die betrogene Braut:

Himmel! ich wollte, sie brächten Dich
Tot, ohne Kleider und Totenschrein
Auf einer schwarzen Mule, Dir müßten
Hängen zur Erde Arm und Bein.
In Deinem Herzen sollt ein Messer stecken,
D'raus sickerte die rote Flut.
So wollt' ich auf den Markt Dich bringen:
„Verräterblut! wer kauft Verräterblut?“ (P. 379.)

Schlimme Jagd.

Nicht länger lauf' ich diesem Hasen nach
Mit diesen Hunden, die ich tapfer wähne.
Soviel ich losließ, alle wurden schwach,
Dem besten Windspiel wurde schlaff die Sehne.
Von wem ließ sie sich fangen jetzt? O Schmach!
Von einem alten Glatzkopf ohne Zähne. (P. 266.)

(Die Hunde — ein sonderbares, aber treffendes Bild — sind die Mühen und Listen, um die Geliebte zu erringen.)

Wo hast Du die Ölflecken her?
Du altes Wischtuch, geh ans Meer
Und laß Dich seifen, spülen und reiben,
Die Flecken werden immer bleiben.
Und solltest Du wieder nach mir fragen,
So werd' ich Dir als Antwort sagen:
Ein toter Esel liegt hinterm Tor,
„Das ist Dein Liebster, der für Dich stirbt.“ (P. 297.)

Digitized by Google

(Der letzte Gedanke spielt jedenfalls auf ein früher demselben Mädchen gebrachtes Ständchen an, worin der Vers vorkommt: „Ich bin Dein Liebster, der für Dich zu sterben bereit ist" oder ähnlich.)

Als ich Dich liebte, Du alter Rettich,
Da warst Du zart und süß zu essen.
An hundert solcher jungen Rett'che
Hätt' ich mich noch nicht satt gegessen.
Jetzt bist Du recht herabgekommen:
„He Rettiche, das Stück 'nen Heller!"
Du hast bedenklich abgenommen,
Und keiner will Dich auf dem Teller. (P. 278.)

VI.

Ich habe schon einzelne Proben sicilianischen Humors gelegentlich mitteilen können. Indem ich aber die beiden mir vorliegenden Sammlungen aufs neue durchblättere, finde ich für diese bei den Romanen bekanntlich seltene Begabung noch so manchen Beleg, der mir der Übertragung wert scheint. Freilich, wie bei seiner sarkastischen Natur selbstverständlich ist, weicht der Humor des Sicilianers oft einem bittern Spott. Der zeitigt dann gar boshafte und hämische Satiren. Hier zunächst einige harmlose Blumen dieses Humors:

Der schläfrige Bräutigam.

O Du gedankenvoller Jüngling,
So heiß ist Deine Lieb' entglommen?
So wisse: Sie, der Du so schön tust,
Sagt Dir: „Du wirst sie nie bekommen!"
Wer etwas errungen hat, hütet es fein.
Dir macht das wohl zu viel Beschwerden?
So troll Dich nur, Du altes Traumbuch,
Du wirst darum nicht magerer werden. (P. 255.)

Hier denkt man unwillkürlich an eine jener dicken, schwerfälligen Figuren — sie sind in Sicilien ziemlich oft anzutreffen —, denen es schon zu viel wird, überhaupt den Mund

Digitized by Google

aufzutun, und die man sich nicht ohne Taschentuch vorstellen kann, womit sie sich beständig den Schweiß von Stirn und Nacken wischen. Ein solcher Fettwanst ist an ein schlankes, lebenslustiges Mädchen geraten, hat es sogar bis zur Verlobung gebracht. Aber nun scheint ihm das weitere Courschneiden doch zu anstrengend, das Mädchen erkennt noch zu rechter Stunde die unlöslichen Gegensätze ihrer beiden Charaktere und gibt dem „Traumbuch" diesen humoristischen Abschied.

Ein Fischer singt, während er Netz und Angel nahe bei dem Hause seiner Geliebten auswirft, mit feinem Doppelsinn (P. 891):

Ich bin ein alter Matrose,
Das Fischen verstehe ich.
Mit Angelrut' und Hamen
Komm' ich und angle Dich.

Worauf nicht minder deutlich der Bescheid der Schönen vom Fenster ertönt (P. 53):

Ihr, die Ihr kommt mit Angelrut' und Netzen,
Ich möcht' wohl wissen, was Ihr fangen wollt.
Da unter meine Fenster sich zu setzen!
Der Ort hier ist der Fischerei nicht hold.
Mein Herr, all' Eure Netze helfen nicht.
Da gibt's zerriss'ne Maschen, Knoten fehlen.
Verliert die Zeit nicht! Fische fangt Ihr nicht!
Das beste ist, Euch schnell hinwegzustehlen.

Zwei andere komische Verabschiedungen, aber beide von „seiner" Seite:

Du ließest mir sagen, ich wäre ein Zwerg.
Ja, Du bist lang. Doch das kümmert mich nicht.
Die Männer kauft man nicht nach Zentnern,
Sondern wie Gold nach kleinem Gewicht.
Von dreißig Weibern gilt jede zwei Heller.
Auf saure Orangen ist keiner erpicht. (P. 477.)

Digitized by Google

Eines Tages sah ich alles verkehrt:
Die Grillen*) hatten den Krieg erklärt.
Ich sah einen Blinden die Sterne zählen,
Einen Stummen die Leute um Almosen quälen,
Und einen Barbier, an den Händen beiden
Gelähmt, einem Kahlkopf die Haare schneiden.
Gerade so wahr, wie das alles hier
Ist, Schönste, deine Liebe zu mir! (V. XLVI, 12.)

Ähnlich bricht ein anderer, dem man etwas Unerhörtes glaubhaft machen will, aus (V. XLVI, 19):

Habt ihr schon Marmorblöcke blühen sehn?
Und Schnee mitten im Meere, und nicht schmelzen?
Und Mütter von fünf Jahren Kinder stillen?
Und siebenjährige Priester Messe lesen?

So erzeugt der lebhafte Eindruck sogleich Bild auf Bild. Das Fühlen dieses Volkes ist eben noch heute durch und durch poetisch. Ist es nicht, als lebte die orientalische Bildersprache, die uns in den arabischen Poesien Siciliens aus dem 9ten und 10ten Jahrhundert (Amari) so eigen anmutet, noch jetzt weiter, wenn einer sein und seiner Nebenbuhler mißglücktes Werben um ein hübsches Mädchen wieder durch die Metapher der Jagd beschreibt (V. XLVIII, 17):

O wie viel Hunde, wie viel Jäger
Verfolgen das schöne Kaninchen!
Sie treiben es in ein großes Tal,
Und doch erwischt es keiner.
Da schleicht ein dummer Bauer daher,
Gebückt und packt es — ohne Schuß.
Eine Schande für uns Jäger!
Die Jagd ist unser: ein Fremder nimmt's!

In diesen auf den ersten Blick so ernsten, beinahe melancholischen Sicilianern ruht doch heimlich — wie der Zucker auf dem Grunde des Glases — eine außerordentliche Munter-

*) Das harmloseste Tierchen, Sinnbild des Friedens.

Digitized by Google

keit und Ausgelassenheit. Rührt den Zucker nur auf — und das ganze Wasser wird süß!

Thomas verkaufte einem andern Thomas
'nen Esel. Zu bekräftigen den Verkauf,
Begaben sie sich stracks zum Notar Thomas.
Der setzte ihnen den Vertrag gleich auf.
Zwei Zeugen hatten sie, die hießen Thomas.
Wie geht's doch oft in dieser Welt verzwackt!
Denn hieß der Esel etwa auch noch Thomas,
So gab's sechs Esel in dem einzigen Kontrakt.
(V. XLVI, 10.)

Thomas (sicilianisch „Masi") ist in Sicilien der Name für einen Dummkopf, wohl in unbewußter Anlehnung an die Heilige Schrift, infolge des von den Priestern genährten Widerwillens gegen den „ungläubigen Thomas". Zugleich wird die Wichtigkeit und Umständlichkeit der notarischen Protokolle gegeißelt; um einen Esel zu verkaufen, geht für gewöhnlich niemand zum Notar.

Traurig klagt über schlimme Behandlung

Der vernachlässigte Ehemann.

Ich hatte gestern Abend starken Hunger,
Doch als ich heimkam, fand ich nichts zu essen.
Nur ein paar Eier hatte meine Frau
Für mich gekocht. Die hab ich dann gegessen.
Im ersten war das Hühnchen angebrütet.
Im zweiten wollt es seine Flügel schwingen,
Im dritten guckte schon der Schnabel durch,
Im vierten fing's gar an zu singen. (P. 483.)

Eine reiche Ernte bietet das Feld der eigentlichen Satire. Pitrè gibt zwar nur drei Beispiele unter dieser Rubrik. Aber m. M. sind eine ganze Anzahl der sogenannten contrasti hierher zu rechnen, mit denen wir uns alsbald zu beschäftigen haben werden.

Digitized by Google

Unter Pitrès Satiren ist der „Centesimo“ eine flotte Travestie aus den sechziger Jahren, als statt der neapolitanischen Münze: Tarì und Grana die Lirawährung eingeführt wurde. „Ich weiß nicht“, klagt der Verfasser, „ich kann mich mit der neuen Dezimalrechnung nicht befreunden. Je öfter ich mein Vermögen nach Centesimi zähle, desto weniger wird's. Das war doch früher nicht der Brauch, daß jeder neue König das Geld des alten abschaffte! Selbst Murat („Muratti“) ließ die Münze seiner Todfeinde, der Bourbonen, im Umlauf.“ Nicht übel sind auch „die Wunder des hl. Sanus“, eine Parodie der Heiligenlegenden, worin die himmlischen Wundertäter arg mitgenommen werden. Allen, die sich dem Herrn Sanus anvertrauen, geht es schlimm; statt daß er ihnen von einem kleinen Übel helfe, trifft sie ein größeres.

Eine bei weitem stärkere satirische Kraft als diesen Stücken wohnt einer anderen spezifisch sicilianischen Dichtungsgattung inne, den eben erwähnten contrasti.

Die contrasti sind poetische Niederschläge von Straßenscenen und häuslichen Auftritten, die ein sangeslustiger Mann aus dem Volk belauscht und dann im Gedicht wiedergestaltet hat. Sie sind erweiterte Dialoge, worin jede der auftretenden Personen nicht im Raum eines Verses, sondern gewöhnlich einer ganzen Siciliane redet. Der Name sagt schon, daß sie durch den Gegensatz wirken. Es werden eine Hübsche und eine Häßliche, ein törichter Mann und ein durchtriebenes Weib usw. gegenübergestellt. Aber auch Tiere, z. B. die Katze und die Maus, oder Städte, wie Trapani und Monte San Giuliano, die dann als sprechende Personen eingeführt werden. Ich begnüge mich hier, den Inhalt einiger dieser contrasti wiederzugeben.

„Die Schöne und die Häßliche“. (P. 966.)

Die Schöne: Mein Schatz ist immer vergnügt, wenn er zu mir kommt. Denn wenn wir auch nichts zu beißen haben,

Digitized by Google

er wird schon satt, wenn er nur mein hübsches Gesichtchen sieht. Freilich wenn Dein Liebster Dich besucht „der arme Bittersauger" (suca-amaru), dann denkt er wohl bei Deinem Anblick: Hier komm' ich auf die Galeere.

Die Häßliche: Dafür bin ich reich, habe eine vornehme Verwandtschaft und ziehe meinen Schatz gar stattlich an.

Die Schöne: Bin ich dann erst verheiratet, so wird mein Mann so verliebt in mein süßes Lärvchen sein, daß ich ihn um den Finger wickeln kann, ohne daß er mich schlägt. Dein häßliches Maul wird Dein Mann kaum jemals küssen mögen. Desto mehr Prügel wird's bei Dir setzen.

Die Häßliche (kokett): Oh, ich bin noch jung. Vielleicht entwickle ich mich noch mit der Zeit. Zwei Augen hab ich, schwarz wie Herzkirschen, die stehen mir gut. Du bist weiß wie der Schnee auf der Straße, den jeder mit den Füßen schmutzig tritt; ich bin braun wie Zimmt, den man in einer goldenen Tasse verwahrt.

So streiten sie noch ziemlich heftig und am Schlusse ziemlich gemein miteinander, da kommen ihre beiden Verlobten dazu. Die sagen sich, als sie das Gezänk und Geschrei hören: „Nein, das sind keine Weiber für uns, sie sind zu frech und schamlos!" und geben beiden den Abschied.

In einem weiteren (P. 970) stellt sich uns ein außerordentlich farbiges Gemälde des Weibes als Jungfrau, Gattin und Witwe dar.

Die Witwe, der die in Sicilien so notwendige Zucht durch den Mann und die Unterordnung unter seinen Willen fehlt, gibt nichts mehr auf ihr Äußeres, geht zerrissen und schmutzig einher und wettert ebenso gegen das verliebte junge Mädchen, wie gegen die treubesorgte Gattin. Das Mädchen wirft ihrer Mutter Spindel und Rocken vor die Füße: „Da, ich mag nicht mehr spinnen, neue Schuh und Schürzen sollt Ihr mir kaufen, ein seidenes Brusttuch und eine Korallenkette. Jetzt

Digitized by Google

ist die Rose aufgeblüht. Ich will heiraten.“ Unterdessen fegt und putzt die Gattin das Haus, damit ihr Mann sich heimisch bei ihr fühle, und kocht ihm etwas Gutes, und wenn er abends von der Arbeit kommt, empfängt sie ihn mit freundlichem Gruß. Das fremde Glück erbittert die Witwe: „Ja, ich hatt' auch mal einen Mann. Der reine Simson! Wie ein Kater unter den Kätzchen stand er unter allen Männern. Wartet nur, einst werdet Ihr beide Trauer tragen, wie ich. Deinem Mann aber (zur Hausfrau gewendet) wünscht' ich, daß er noch heute ins Gefängnis müßte oder als Sklave in die Berberei verkauft würde!“ Mit der Drohung des Mädchens an die Mutter: „Seht zu, daß ich nächsten August unter der Haube bin! Sonst gibt's ein Unglück!“ schließt das Gedicht, das, durch die lebendige Charakteristik bemerkenswert, doch keine geschlossene Komposition zeigt. Diese weist um so mehr der erwähnte Wettstreit der Städte auf, eine echte sfida (eigentlich: Herausforderung), einer der in ganz Sicilien üblichen Kampfgesänge, wobei sich zwei gegenübertreten, die abwechselnd, aus dem Stegreif, das preisen, was der andere herabzusetzen sucht. Auf diese Art werden an den großen Kirchenfesten verschiedene Heilige besungen und ihre Wunderkräfte gegeneinander in das gebührende Licht gestellt. Hier sind es die See- und Handelsstadt Trapani und das nahe auf hohem Berge thronende Monte San Giuliano (die alte Eryx), die personifiziert, ihre Sache selbst vertreten, wie zwei Parteien vor Gericht. Trapani redet die Nachbarstadt an: „Du verhungertes Bergnest mit deinen krummen Gassen, für Dich sind als Nahrung die Köder noch gut genug, die die Fische an den Hamen unserer Fischer übrig lassen. Vor Wolken sieht man nicht, ob Dein altes Gemäuer lang oder rund ist. Mich kennt und rühmt die ganze Welt, in meinem sicheren Hafen landen die Schiffe aller Nationen. Wie verlassen und unbekannt seid ihr da oben, ihr trübseligen „Kohlen-

Digitized by Google

fresser" („mancia-carbuni"; infolge der Nässe und Kälte brauchen die Bergstädter viel Feuerung), „lauter armes Gesindel haust bei Euch. In mir hingegen wohnen Fürsten und Barone."

Darauf antwortet die alte Eryx: „O Trapani, wenn ich hier von der Höhe dir nicht gutes Trinkwasser und in der heißen Zeit Schnee hinunterschickte, du würdest verdürsten und vor Hitze umkommen. Ich bin viel länger berühmt als du, ich habe Altertümer noch aus den Tagen der Saracenen" (von den Griechen weiß der Volkssänger nichts. Alles Uralte wird immer den Saracenen zugeschrieben). „Du sauberer als ich? Eine schmutzige Zigeunerin wärst du, wenn das Meer nicht deine Mauern manchmal abwüsche." Endlich versöhnen sie sich, weil sie doch aufeinander angewiesen sind.

Diese gegenseitige Eifersucht der einzelnen Städte ist noch heute allgemein verbreitet, namentlich sind Messinesen und Palermitaner seit Jahrhunderten Rivalen. Beide halten ihre Städte für die rechtmäßige Hauptstadt, jede von ihnen meint den besseren Hafen, die prächtigeren Gärten, die schöneren Weiber zu besitzen. „Giacubina su li Missinisi: Jakobiner heißen, weil sie sich an jeder Revolution hervorragend beteiligten, die Messinesen bei den Palermitanern, und diese werden wieder von jenen aufgezogen: „Was in Palermo im Überfluß zu finden ist, das sind Kutscher und Pferde. Die Frauen daselbst sind aufgeblühte Rosen, aber nur von außen schön, innen wurmig und faul." Die gegenseitigen Beschimpfungen lassen an Derbheit nichts zu wünschen übrig. In der einen Stadt sind lauter Breitmäuler, in der anderen lauter Dickbäuche. „Faulpelze, Bluthunde, Teufelsfratzen, Erbsenfresser, Hausknechte" sind noch ganz glimpfliche Namen, andere z. B. seiddica-culu und caca-rochi, wie die Leute von Termini und Monreale in einem dieser Spottlieder heißen,

Digitized by Google

könnten nur durch Rabelaissche Kraftausdrücke wiedergegeben werden. In Caccamo sitzen die Geschwollenen (Hochnäsigen), in Termini die gelehrten Glatzköpfe. Die Neapolitaner werden Chiacchiaruna (Schwätzer) und Mancia-maccuruna (Makkaronifresser) tituliert. Mit einem übertriebenen Lob der eigenen Vaterstadt klingen all diese Pamphlete aus.

Zu tief wurzelt die Schmähsucht im Charakter des Sicilianers, als daß sie nicht auch die einzelnen Berufe aufs Korn nehmen sollte. Der achseldrehende Advokat, der bestechliche Richter, der teuere Pfeffermann (speziale von spezi = Pfeffer heißt in ganz Sicilien der Apotheker), der dummpfiffige Bauer, der pfuschende Dorfdoktor sind nicht nur das Ziel vieler boshafter Sprichwörter, sondern müssen auch den Volksdichtern als willkommene Scheibe dienen. Die Hölle ist gesteckt voll von allen diesen Leuten (P. 504). Meist sind diese gallenbitteren Verse aus getäuschtem Vertrauen hervorgewachsen, und die befreiende Wirkung wird durch einen giftgetränkten Vergleich zu erreichen gesucht. Nur selten behält der Humor die Oberhand, der sich in einem kecken Liedchen über die traurigen Erfahrungen dieses Lebens zu erheben sucht. Auch der Humor wird leicht grimmig in Sicilien. „Heiratet niemals Bäckertöchter! Die waschen sich mit Teigwasser und sind wütend wie die Hummeln. Überall klebt an ihnen die Backofenasche!" (P. 493.) „Die Postkutscher müssen die Nacht zum Tage machen für 3 Tarì und 6 Grana (= 1 Lira 40 Cts.). Die Armen! sie müssen in jeder Kneipe einkehren, um sich bei Kräften zu erhalten, und wenn sie dann Testament machen, haben sie nichts zu vererben, als ihre Peitsche." (P. 500.)

Das klingt noch ziemlich harmlos. Hämisch hingegen und voll versteckter Bosheit sind die beiden Canzonen auf:

Digitized by Google

Die fleißige Stickerin.

Sagt mir, wo die fleißige Stickerin wohnt,
Die stickt bei Tag und Nacht?
Wie eine Dame geht sie, das Haar
Neapolitanisch gemacht.
Zum Einfädeln braucht sie eine Stunde,
Eine Woche zum kleinsten Blumenstück:
Ei, laß das Sticken, Du faule Trine,
Dreh lieber einen Dreierstrick! (P. 493.)

Und:

Die armen Sakristane.

Ihr armen, verhungerten Sakristane!
Ich kenne den Hunger, der Euch quält:
Ihr löscht die geweihten Lampen aus (um das Öl zu verkaufen),
Den Toten ihr die Kleider stehlt.
Kauft niemals Sachen von einem Küster!
Nach kaum drei Tagen wirds bekannt.
Dann schreit die Mutter auf der Straße:
„Dort kommt mein toter Sohn gerannt." (P. 503.)

Ihren denkbar höchsten Grad des Ausdrucks aber erreichen Verachtung und Hohn in den Spottliedern auf die Polizei.

Ein mir befreundeter Sicilianer erzählte mir einst eine Anekdote, die ich hier nicht nur als Beispiel für den ätzenden Witz dieses Volkes wiedergeben möchte, sondern auch weil sie mir als Beweis dafür gilt, wie der Stoff zu allerhand Schwänken und boshaften Scherzen hier sozusagen in der Luft liegt. Sie handelt von einem sbirro = Häscher, Scherge. Mit diesem gehässigen Namen werden noch heute die Polizisten (carabinieri) in ganz Sicilien bedacht. Es war einmal ein sbirro, erzählte er mir, namens Michele. Der war dem Erzengel Michael, seinem Schutzpatron, sehr ergeben. Als er nun starb, klopfte er am Himmelstor. Aber da hieß es, Polizisten werden nicht eingelassen. Endlich gelangte er doch auf Verwendung des Erzengels hinein, weil er diesem so er-

Digitized by Google

geben gewesen war, doch nur unter der Bedingung, daß er sich ganz ruhig verhalte, insbesondere niemand im Himmel arretiere. Der Erzengel sollte es bereuen. Als die nächste arme Seele von der Erde geflogen kam und ihre guten und schlechten Werke auf der großen Wage gewogen wurden, um zu sehen, ob sie des Paradieses würdig sei, hatte sich der Carabiniere herbeigeschlichen, die Wage genau untersucht und rief: „Das Wiegen gilt nichts. Die Wage ist nicht polizeilich geeicht!"

Sicher, daß diese lustige Geschichte in irgendeiner Canzone dichterisch verwertet ist. Ich habe sie aber nicht zu Gesicht bekommen. Eine ähnliche nicht minder drastische teilt Pitrè (Einl. S. 24) mit:

Ich kam zur Hölle, und um eine Kammer
Sah rund herum ich hoch die Flammen schlagen.
Da war ein alter, böser Spitzel drin,
Der hatte einen Teufel fest beim Kragen.
Der Teufel schrie nur immer: „Hilfe, Hilfe!
Der schlimme Spitzel steckt mich ein."
Da seht, wenn einer in der Flammenpein
Die Teufel selber arretiert,
Welch alter, böser Spitzel muß das sein!

VII.

Wenn ich im folgenden einen kurzen Überblick über die moralische und religiöse Volksdichtung zu geben suche, muß ich zunächst noch einmal auf die contrasti zurückkommen. In den oben erwähnten Beispielen blicken die guten Lehren am Schlusse wenigstens durch: „Gib nichts auf äußere Schönheit ohne inneren Wert! Jede Stadt hat ihre Vorzüge und Nachteile." In anderen wird die Sentenz des Gedichtes mit deutlichen Worten ausgesprochen, das Ganze ist auf sie aufgebaut. So in den Stücken „Die Katze und die Maus" und „Der Tod und der Tor" (P. 971 und 972).

Digitized by Google

Das erste ist eigentlich eine Fabel: Eine Katze sieht in einer leeren Wohnung eine Maus in ihrem Loch sitzen und bietet ihr die Gevatterschaft an. Auch schöne Geschenke will sie ihr geben. „Ich danke für deine Geschenke," sagt die Maus. „Von solchen Gevatterschaften habe ich noch nichts gehört. Unter deinem langen Schwanze lauert der Verrat." „Komm, gib mir die Hand, ich will dir Treue schwören." Durch solche und andere gleisnerische Redensarten läßt sich das Mäuschen endlich doch betören, seine Pfote aus dem Loch zu stecken. Die Katze zieht es darauf leicht völlig aus seinem Versteck heraus und zerreißt es, nachdem sie mit ihm noch einige Sicilianen gewechselt hat, voll ängstlicher Klagen und Bitten der Betrogenen, voll übermütiger Siegesfreude und grimmigen Behagens der Betrügerin, ganz prächtig zu lesen.

Der „Tod und der Tor (l'ignorante)" ist eine philosophische Betrachtung über das große Rätsel des Sterbens in Wechselreden:

Der Tod: Alle sind mir untertan,
Ich bin der Tod.
Alles schüttelt mein Orkan.
Dann fallen zur Erde die Birnen,
Grün und rot.
Der Tor: Bist Du, wie wir Menschen, Erd' und Staub?
Der Tod: Nein, ich bin Schatten und Wind.
Der Tor: Und wer sind Deine Begleiter, mit Verlaub?
Der Tod: Leid, Weh und Schrecken meine Begleiter sind.
Der Tor: Und wann ist Deine Macht zu Ende?
Der Tod: Wenn die ganze Menschheit aus diesem Leben
Sich in ein anderes begeben,
Dann ruhen meine Hände.

In einem ähnlichen Gedicht, gleichfalls in Dialogform gehalten, (P. 973) ist der Vater des Toren gestorben. Dieser wünscht ihn sich zurück: „O hättest Du, grausamer Tod, das

Digitized by Google

Öl einer anderen Lampe auf die Lampe meines Vaters gegossen, dann wäre mein Herz nicht in solche Betrübnis gestürzt und mein Vater wandelte mit den anderen noch unter uns." Worauf der Tod: „In das Buch des Lebens hat Gott bei der Geburt jedem Menschen seine Erdenzeit eingeschrieben. Ich habe das Amt, jeden, der geboren wird, wieder sterben zu lassen." „Hättest Du mich statt seiner fortgenommen!" „Nein, Deine Lampe hat noch Öl. Ich bin die Sichel Deiner Ernte. Wenn die Zeit erfüllt ist, mähe ich auch Dich. Gott mußt Du anklagen, nicht mich, ich bin nur der Vollstrecker seines Willens."

Die moralischen Sprüche entpuppen sich vielfach als gereimte Sprichwörter, die dadurch aber oft ihre kurze, kernige Fassung und damit die Wirkung verlieren.

Originell ist allenfalls (V. XXIV, 7):

Tutti semu di Adamu tanti Adami.
Wir sind alle Adamskinder,
Alle Schaum desselben Wassers,
Alle Funken eines Feuers,
Alle Rauch desselben Holzes.

Im übrigen sind die guten Lehren selbstverständlich etwas eintönig, anziehend nur, wo Handlung und Bild jene veranschaulichen, wie in:

Resignation.

Mein armes Hirn einst quält' ich matt und krank.
Ich war nach einem Mittel auf der Suche
Gegen die Liebe. Einen Bücherschrank
Durchwühlt' ich. Endlich da in einem Buche
Fand ich, wie's mit dem Ding beschaffen sei:
Wer wahrhaft liebt, das heißt mit ganzem Herzen,
Für den gibt's keine Arzenei.
Der Tod allein heilt solche Schmerzen. (V. XXIV. 28.)

oder wo zugleich die unverwüstliche Laune des Insulaners durchbricht:

Digitized by Google

Rat.

Wollt Ihr Männer Euch beweiben,
Haltet Euch von Witwen fern!
Witwen sind wie Hunde, lieben
Immer ihren alten Herrn. (P. 476).

So will ich mich lieber mit den religiösen Poesien etwas ausführlicher befassen. Sie sind zahlreich und teilweise recht eigenartig, z. B. die Gebete und Beschwörungsformeln, die sich an böse Geister oder an die Seelen der Hingerichteten wenden.*) Selten freilich erklingen warme Herzenstöne echter Religiosität, wie:

Du Sünder, Gott gab Dir die Seele,
Nach seinem Ebenbild gemacht,
Gab Dir zur Rettung einen Engel,
Der über Deiner Seele wacht.
Der Engel sieht mit trübem Blick,
Daß Du kein Auserwählter bist,
Daß Deine Seele verloren ist,
Fliegt weinend in das Paradies zurück. (P. 438).

und das von einer Blinden in Monreale aus dem 18ten Jahrhundert stammende:

Gebet.

Meine Seele verzehrt sich, mein Herz begehrt
Nur ein wenig Wasser aus Deiner Quelle!
So viele Jahre schon dürst' ich nach ihr,
So viele Jahre schon blieb sie mir fern.
O Gott, gib mir das Wasser des Lebens,
Wie Du es gabst der Samariterin! (P. Einl. S. 33.)

Im allgemeinen läßt die religiöse Begeisterung Gesänge entstehen, die uns überschwänglich und barock erscheinen, voll verfehlter Vergleiche, hervorgegangen aus dem Mangel an wahrer Anschauung oder aus einer allzuüppigen Phantasie.

*) Siehe den Aufsatz: „Glauben und Aberglauben" in: A. Rumpelt, Sicilien und die Sicilianer. Berlin. 1902.

Digitized by Google

Die geistlichen Poesien teilen sich in lyrische (Gebete, Lobgesänge) und epische (Legenden). Von jenen verdienen die Schiffsgebete und die Erntegesänge einige Worte.

Ein Schiffsgebet führt Vigo (XL, 3) an, das weniger seines Inhalts, als der begleitenden Umstände wegen interessant ist. Jetzt auf den sicheren, schnell von einem Hafen zum anderen rasenden Dampfern hat man keine Zeit und Veranlassung zum Beten mehr. Genug, wenn nur hinreichend Aufträge zum Ein- und Ausladen da sind, die Konossemente stimmen und die Kohlen nicht ausgehen. Aber auf den Segelschiffen, die in viel höherem Grade als jene von der Gunst der Heiligen abhängen, denen Unwetter und schwerer Seegang viel verhängnisvoller werden kann und auf denen die Leute vor allen Dingen mehr Zeit haben, werden wohl solche Gebräuche noch geübt, wie sie Vigo vor fünfzig Jahren sah und beschrieb. Da kniet, wenn die Sonne hinter der unabsehbaren Flut gesunken ist, die ganze Schiffsmannschaft auf Deck nieder und der Kapitän spricht:

Lu suli cuddau
L'avimmaria sunau:
Die Sonne ist hinab,
Ave Maria erklang.
Laßt uns die heilige Mutter
Grüßen und ihr danken.
Sie gab uns einen guten Tag.
Mög' eine gute Nacht sie geben!
Ein Vaterunser und Ave-Maria
Für solche gute Geleitschaft!

Worauf diese beiden Gebete im Verein gesungen oder rezitiert werden und die Mannschaft die feierliche Handlung beschließt mit dem Spruch:

Christus schickt sie uns (die Madonna als Begleiterin),
Der Engel grüßt sie.

Digitized by Google

Diese und noch andere Reisen
Werden wir zu Ende führen,
Wenn Gott will — Amen!

Bei der Getreideernte (im Gegensatz zur lustigen Vendemmia, der Weinlese) ist es nicht Sitte, Liebes- oder Spottlieder zu singen, sondern nur religiöse. Die Arbeit ist zu anstrengend, und das Gut, das eingebracht wird, das Korn zum lieben Brot, ist die wertvollste Gabe der Erde an den Menschen. Deshalb gilt es, alle profanen Gedanken zu verbannen. Nach Pitrè (Usi e costumi ecc. Bd. III S. 158ff.) müssen die Zeremonien, die bei einer Ernte im Inneren noch heute beobachtet werden, ein merkwürdiges Bild geben. Wenn der erste Strahl der Junisonne über den östlichen Hügeln aufblitzt, stellen sich sämtliche Schnitter in Reih und Glied, erhalten vom Aufseher ihr Stück Brot und nachdem sie es verzehrt haben, wird der Tröster der heißen Müh', das Fäßchen mit kühlem Wein, gebracht. Der Aufseher läßt sich einen Krug davon füllen, nimmt ihn in die Hand, spricht ein kurzes Gebet (in Versen), trinkt und gibt den Wein dem Arbeiter neben ihm. Der betet, trinkt und reicht ihn dem nächsten und so fort, die Reihe durch. Ähnlich wird es beim zweiten Frühstück und beim Mittagsessen gehalten. Immer wird vor dem Trinken wie eine Art Toast ein frommer Spruch gesagt. Nach der Mahlzeit nimmt z. B. in Caltavúturo einer der Garbenbinder den Hut ab und kommandiert: Silenzio! Die Herzen in die Höh' (la menti a Diu)! Lob und Dank dem allerheiligsten Sakrament! Ein Ave-Maria für die heilige Lucia, die uns das Augenlicht bewahrt!

Wenn in diesen Erntegesängen auch zuweilen an ein bekanntes Unglück angeknüpft wird, z. B. an eine schwere Hungersnot in Messina, wozu die ringsum prangende goldene Fülle des Kornes und Weizens den Kontrast bildet, oder an einen Ausbruch des Ätna, der schon so manche hoffnungs-

Digitized by Google

volle Ernte vernichtete: so enthalten diese Lieder doch nur immer in ähnlicher Weise wiederkehrende Lobpreisungen von Heiligen und ihrer Kraft, von Kirchen und den Wundern, die sich daselbst zugetragen, meist ohne poetischen Wert. Nur ein Beispiel, um einen Begriff zu geben (P. 430):

Heilige Rosalia, Du schöne Einsiedlerin,
Du wahre Rose unseres Herrn,
Du verschmähtest Schlösser und Paläste,
Und die große Welt verschmerztest Du gern.
Auf dem Monte Pellegrino war Deine Zelle,
Da hast Du gefastet Tag und Nacht:
Gelobt sei das heilige Sakrament
Und Rosalia, die heilige Magd!

Die Legenden behandeln entweder 1. biblische Stoffe oder 2. Leben und Wunder der Heiligen oder sie erzählen 3. merkwürdige Natur-Ereignisse und Vorfälle des alltäglichen Lebens, bei denen ein übernatürlicher Einfluß angenommen wird.

Die Dichter sind auch hier ganz einfache Leute, die nicht lesen und schreiben können: Fischer, Bauern, kleine Handwerker. Die Vortragenden sind oder waren zunächst diese selbst — viele von den Legenden rühren aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert her —, dann lernen sie die Blinden auswendig, Männer und Weiber, und singen sie auf den Jahrmärkten, zu den Festen der betreffenden Heiligen oder auch die ganze Woche vorher auf den Straßen zur Violine, die gewöhnlich der Führer des Sängers, zuweilen dieser selbst spielt. Erstaunlich ist das geradezu homerische Gedächtnis dieser Leute. So hat eine dieser Legenden, die „Gevattern von Comiso" (V. XLIX, 1) 36, „die heilige Genofefa" (P. 948) sogar 112 Oktaven (35 Druckseiten!). Sie beginnen meist mit einer Anrede an das P. T. Publikum, so die Teufelslegende Nr. 927 bei Pitrè:

Digitized by Google

Jetzt höre, Du verstockter Missetäter (ostinatu marfatturi),
Wir wollen nicht zu fern von Gott uns halten!
Denn wenn er groß in seiner Liebe ist,
Ist Dich zu züchtigen er ebenso bereit.
Für jenen, der vor seinem Zorn nicht zittert,
Hat Gott ein warnend Beispiel aufgestellt
Im Jahre 1399.

und schließen mit der Bitte, etwaige Mängel zu verzeihen („Genofefa"):

Scusatimi magnanimi udienti,
Si sti canzuni nun su' cunsunanti,
Ca la mi puisia nun è bastanti.

(Entschuldigt, großmütige Hörer, wenn dieser Gesang nicht gut zusammentönen und meine Poeterei nicht genügend sein sollte.)

Viele tragen am Schluß, wie die Schwänke des Hans Sachs, den Namen des Verfassers, der „das Gedicht mit Gottes Hilfe glücklich fertig gebracht hat". Der gereimten biblischen Erzählungen, wie der Volkssänger sie sich in seiner Phantasie zurecht legt und vollständig in Übereinstimmung mit dem Fühlen seiner Genossen vorträgt, sind verhältnismäßig wenige. Aus dem Alten Testament führt Pitrè nur eines, den Sündenfall, an, aus dem neuen Testament: die heiligen Dreikönige aus dem Morgenlande, die Flucht nach Ägypten, Jesus im Tempel, den verlorenen Sohn und die Leidensgeschichte des Heilandes (mehrere Stücke). Sie erinnern durch den derben Ton, die lebhafte Schilderung zuweilen wieder an Hans Sachs, wirken aber doch durch den nur allzu bekannten Stoff ermüdend. Natürlich reichen sie, besonders die Passionslegende, nicht im entferntesten an die einfache tiefpoetische Darstellung des Evangeliums heran, eine Klippe, woran sämtliche geistlichen Dichter, selbst ein Klopstock, bislang scheiterten und immer scheitern werden.

Zahlreicher verbreitet sind die echten Heiligenlegenden. Einige von ihnen sind nur sicilianische Nachbildungen. So

Digitized by Google

weist Pitrè von der „hl. Genofefa“ den belgisch-französischen, vom „hl. Antonius“ den spanisch-portugiesischen Ursprung nach. Da erfahren wir denn alle möglichen Wunder: Zur hl. Katharina, einer lange Jahre nur der Welt ergebenen Prinzessin, kommt Jesus als schöner Kavalier verkleidet, bestimmt sie, von ihrem Sündenleben zu lassen und rettet sie so für den Himmel. Die hl. Lucia von Syrakus, die dem römischen Prätor nicht zu Willen war, soll von zehn Ochsengespannen zerrissen werden. Aber sie bleibt unversehrt. Terpentin und Pech wird angezündet, um sie zu verbrennen. Umsonst. Endlich sticht sie ein Henker mit dem Dolch nieder. Sankt Anton rettet seinen alten Vater, der wegen eines angeblichen Mordes geköpft werden soll, dadurch, daß er die Richter zum Grab des Ermordeten führt, worauf sich der Leichenstein von selbst wegschiebt und der Tote auf die Frage des Heiligen: „War dieser Dein Mörder?“ die Sprache wiedergewinnt und antwortet: „Wer schuld an meinem Tode ist, weiß nur Gott. Dieser Mann war es nicht.“ Usw. usw.

Auch sonderbare Heilige gibt es, die besungen werden, z. B. Cajetan, der Gründer des Teatiner Ordens. Dieses Ideal der edlen Lazzaroni erwartete alles vom Himmel, ohne zu arbeiten, aber auch ohne zu betteln. Natürlich mußten dann Wunder geschehen, wenn er samt seinen frommen Brüdern nicht verhungern wollte. Und sie geschahen. Eines Tages gab es im Kloster wieder einmal rein nichts zu essen. Nichtsdestoweniger begaben sich die Mönche ins Refektorium und setzten sich vor die leeren Schüsseln und Teller in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Der hl. Cajetan fing an zu weinen und zu beten. Und siehe, vier Engel stiegen vom Himmel herab, die trugen vier Körbe voll der schönsten Speisen. Und die ehrwürdigen Väter sättigten sich und lobten Gott.

Digitized by Google

Eine unglaubliche Naivität tritt in all diesen Dichtungen zutage. Und sie würde erfrischend wirken, wenn man sich nicht sagen müßte, daß sowohl Sänger wie Hörer unverbrüchlich fest an alle diese Dinge glauben. Ein trauriges Zeichen, auf welch' niedriger Kulturstufe die große Masse noch steht. So lehrt, wie es im Himmel zugeht, die Legende von der hl. Rosalia (P. 952):

Eines Tages lud Christus alle heiligen Jungfrauen ein, sie sollten bei ihm speisen. Ein schönes Mahl war hergerichtet. Gar würdevoll thronte Christus inmitten all der holdseligen Jungfrauen. Unter diesen war eine, die weinte; sie dachte an ihre Heimatstadt. Die Mutter Maria fragt sie: „Was hast Du, Rosalia?" „Ach, mich drückt ein schwerer Schmerz. In Palermo geht die große Schlange (der Teufel) um und stiftet schreckliches Verderben." „Sei ruhig, Töchterchen", sagt Maria, „ich gehe zu meinem Sohn und erzähl' es ihm". Darauf begibt sich Maria zu Christus und trägt ihm ihr Anliegen vor. Aber Christus ist sehr zornig: „Es sind alte, böse Sünder, diese Palermitaner, ich will sie züchtigen!" „Bei der Milch, die ich Dir reichte, hab' Erbarmen! Sie haben schon zu viel gelitten." Endlich gibt er nach und erweist Rosalia die Gnade — d. h. er läßt die Pest, die 1625 in Palermo wütete, aufhören.

Diese Legende gehört eigentlich schon der dritten Kategorie an, den Wundern, die die Heiligen vom Himmel aus auf Erden bewirken. Solche Wunder werden vom gläubigen Volk noch heute in Heilungen, Rettungen aller Art gesehen. Und die selber überaus abergläubischen Priester unterstützen diese Anschauung. Auch hier würde es zu weit führen, eine jener Dichtungen von Anfang bis zu Ende zu verdeutschen: so unterhaltend sie stellenweise durch ihren lebendigen Ton sind, leiden sie doch oft an unerträglichen Längen. Zum Beweis, wie ein alltägliches Ereignis noch heute Veranlassung zu einer

Digitized by Google

Legende werden kann, will ich nur die erwähnten „Gevattern von Comiso“ (I compari di Comiso) kurz ihrem Inhalt nach angeben, ein Gedicht, das die Blinden am Jahrestag Johannes des Täufers zu singen pflegen:

Einer aus dem Ort Comiso (bei Noto) hat eine Liebschaft mit seiner Gevatterin und überfällt auf deren Anstiften ihren Mann auf einem gemeinsamen Spaziergang mit dem Messer. In der Meinung, er sei tot, wirft er ihn in eine Cisterne. In der Nacht erscheint der Gevatterin ihr totgeglaubter Mann im Traum, woraus sie entnimmt, daß er noch lebe. Infolgedessen schickt sie ihren Liebhaber noch einmal zum Brunnen, dieser wirft einen Stein hinunter, und da er keinen Laut aus der Cisterne mehr vernimmt, zieht er beruhigt von dannen. Bald darauf hört ein vorübergehender Bauer aus der Tiefe wehklagen, auf sein Anrufen erfährt er, wer darin sei, und was geschehen. Er alarmiert den Ort, Richter und Polizei. Man nimmt die beiden Schuldigen fest. Sie müssen gestehen und werden in Syrakus hingerichtet. Das Eigentümliche ist, wie hier Johannes dem Täufer, dem Schutzpatron des Überfallenen, die Entdeckung des Mordes vom Dichter zugeschrieben wird. Der Heilige verhindert zunächst, daß das Opfer trotz der vierzehn Messerstiche stirbt, dann, daß es von dem Stein getroffen wird, endlich, daß es im Brunnen dem Mörder antwortet, und bewirkt so, daß der Gestochene noch lebend den Richtern seine Aussage geben und das Verbrechen gesühnt werden kann.

Die Heilungen, welche diese langen Gesänge verherrlichen, erinnern oft an Lourdes. So träumt ein an Händen und Füßen gelähmter Edelmann, Sankt Anton werde ihm von seiner Krankheit helfen, wenn er eine arme Waise heirate, die den Heiligen — bekanntlich den himmlischen Vermittler der Ehen — an seinem Altar Tag und Nacht um einen Mann bitte. Die Mutter des Krüppels geht auf die Suche, findet

Digitized by Google

in einer Kirche die arme Waise, läßt sie in Seide kleiden und in der Kutsche in ihren Palast fahren. Kaum hat der Notar den Heiratsvertrag geschrieben, so springt der Gelähmte auf seine beiden Beine und ist völlig gesund. („Die Baronin von S. Antonio" P. 940.)

Wird ein poetisches Bild in Form einer Vision wiedergegeben, so beleidigt das den gesunden Menschenverstand weniger. In dieser Hinsicht ist „Der Teufel und der Geizhals" (P. 929) erwähnenswert: höchst anschaulich finden wir darin geschildert, wie zwei Mönche einen sterbenden Geizhals erblicken. Ängstlich schreit er; denn unten an seinem Kopfkissen sitzt ein schwarzes Ungeheuer mit Schwanz, Hörnern und feurigen Augen. Das kommt heraufgekrochen, immer höher, immer näher. Jetzt hat es ihn, würgt ihn mit den Händen, drückt ihm die Seele aus dem Leibe und entführt ihn samt seinem Geldsack zur Hölle.

Wenn jedoch des langen und breiten berichtet wird, wie ein Straßenräuber auf dem Gang zum Galgen bittet, das Bild der Madonna am Wege noch einmal küssen zu dürfen, worauf sich das hölzerne Bild zu dem ihre Füße berührenden Sünder herabneigt und ihn am Arm zu sich emporzieht — als Zeichen, daß er der Gnade würdig sei; oder wenn man erfährt, daß ein bereits im Meer ertrunkenes Kind später von Fischern mit den Netzen lebendig herausgezogen wird, weil die Mutter sogleich der Madonna gelobt hat, die nächsten sieben Mittwoche zu fasten: so können solche Produkte einer überhitzten Phantasie, die das ungeheuer starke Bedürfnis nach Manifestationen des Überirdischen im Südländer erzeugt, jedem normalen Menschen nur ein Lächeln des Mitleids abgewinnen. Aber von einer anderen Seite gesehen sind verschiedene dieser Legenden nicht ohne Interesse: diese rein sinnliche Anschauung von dem Gebahren und Walten der himmlischen Mächte deckt sich in gewisser Beziehung noch vollständig mit der altheidnischen,

Digitized by Google

die z. B. in der Ilias zum Ausdruck kommt, wo ähnlich wie die hl. Rosalia für ihre Palermitaner, Pallas Athene für die Griechen eintritt. Dort ist der Schauplatz der Olymp oder der Berg Ida, von wo aus die Götter die Kämpfe um Troja verfolgen: hier das Paradies, wo Christus, die Mutter Maria und die Schutzpatrone der sicilianischen Städte an deren Schicksal lebhaften Anteil nehmen. In zwei anderen Legenden (P. 922 und 923), dem „Erdbeben von 1693" und der „Cholera von 1837" schickt Christus selbst diese Plagen den Insulanern zur Strafe für ihre Gottlosigkeit. Nicht etwa in der Hölle, sondern im Himmel werden diese schrecklichen Ereignisse beschlossen, von da ausgeführt. Die Madonna und die Heiligen sind dagegen. Ihr Für und Wider, ist es nicht völlig dasselbe, wie der Zwist der homerischen Götter? In beiden setzen die Frauen, hier Maria und Rosalia, dort Hera und Pallas Athene, ihren Willen durch. Hier wie dort triumphiert schließlich das ewig Weibliche.

VIII.

Nach diesem Streifzug ins dunkelste Mittelalter, das heute noch in diesem seltsamen Volk lebendig ist, tut es wohl, den Duft der Blumen einzuatmen, die die weltliche Volksepik freilich nicht ganz so reich hat aufblühen lassen. Wahrlich, es ist, als trete man aus engen Burgverließen und muffigen Klostergängen auf eine frische, grüne Wiese.

Von dieser grünen Wiese der Romanzen und Balladen trennt uns jedoch vorerst noch ein Feld, das wir nicht mit geschlossenen Augen überschreiten dürfen. Es heißt das historisch-politische Lied. Zwar keine volle Ernte, wie bei der Liebeslyrik, gilt es hier einzuschaffen. Nur eine Ährenlese. Aber sie lohnt.

Ich gedenke im folgenden streng chronologisch zu verfahren und an der Hand meines treuen Mentors Pitrè, außer dem

Digitized by Google

eigentlichen historischen Lied zugleich auf die Lyrik Rücksicht zu nehmen, so weit sie, auch ohne ein besonderes Ereignis zu verewigen, wichtige geschichtliche Reminiszenzen enthält.

Das älteste, noch aus der Araberzeit (840—1080) stammende Lied dürfte eine Canzone sein, worin der arabische Gaid = Kadi (Richter) vorkommt. (P. Einl. S. 112):

Ccè lu Gaidu, e gran pena mi duna
Da ist der Kadi, der schafft mir schwere Sorge,
Abschwören soll ich meinen Christenglauben.
O meine Herrin, zweifelt nicht an mir:
Er, der Euch liebte, liebt Euch und bleibt treu!

Nämlich: seinem Glauben. Aus der Zeit nach den Saracenenkriegen (ca. 1100) datiert ein anderes, das die freie Ausübung des christlichen Kultus feiert (P. S. 104/5):

Frohlockt, ihr treuen Christen!
Ihr frommen Verehrer Marias!
Die Glocken sollen festlich läuten!
Das ist ein wahrer Tag der Freude:
Wir treiben's nicht mehr wie die Heiden,
Wir beten Gott im Wein und Brot an
Und die Mutter Gottes auf ihren Altären.

Auf Wilhelm II. (1166—89) geht der Gesang eines Mädchens:

Ich wohne in den Gärten von Palermo,
In dem Palast von Seiner Majestät.
Und der mich taufte, war der König Wilhelm,
Der von drei Staaten trug die Krone . . . .

(nämlich: vom Königreich Sicilien, vom Herzogtum Apulien und dem Fürstentum Kapua.)

So lebt der alte Normanne nach siebenhundert Jahren noch im Munde seines Volkes fort.

Aus dem späteren Mittelalter, auch aus der großen Hohenstaufenzeit hat sich merkwürdigerweise nichts derartiges erhalten, mit einer Ausnahme: die sicilianische Vesper (1282)

Digitized by Google

hat im Volk doch einen so tiefen Eindruck hinterlassen, daß die damals entstandenen Trutz- und Siegeslieder noch heute gesungen werden, z. B. (P. Einl. S. 103):

Frankreich, hör', es klingt die Totenglocke:
Frankreich kommt nicht wieder nach Sicilien!
Hoch Sicilien, das den Sieg errang!
Hoch Palermo, wahre Wunder tat's!
Läutet, alle Glocken, unserm Ruhm!
Kündet allen euren Schreckensruf,
Daß für ewig die Erinnerung bleibe:
Auf Sicilien mußten die Franzosen sterben!

In einem anderen heißt es nicht minder drastisch: „Erfrecht euch nie wieder, nach Sicilien zu kommen! Dort haben sie geschworen, euch das Fell zu salzen."

Die Zeiten, wo die Barbaresken an einem unbewachten Punkt der Insel landeten, die nächsten Städte plünderten, die Männer erschlugen, die Weiber und Kinder nach Afrika in die Sklaverei schleppten, vergegenwärtigen verschiedene Lieder. Da ruft die Strandwache:

Zu den Waffen, zu den Waffen!
Laßt die Glocken stürmen!
Die Türken sind zur Marine gekommen,
Wer alte Schuh hat, lasse sie sohlen (zur Flucht)!
Ich ließ meine am Morgen besohlen . . .

Und die von den Seeräubern entführte Geliebte beklagt der einsame Bräutigam:

Ach, dieser Schatz kann nimmer wiederkehren,
Ihn nahm mir der verbrecherische Mohr!

Vier Sultaninnen sollen (nach Alfio Grassi) allein aus Acireale stammen, namens: Rosalia, Stella, Venera und Rosa. Von dieser letzteren läuft im Volke noch jetzt ein origineller Wechselgesang. Ihr Verlobter, Felix, gleichfalls aus Acireale, ist ebenso wie sie in Gefangenschaft geraten und singt in Stambul unter den Fenstern des Serails: „Einst hieß ich Felix und

Digitized by Google

durchschiffte als Kaufmann die Meere. Jetzt bin ich Sklave des Großtürken und werde Elias genannt, selbst von ihr, die ich so heiß liebte." Worauf die Sultanin in einer zweiten Siciliane, nur ihm verständlich, zurücksingt: „Eines Tages liebte Felix Rosa und sie liebte ihn. Er gab mir sein Herz und ich ihm meine Seele. Tag und Nacht wünscht' ich mir nichts als Felix. Schon beweint' ich ihn als tot. Da find' ich ihn in der Türkei wieder, wie er mit Tränen seine Ketten netzt. Nun ist aus Elias wieder Felix geworden, da die Sultanin seine Sklavin ist."

Der wahre Herr des Mittelmeers war damals der Sultan. Dessen Admiral Dragut lieferte am 15. Juli 1561 bei der Insel Stromboli den Malteserrittern ein Treffen. Einer der Canti marinareschi Vigos (XLIII, 15.) gibt davon Kunde:

Sechs Schiffe liefen von Malta aus,
Jedes ein Ruhm des Meeres,
Das Admiralsschiff allen voran.
Auf den Türken wollen sie Feuer geben.
Der Großmeister weint nicht um seine Galeeren;
Die sind von Holz und bald zu ersetzen.
Er weint um seine teueren Ritter,
Die tot liegen, im Meer ertrunken.

Die siegreiche Rückkehr Karls V. aus Tunis nach Palermo (von seinem Türkenzug 1534) feiert noch ein volkstümliches Zeitgedicht (P. S. 113). Hingegen hat von der Seeschlacht bei Lepanto (1571) selbst ein so fleißiger Sammler wie Pitrè keine lebendige Erinnerung mehr vorgefunden. Jedenfalls ist ein so gewaltiges Ereignis, das im 16ten Jahrhundert eine Bedeutung wie im 19ten etwa die Völkerschlacht bei Leipzig oder der Tag von Sedan hatte, auch poetisch verherrlicht worden aber vielleicht nur von gelehrten Dichtern. Das Volk, durch unendliche Bedrückungen einer feudalen Regierung niedergebeugt, durch kirchliche Verfolgung: Interdikt und Inquisition eingeschüchtert, durch Kriege und Aufstände mitgenommen, scheint

Digitized by Google

sich damals um die Haupt- und Staatsaktionen der hohen Herren nicht sonderlich gekümmert zu haben. War es nicht im Grunde gleich, ob der Türke kam und die Städte verbrannte, oder ob der Spanier die Bevölkerung in anderer Weise, aber kaum minder schwer drangsalierte? Der Spanier, der ähnlich wie der Römer einst Sicilien nur als eine willkommene Beute betrachtete, z. B. Messina 1678, weil es seine Jahrhunderte alten Privilegien nicht der Raubsucht der Vizekönige opfern wollte, zur Revolution trieb und dadurch diese reiche Handelsstadt an den Bettelstab brachte. Hierauf läuft noch eine Parodie um, die die Nebenbuhler der Messinesen, die Palermitaner, damals aufbrachten:

Die Hähne zogen ab von Messina
Und ließen die alte Henne allein,
Drauf machte sie Frieden, zu ihrem Verderben.
Sie verlor Ohrringe und Halskette.

(Die „Hähne" sind die Franzosen, mit denen sich Messina gegen die Spanier verbündet hatte, und die Messina, die „alte Henne", nach dem Frieden von Nymwegen im Stich ließen.)

Im übrigen haben die Volkssänger von jeher alle möglichen Ereignisse gefeiert: Fürsteneinzüge, Königskrönungen, den Tod bedeutender Persönlichkeiten, Krieg, Erdbeben, Pestilenz, entweder satirisch-launig oder treuherzig-ehrlich, im Biedermeierton. So werden, wenn man die mehr episodisch eingestreuten Szenen im Himmel in ihnen ausscheidet, eine Reihe der von Pitrè wiedergegebenen Legenden z. B.: „Die Wassersnot von Alcamo", „Das Erdbeben von 1693", „Die Cholera von 1837" eigentlich zu historischen Gedichten, insofern sie außerordentliche Unglücksfälle einzelner Städte oder der ganzen Nation schildern. Dies geschieht in einigen mit gesättigten Farben. Der brave Bauer zum Beispiel, der jenes Erdbeben besingt, hat Phantasie und ist zugleich ein guter Realist: „Der Ätna zitterte. Von ihm ging alles Unheil aus. Ein neuer Palast stürzte ein.

Digitized by Google

Da zitterte der starkbeschwingte Vogel, es zitterten die Toten in ihren Grüften. Die Erde zitterte, die ohne Schuld. Wie zitterte ich da, ich alter Sünder! Im Jahre 1693 am 11. Januar, drei Uhr Morgens fühlt' ich mich in die Höhe gehoben, als wäre meine Gestalt verändert. Und draußen hörte ich die Leute schrei'n: In Catania fallen die Mauern ein! . . . Es fielen der Kirchturm und die Glocken. Es fielen die Dächer und die Wände. Nicht in einem Monat, nicht in einer Woche: in einer kleinen Viertelstunde! Da mußten Fürsten und Grafen sterben und mancher feine Kavalier und die armen Würmchen im tiefen Schlaf (li picciriddi cu l'ucchiuzzi chiusi)."

Auch der siebzigjährige Bauer, der die „Cholera in Palermo" als Augenzeuge in Verse gebracht hat, verrät eine scharfe Beobachtungsgabe und warmes Mitgefühl: „Wie viel' unschuldige Seelchen weinten da! Nackt (nuduliddi) standen sie auf den Straßen mit ihrem Kummer im Herzen, die Waisen, ohne Vater und Mutter. Und als die Gräber voll waren, lagen die Leichen draußen offen, vor den Häusern gehäuft. . . . Sollen wir denn alle sterben, ohne Beicht' und Sakrament? Wo bleiben die Leichenträger und Totengräber? wo bleiben die Priester, um die hunderte von Sterbenden zu versehen?" Dann erzählt er voll kindlicher Verwunderung: Ein Sanitätskordon wurde um die Stadt gezogen, der schloß sie ab von der übrigen Welt. Als an einem Tag (am 10. Juli 1837) nicht weniger denn 162 Menschen der Epidemie erlagen, wurden zur öffentlichen Verehrung die Reliquien der hl. Rosalia ausgestellt, zu denen die Bevölkerung barfuß, die feinen Damen ohne Hut (ein Zeichen großer Demütigung) in Scharen wallfahrteten.

Man gewinnt durch die Legende, wenn man sie vom geschichtlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, ein deutliches Bild von jener fürchterlichen Katastrophe.

Und noch bis in die neuere Zeit bringt sogar jedes kleine

Digitized by Google

Ereignis Volkslieder hervor. Ähnlich wie in Neapel vor Jahren die Drahtseilbahn auf dem Vomero in dem weltbekannten Gedicht besungen wurde: Jammo, jammo . . . al funiculà. In dem Kapitel „Humor und Satire" habe ich des „Centesimo" gedacht, den die Abschaffung der alten Münze veranlaßte. Hier noch eines, wozu den Volkswitz der Palermitaner die Einführung von Leichenwagen anstachelte, die 1867 an Stelle der Sänften traten (Pitrè: Studi di poesia popolare S. 29):

Lustig, ihr armen Teufel von der Straße,
Jetzt geht's per Kutsche ins Paradies!
In der Kutsche sind lauter Schleifen und Troddeln,
Die kitzeln Dich noch sanft an der Kehle.
So nobel fährt man uns zur Grube!
Ich möchte wohl die Torenseele sehn,
Die für drei Lir' nicht diese Kutsche nimmt!

Welch ingrimmiger Humor in diesem letzten Gedanken!

Natürlich hat auch der deutsch-französische Krieg verschiedene Volkslieder gezeitigt, zum Teil wenig respektierlicher Art gegen „Napuliuni" und mit offener Parteinahme für La Pursia (Preußen):

Napoleon zog in den Krieg,
Und Preußen nahm ihm seine Städte weg.
Ich sagt' es gleich: Bei meinem Schopf,
Der fährt die Karre in den Dreck.

Jener alte Bauer, dessen ich schon oben Erwähnung tat, Carmelo Papa in Cefalù, entnahm aus Erzählungen gebildeter Leute seines Orts und auch wohl aus Zeitungen, woraus er vorlesen hörte, den Stoff zu einem langen Gedicht über unsern Feldzug. Wennschon seine Reimereien teilweise recht prosaisch ausgefallen sind, so bleibt es doch interessant, zu sehen, wie sich auf dieser entlegenen Insel in dem Hirn eines geringen,

Digitized by Google

des Lesens und Schreibens unkundigen Mannes die Erfolge unserer Waffen spiegelten. Carmelo Papa singt (Pitrè a. a. O. S. 90 ff.):

Frankreich und Preußen sind im Streit.
Die beiden Reiche sind geschworene Feinde.
Ganz hitzig sind die beiden Herrscher
Und messen mit der Spitze ihre Degen.
Die Folgen hört ihr jetzt; denn alle Länder
Sind in Verwirrung und verschiedene Könige
Versorgen sich mit mehr Soldaten.

Das macht den hohen Herren nur Vergnügen.
Sie fangen Kriege an für nichts, um nichts!
Sie machen eine Metzelei von Christen
Und schicken so viel Leute in den Tod:
Gen'räle, Obersten und Kapitäne,
Zu Pferde und zu Fuß, und auch Sergeanten
Nun fließt das Blut, nun schießt es auf wie Quellen.
Unschuldige müssen's zahlen mit dem Leben.

Die Preußen haben sich ins Zeug gelegt
Und manche Stadt und Festung eingenommen.
Doch standhaft sind auch die Franzen, tapfer
Und treu verteidigen sie ihre Fahnen.
Ganz schrecklich ist der Schaden, die Verwüstung.
Paläste seht ihr da, der Erde gleich,
Auch abgeschnittene Bäume, und bank'rott
Ist mancher große Kaufmann und Besitzer.

Im siebziger Jahr ward dieser Krieg erklärt,
Ein Krieg, so schreckensvoll und blutig.
Zwar hatte Preußen großen Schaden auch,
Doch siegte es mit seiner Heeresmacht.
Frankreich vergißt gewiß die Schlappe nicht,
Erst unter allen Völkern so gefürchtet.
Napoleon hat den Degen überreicht,
Am Boden liegt sein kaiserlicher Stuhl usw.

Wie ist doch dieses ganze Volk von Poesie durchdrungen! Das allgemeine Empfinden mit Poesie geradezu gesättigt!

Digitized by Google

Dieses Gedicht erscheint mir in der Tat als ein Phänomen. Sein größerer oder geringerer künstlerischer Wert kümmert mich nicht. Nein, daß es überhaupt entstehen konnte auf solchem Boden und in solcher Umgebung, das ist das Wunderbare. Um es in seiner ganzen Absonderlichkeit zu begreifen, stelle man sich vor, ein deutscher Bauer hätte jüngst in einem seitenlangen Gedicht den russisch-japanischen Krieg besungen.

IX.

Der sicilianische Sprachgebrauch kennt weder Romanzen, noch Balladen. Er begreift sie vielmehr unter dem Namen: Arien (oder Arietten) und Legenden im weiteren Sinne, d. h. von rein weltlichem Charakter. Beide sind durch die Form verschieden: die Arien sind aneinander gereihte Vierzeiler mit immer wechselnden Reimen, die Legenden sind, wie wir schon gesehen haben, eine Folge von Sicilianen. Aber auch inhaltlich herrscht eine gewisse Differenz. Die Legenden sind stets rein episch, die Arien sind es wohl auch in der Überzahl, manche aber zeigen eine Mischgattung, einige wenige sind rein lyrisch. In ihnen befreit sich sogar das Liebeslied von der sonst unerläßlichen Oktavenform und nähert sich damit den Erzeugnissen der Kunstdichtung, so (P. 894):

Soll ich bei aller Pein,
Liebste, Dir gut noch sein?
Die Nächte ich klage
Und seufze die Tage.

Stets an mein Mißgeschick
Denk' ich, mein sprödes Glück,
Daß wir getrennt nun sind,
Mein süßes Kind.

Ich mag sitz'n oder steh'n,
Essen, spazieren geh'n:
Mein Herz weint immerzu,
Find't keine Ruh'.

Digitized by Google

Wenn ich schlaf' in der Nacht,
Nahst Du im Traum mir sacht.
Aber erwach' ich dann,
Starren mich vier Wände an.

Hab' Frieden nicht auf Erden,
Möcht' gleich ein Ketzer werden,
Sterben am Platze hier —
Stürbst Du mit mir.

und (P. 890):

Flieg', kleiner Vogel, fliege
Zu meinem lieben Trautchen!
Geh', hör', was sie Dir sagen wird,
Und kehre gleich zurück!

Such' sie allein zu treffen
Und bringe ihr die Botschaft:
Noch immer trennt uns Elende
Ein grausames Geschick.

Wenn sie nach mir Dich fragt,
So sag', ich sei am Leben;
Doch hätt' ich Welt und Leben
Den Abschied schon gegeben.

Frag' sie, ob sie noch denke
An jenes süße Wort,
Das sie mir sagte: „Weine nicht,
Du meines Lebens Hort!"

In meiner Brust das Feuer
Die Leiden nur entfachen,
Und keinem soll's gelingen, mich
Abtrünnig Dir zu machen.

Das Schicksal will es eben:
Wir sollen standhaft sein,
Uns immer, immer lieben
In Kummer, Not und Pein.

Digitized by Google

Hingegen möchte ich als echte Romanze anſprechen:

O Gott, welch ſchönes Mädchen,
Jetzt mitten in vier Mauern!
Die eklen Würmer freſſen es,
Im Boden muß es faulen!

O Tod, wie grauſam warſt Du doch,
Warum biſt Du gekommen?
Und haſt nach einem Jahre mir
Mein Liebchen weggenommen?

So ſagt mir doch, ſo ſagt mir doch,
Wer kam hierher zu hauſen?
Der Tod, des Todes Schweigen zog
Hier ein und Todesgrauſen.

O hätteſt Du da unten ſie
So traurig ſehen liegen,
Du hätt'ſt den Tränen nicht gewehrt
Und wärſt hinabgeſtiegen.

O lieber, guter Sakriſtan,
So öffne dieſen Schragen!
Mit einer Kerze in der Hand
Will eine Stund' ich klagen.

Ich bitt' euch, Wurm und Engerling,
Ihr Mäuſe, wollt nicht nippen
An den ſchwarz-offenen Äugelein,
Den zuckerſüßen Lippen!

Ich bitt' euch, Maus und Engerling,
Verſchonet ihre Schöne,
Die weißundſchwarzen Augen und
Die langen, blonden Strähne!

Schnell, Küſter, eine Kutte her,
Wie ſie die Mönche tragen!
Will antun dieſes Trauerkleid
Und um mein Rebhuhn klagen.

Digitized by Google

Gib einen Bleistift und Papier,
Damit ich's gleich drauf schreibe,
Daß, wer vorüber kommt, es les'
Und sinnend stehen bleibe.

O Tod, wie grausam warst Du doch,
Warum bist Du gekommen?
Und hast nach einem Jahre mir
Mein Liebchen weggenommen? (P. 907.)

und:

Eine arme Pilgerin,
Bin ich, die die Welt durchschweift
Ganz allein und ohne Freund
Wand're ich die Tag' und Nächte.

Da, nachdem ich lang gewandert,
Kam ich an ein niedres Strohdach.
Näher wagt' ich mich heran,
Drinnen war ein junger Schäfer.

Und was treibst Du, guter Schäfer?
Willst Du mir um Gottes willen
Eine kleine Gunst erweisen?
Ich bin hungrig, müd' und durstig.

Er bereitet mir zu essen:
Ein Stück Brot und einen Käse,
Stellt für mich auch eine Flasche
Zur Erfrischung in den Brunnen.

Seit ich Dich zuerst gesehn,
Hab ich Dich ins Herz geschlossen,
Dich gestreichelt, Dich umarmt,
Schönster, doch — nur in Gedanken. (P. 892.)

Das Gegenstück zu dieser harmlosen Phantasie eines guten, unschuldigen Mädchens ist die kecke, serenadenhafte Liebeswerbung eines feurigen Burschen, die ungemein frisch einsetzt:

Affaccia, Rosa amabbuli,
E sentimi cantari.

Digitized by Google

Zum besseren Verständnis sei im voraus bemerkt, daß die Bettelmönche kleine Geschenke: gebrannte Bohnen, Oliven und Gemüse den Almosenspendern als Gegengabe verehren. Die Serenade, bei der man unwillkürlich die Mandolinensaiten klirren und die Gitarre klimpern hört, lautet:

Du schönes Röschen, zeige Dich
Und höre, was ich singe:
Für Dich, mein Mädchen, will ich gehn,
Will Kapuziner werden.

Im Kloster draußen vor der Stadt,
Da werd' ich Buße tun
Und bei den frommen Vätern
Mein zartes Fleisch kasteln.

Da werd ich übel schlafen —
Es graust mir dran zu denken —
Als Kissen einen Ziegelstein,
Im härenen Gewand.

Der Bruder Guardian geht vorbei
Und läutet früh zur Mette:
O ich geschlagener, armer Mann,
Wie zeitig muß ich aufstehn!

Zum Betteln schicken sie mich aus.
Zu Dir soll man mich schicken.
O Mädchen, jetzt komm ich zu Dir
Und tu, als ob ich bettle!

Gebrannte Bohnen bring' ich Dir
In meiner Tunika,
Auch einen zarten Salatkopf,
Oliven, eingemachte.

Weißt Du, was ich erdacht hab'?
Nun höre gut mir zu:
Du mußt die Nonne machen
Im Kapuzinerkloster!

Digitized by Google

Wenn Du erst eine Nonne bist,
Darf niemand mit Dir sprechen.
Du Nonn', ich Mönch: so wollen wir
Zusammen Buße üben.
Du Nonn', ich Mönch: so wollen wir
Uns ganz alleine lieben! (P. 893.)

Die Verkleidung als Mönch ist das Thema noch eines anderen lustigen Liedchens, betitelt:

Der Liebhaber als Beichtvater.

Poch, poch! „Was gibt's? Wen suchet Ihr?"
„Ein Bettelmönch steht vor der Tür."

„Laß mich in Frieden! Denn vernimm:
Um meine Tochter steht es schlimm!

Hinweg! kann nicht verweilen lang;
Meine Tochter liegt mir krank."

„Ei, ist Euer Töchterchen krank, so laßt
Sie beichten ihre Sündenlast!

Schließt alle Fenster und den Balkon,
Daß niemand höre die Konfession!"

Die Mutter im Saale klagt und weint.
Das Töchterchen lacht, mit dem Mönch vereint.

„Jetzt geh' ich, Liebchen, und lasse zurück
Dir zur Erinnerung meinen Strick!"

„Jetzt geh' ich, und zur Erinnerung Dir
Laß ich mein Taschentuch noch hier." (P. 904.)

(Wie erwähnt, ist das Taschentuch eines der üblichen Liebesgeschenke.)

Zwei weitere Proben der sicilianischen Romanzendichtung sei mir noch verstattet anzuführen, die eine mit der Überschrift „Der Ring", um mich mit Pitrè ein wenig über einen wesentlichen Punkt der Volkspoesie auseinanderzusetzen, die andere „La fuga amorosa", weil sie eine gewisse Parallele zu deutschen und altenglischen Liedern ähnlicher Art eröffnet:

Digitized by Google

Der Ring.

Auf einem Hügel wohnen
Drei Schwestern miteinander.
Die kleinste und die schönste
Will gern das Segeln lernen.

Da, während sie so segelte,
Fiel ihr der Ring ins Wasser.
„Matrose, lieber, guter,
Komm her und fische hier!"

„Wenn ich den Ring Dir fische,
Was willst Du mir dann geben?"
„Ich will Dir hundert Taler,
Ein'n gestickten Beutel geben."

„Ich will nicht hundert Taler
Und kein'n gestickten Beutel,
Will einen Kuß der Liebe,
Wenn Du mir den willst geben?"

„Hinweg, Du frecher Knabe,
Lern' Anstand und Benehmen!
Das sag' ich meinem Vater,
Von ihm laß' ich Dich prügeln! —

Heut' abend komm' um acht Uhr,
Da ist er nicht zu Hause —
Mit dieser Hand öff'n ich die Tür,
Mit der umarm' ich Dich." (P. 909.)

Pitrè meint, die beiden letzten Strophen seien nicht in Übereinstimmung und scheint mir, wie so oft eine Lücke anzunehmen. Mit Unrecht, diese Lücken existieren in Wahrheit im Volkslied nicht. Denn ihm ist das Sprunghafte, das Fallen aus einem Extrem ins andere gerade eigentümlich, wie aus Dutzenden deutscher Lieder nachgewiesen werden könnte. Und nicht leicht dürfte sich wieder ein Beispiel finden, wo eben durch den Gegensatz die weibliche Verstellung so prächtig gemalt ist wie hier.

Digitized by Google

La fuga amorosa, eigentlich „Die verliebte Flucht“ wäre wohl schicklicher zu benennen:

Die nächtliche Entführung.

O Gott, welch' feines Jüngferchen,
Ein Fähnchen wie von Golde —
Sagt mir, wohin der liebe Schatz
Entflohen sein sollte?

Die Nacht ist bitterkalt, das Meer
Zeigt eine Trauermiene.
Doch heiß und freudig schlägt das Herz
Nina und Katherine.

Und mit dem Schlage Mitternacht
Ein Schifflein kommt gezogen.
Das nimmt sie auf. Die Liebe trägt
Die beiden über die Wogen.

Nun sucht sie nur und hascht sie nur,
Die heimlich stieß vom Lande!
Die arme Mutter, Wittwe gar,
Kam drüber von Verstande.

Nun steht das Haus verlassen,
Es klagen seine Mauern.
Die Mütter raufen sich das Haar,
Selbst die Natur hilft trauern.

Die graue Woge wütet wild,
Und wie sie schwillt zum Strande,
Sieht sie ein tollgewordnes Weib
Stehn auf dem Klippenrande . . .

O Gott, welch' schönes Jüngferchen,
Ein Fähnchen wie von Golde,
Sagt mir, wohin der liebe Schatz
Entflohen sein sollte?

Die Lieb' hat sie davongeführt.
Was frommen Klagenlieder?
Was schäumt und schlägt das Meer so wild?
Kathrinchen kehrt nicht wieder. (P. 906.)

Digitized by Google

Wem fallen hier nicht Stellen aus unserer deutschen Volksdichtung ein, wie die vom Morgenrot, das dem Reiter zum frühen Tode leuchtet, oder von der Linde, die so schaurig im Winde sich wiegt und biegt, sie weiß wohl warum? Wie dort und in manchen altenglischen Liedern haben wir auch hier eine Personifikation der Natur, die Anteil nimmt an den Geschicken der Menschen. Das Meer trauert, die Mauern klagen, die Wellen wüten. Sie alle scheinen ihren Zorn gegen das fliehende Liebespaar, ihr Mitgefühl mit der verlassenen Mutter auszudrücken. Diese echt poetische Darstellungsweise fanden wir ja schon zerstreut in den Canzonen, wir begegnen ihr besonders häufig in den Balladen.

Von den Balladen verdient eine, „Die Prinzessin von Carini", ausführlicher besprochen zu werden. Sie bedeutet für die Sicilianer das, was für uns „Bürgers Leonore", für die Engländer etwa „Wilhelm und Margareth" oder die „Chevy-Jagd".

Sie unterscheidet sich schon durch die Behandlung des Verses von anderen „Legenden" (im oben gefaßten Sinn): echte Sicilianen und Ottaverime werden unterbrochen durch anschließende Reime (aa bb) und Wechselreime (ab ab). Durch diese Freiheit, die sich der leider unbekannte Dichter nahm, kommt eine größere Beweglichkeit in sein Werk.

Das Original ist verloren. Mühselig hat Salomone Marino die Bruchstücke in Carini bei Palermo, dem Schauplatz der Erzählung, sowie an anderen Orten der Insel gesammelt und die Ergebnisse seiner Forschungen in dem Buch: „La Baronessa di Carini, Leggenda storica popolare del secolo XVI." 1870 zum erstenmal herausgegeben, dann wieder 1873. In dieser Gestalt hat Pitrè das Gedicht unter Nr. 919 seiner Sammlung einverleibt. Der Inhalt ist kurz folgender:

Digitized by Google

Die Prinzessin, nach anderen Lesarten die Baronesse Katherina Carini, Tochter Pietros II. von Carini, unterhält in Abwesenheit ihres Vaters ein sträfliches Liebesverhältnis mit ihrem Vetter, dem Ritter Vincenzu Vernagallu. Ein Mönch verrät dem Vater in Palermo das Geheimnis. Dieser eilt nach Carini in sein Schloß und ersticht die Tochter.

Die Bedenken Pitrès (Canzoni II S. 129), daß es sich in Wahrheit nicht um einen Tochtermord, sondern um den Mord der treulosen Gattin handelt, sind nicht abzuweisen, kümmern uns hier jedoch nicht. Wie bewältigt der Dichter seinen kargen Stoff?

Zuerst wird alles zur Trauer aufgerufen:

Ihr Flüsse, Berge, Bäume, weinet,
Verhüllt euch, Sonn' und Mond!
Was wollt ihr, Vögel in der Luft?
Vergebens sucht ihr eure Freude.
Ihr Barken, die ihr langsam zieht
Am Strande, hißt die schwarzen Wimpel!

Aber schon hier wird die Sühne in Aussicht gestellt:

Und einer kommt mit bleiernen Füßen,
Mit langsamen Schritten kommt er; doch
Er, der allein die Welt regiert,
Kainsseele, dich erreicht er noch.

Denn „Rache schreit das Blut an der Wand", an die sich die Getroffene in ihrer Todesangst anzuklammern suchte.

Dann beginnt die eigentliche Erzählung mit der Liebeswerbung des Ritters Vernagallu. Der schweift um das Schloß, wo die Schöne wohnt, wie die Biene im April um die Blumen. Immer blickt er nach ihren Fenstern. Bald durchfliegt er auf seinem Maultier die Ebene vor dem Schloß. „Bald seht ihr in der Kirche (bei der Messe, die sie auch besucht) seine verliebten Augen glänzen, bald hört ihr ihn des Nachts im Garten zur Mandoline singen."

Digitized by Google

Katherina, die „feine Lilie", will ihr aufgeregtes Herz beschwichtigen, sie antwortet ihm nicht und achtet seiner nicht. Aber innen entbrennt ihr eine lodernde Flamme. Immer wieder tritt ihr seine schöne Gestalt vor die Augen. Und endlich hat Überlegung und Verstand keine Gewalt mehr über sie; denn „alles bezwingt die Liebe".

„Diese Blume (ihre Liebe) sproßte mit anderen Blumen auf im März und gab süßen Duft im April und Mai; aber dann verzehrte sie die Glut der Junisonne. Wohl gab ihnen ihre Liebe ein Glück von Gold und Rosen. Aber das Gold ist der Neid der Menge, und die Rose ist nur kurze Zeit frisch und schön, dann fällt sie entblättert zur Erde."

Nach diesen verblümten Andeutungen wird der Angelpunkt der Erzählung gegeben in der Unterredung, die Katherinas Vater mit dem Mönch hat. Der Fürst kehrt abends von der Jagd in seinen Palast nach Palermo zurück. Da schleicht sich der Mönch an ihn heran und begehrt ihn zu sprechen. Diese Figur ist ein echtes Gegenstück zu dem „falschen Nönnlein" im deutschen Volkslied. Wie dieses den beiden Königskindern die Kerze auslöscht, daß sie elend zugrunde gehen, ist es in der sicilianischen Ballade ein Klosterbruder, der dem Vater die heimliche Liebe der Tochter verrät und dadurch ihren Untergang herbeiführt. Bis tief in die Nacht sitzt der böse „munacheddu" (das Mönchlein) im Flüstergespräch mit dem Fürsten zusammen, der „verräterische Hund" (cani traduturi), mit dem „herzlosen Türken" (Turcu spiatatu). Das Volk und mit ihm der Dichter nehmen natürlich für das arme Opfer Partei gegen den Rächer der Ehre seines Hauses.

Die Nacht war wild und stürmisch (immer wird die Natur zur Handlung in Beziehung gesetzt),

Der Mond verbarg sich hinter Wolken,
Und klagend flog das Käuzchen auf.

Digitized by Google

Dann, noch vor Morgengrauen, wappnet sich der Fürst, seinen fürchterlichen Entschluß auszuführen, mit Helm und Degen:

Fliege, mein Roß, hinaus aus Palermo!
Hurtig, ihr Knappen, gebt mir Geleit!

Allmählich dämmert es und:

Wie Blut flammt über Ustica,
Im Meer, die Morgenröte schon.
Die Schwalbe schwirrt empor und grüßt
Das Licht mit süßem Zwitscherton.
Da naht ein Sperber ihrer Bahn,
Der möchte sich die Fänge lecken.
Und furchtsam fliegt sie schnell zurück,
In ihrem Nest sich zu verstecken.
Da hockt sie nun und harret bang,
Vorbei ihr glücklicher Gesang!

Ein ähnlicher Schrecken, wie die Schwalbe, befällt die Prinzessin, als sie ganz in Liebesträumerei versunken auf ihrem Balkon sitzt und plötzlich die Reiter über die Ebene auf das Schloß daherjagen sieht. Sie erkennt ihren Vater: „Warum kommt er? Nur meinetwegen. Was hat er vor?"

Und nun, ganz unvermittelt, echt balladenmäßig:

„Herr Vater, was kamt Ihr? Was wollt Ihr von mir?"
„Dich zu töten bin ich hier."
„Herr Vater, so laßt eine kleine Zeit
Mir noch zum Beichten. Dann bin ich bereit."
„Jetzt willst Du auf einmal beichten gehn?
Gar üble Scherze treibst Du seit langen.
Jetzt ist nicht die Stunde, den Beichtiger,
Noch andere Herren zu empfangen."
Und kaum hat er das Wort gesprochen,
Hat schon sein Degen ihr Herz durchstochen.

Die Leute rotten sich zusammen und laufen herbei. Man bringt die „Lilie von Carini" auf den Friedhof, und in der Nacht wird sie begraben.

Digitized by Google

Alles im Schloß und im Städtchen trauert und zugleich die Natur: die Nelken, die Katherina an ihren Fenstern gezogen hat, verdorren aus Kummer über ihren Tod. Der Hahn, der eben krähte, verstummt, schlägt mit den Flügeln und verkriecht sich:

Siccaru li galófari a li grasti,
Sulitu ch'arristaru li finestri;
Lu gaddu chi cantava 'un canta cchiui,
Va sbattennu l'aluzzi e si nni fuj.

Herzbeweglich klingen die Klagen des Ritters, der sie liebte:

Mein Schiff ist fern vom Hafen,
Mitten im Sturme — ohne Pilot.
Mein Schiff ist fern vom Hafen,
Das Segel zerrissen, der Führer tot.

Wie das Meer brandet sein Herz, wenn er zu ihrem leeren Balkon, zu den nun geschlossenen Fenstern hinaufblickt. In seiner Verwirrung läuft er nachts zum Totengräber und will die Leiche seiner Titidda (sicilianischer Kosename für Katherina) wieder aufwecken, die „nicht würdig ist, bei den Toten zu hausen, und sich so sehr grauste, allein zu schlafen". Bei ihrem Sarg hat er eine seltsame Vision: Er sieht den tückischen Mönch als Judas in der Hölle, wie er in einem Buche liest. Und auch seine Geliebte erblickt er in der Hölle, weil sie ohne Sakrament hat sterben müssen. Sie sagt zu ihm:

Diese Qualen erduld' ich um Dich!
Hätt' ich lieber die Tür verschlossen,
Damals als ich zu Dir sagte:
Komm herein, geliebtes Herz!

Worauf er der Verdammten antwortet: Hätt' ich Dich nicht so sehr geliebt, wäre jetzt nicht die ganze Welt für mich tot. Öffne diese Brust und Du findest darin geschrieben den süßen Namen meiner ‚Titidda'!"

Digitized by Google

Im zweiten Teil der Erzählung sieht der Dichter den Ritter Vernagallu in der Kutte. Aber der findet keinen Frieden:

Willst Du die Klagen hören,
Die kein Mensch kann beschwören?
Willst Du hören die Klagen,
Die niemand kann aussagen?
. . . . . .
Ich möcht' in eine Wüste gehn,
Gras fressen wie die Tiere,
Mein Bett aus stechenden Dornen machen,
Mein Kissen sei der Stein am Wege!
Mit Steinen will ich die Brust mir schlagen,
Und weinen sollen meine Augen,
Weinen, weinen, wie zwei Quellen,
Bis mir der Himmel verzeiht!

Auch des Mörders Bett sind „Dornen und Nägel". Noch drastischer wird seine Verzweiflung gemalt, als er sein verödetes Schloß später wieder aufsucht und vergeblich seine Tochter beim Namen ruft:

Öffne dich, Himmel, verschlinge mich, Erde!
Blitze flammt und schlagt mich nieder!
Riss' mir doch einer das Herz aus der Brust!
Oder träf' es im Schlaf mit dem Messer!

Wie ein Gespenst schweift er auf den Straßen,

Fühlt die Nacht mit ihren kalten Flügeln,
Sieht um sich verdammte Geister tanzen,
Rund herum, und hört ihr gräßlich Lachen.

Wie Nebel sich mit Nebel ballt, so steigen Schatten und Erscheinungen vor ihm auf. Zu spät wird ihm klar, was er angerichtet hat:

Es kommen und gehen die glücklichen Tage.
Die schöne Vergangenheit kehrt nicht wieder.

Mit den Worten:

Fall herab, Hand Gottes, schwer wuchtende,
Fall herab und tu dich kund!

Digitized by Google

(die vielleicht bei der Zusammensetzung der Bruchstücke etwas früher hätten eingefügt werden sollen) schließt das ganz eigenartige Gedicht, das, abgesehen von den Mängeln der Komposition, überall einen Poeten ersten Ranges verrät. Jene Mängel sind aber vielleicht zum überwiegenden Teil bedingt durch die lückenhafte Überlieferung.

Vor der „Prinzessin von Carini" treten die übrigen Balladen weit zurück. Eine von ihnen: „Die Piraten" (P. 912) veranschaulicht zwar recht lebendig und in kriegerischem Ton, der sonst ziemlich selten ist, einen Einfall der Türken und die Entführung der schönen Agatha, eine andere: „Giacchino Leto" (P. 917), welche die Ermordung mehrerer Polizisten beim Aufstand 1848 poetisch verherrlicht, sprüht förmlich von diabolischem Haß, der den Titelhelden, einen grausamen Handlanger bourbonischer Kabinettjustiz, noch über das Grab hinaus verfolgt: seine verruchte Seele wird weder vom hl. Peter in den Himmel, noch vom Satan in die Hölle eingelassen. Aber im allgemeinen sind es Räuberballaden, grausam, bluttriefend, ohne großen dichterischen Wert. Komisch wirkt es, wie der blinde Volkssänger, der diese Schauergeschichten zur Violine oder Gitarre singt, es sehr ernst nimmt mit seinem Amt. Die Einleitungen verraten die Wichtigkeit, womit er sich ans Werk begibt. So beginnt die Ballade „I due Banditi" (P. 914): „Zuerst rufen wir Gott, unsern Herrn an. Denn er allein kann uns helfen. Wenn er mir mit seiner Gunst beisteht, will ich Euch die Geschichte von den beiden Banditen erzählen."

In allen steht der Dichter auf der Seite der Räuber. Sein Lied feiert in Übereinstimmung mit dem Volksempfinden diese mutigen Männer, die oft nicht aus Gewinnsucht, sondern aus einem ganz anderen Drange das Messer zücken: sie wollen die Ungerechtigkeit dieser Welt, die in der ungleichen Verteilung der irdischen Güter liegt, beseitigen oder doch ein wenig

Digitized by Google

mildern. In der Tat ist es vorgekommen, daß sie die Reisenden plünderten, aber ihre Beute den Armen gaben.

In einem Lande, wo es jahrhundertelang mit der öffentlichen Sicherheit ebenso schlimm bestellt war, wie mit der unparteiischen Handhabung der Justiz, in dem Lande der Mafia können Anschauungen nicht wundernehmen, wie sie in folgendem balladenähnlichen Spottgedicht zutage treten:

Sie trugen ihn zur Kirch' herein
Auf einer schwarzen Bahre,
Die Hände über die Brust gekreuzt,
Mit blutbeflecktem Haare.

Es kommt das hohe Landgericht:
„Wer war's, der ihn erschlagen?"
„Ihr Herrn, wir haben nichts geseh'n,
Wir können's Euch nicht sagen."

„Was? auf dem großen Rathausplatz:
Am Mittag, um zwölf Uhr?
Und keiner hat ihn fliehen seh'n,
Und keiner weiß die Spur?"

„So schnell geschah's. Der Mörder kam
Und ging. Wohin? Woher?
Der Tote gehört den Toten.
Man spricht von ihm nicht mehr."

„Hier auf dem großen Rathausplatz,
Am hellen, lichten Tag?"
Wer wohl den armen Don Peppin
Erschlagen haben mag?

„O Jesus, welch' ein hübscher Mensch!
Wer hat ihn umgebracht?"
Ja, such' ihn nur und find' ihn nur!
Der ist fort: Gute Nacht!

Es kam das ganze Landgericht.
Doch stumm, wie eine Wand
Blieb jeder: „Flieh'n hab' ich ihn seh'n,
Doch hab' ihn nicht erkannt."

(Cutrera: La Mafia S. 32.)

Digitized by Google

So wird die strafende Gerechtigkeit zu vereiteln gesucht. Als Zeuge vor dem Kriminalgericht zu erscheinen, wider einen andern auszusagen, gilt noch heute in ganz Sicilien für eine Schande. Und wer nicht aus einem falschen Ehrgefühl (der „Omertà", der Verbrecherehre) schweigt, der schweigt oder schwört falsch aus Furcht vor der unausbleiblichen Rache des Angeklagten und seiner Angehörigen.

Die letzte Stufe der balladesken Erzeugnisse der Volkspoesie nehmen die Bänkelsängerlieder ein, die auf Jahrmärkten wie bei uns vor schaurigen Bildern mit erbärmlicher Miene heruntergegröhlt werden. Der Sänger oder sein zerlumptes Kind zeigen dabei — wie bei uns — mit einem Rohr auf die Bildertafel. Da blinkt das Messer, da spritzt das Blut in Strahlen, wie auf den Kreuzigungsgemälden der Tiroler Dorfkapellen. Im Anfang scheint der Mond noch ganz vergnügt auf ein seliges Liebespaar, am Schlusse kommen die Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett sektionsweise anmarschiert. Darf ich es wagen, dem Leser eine dieser in Reime gebrachten sicilianischen Moritaten zu verdeutschen? Ich tue es auf die Gefahr hin, belächelt zu werden, als ob ich dieser Art Poesie irgendwelchen Wert beimäße. Mit Verlaub, wenn keinen anderen, so hat sie doch den der plastischen Darstellung in knappster Form. Nirgends tritt diese Eigentümlichkeit der epischen Volkspoesie so klar hervor wie hier: niemals ein langes Verweilen, sondern Sparen der Worte, wo nur irgend möglich. Oder würde ein Novellist den Stoff der nachstehenden Ballade: (La Comare. P. 918) auf weniger als zwölf Seiten ausgestaltet haben, den der Volkssänger in zwölf Strophen zusammendrängt? Die Ballade lautet:

Die Gevatterin.

Ihr Leute, hört, was Schreckliches
Geschah zu Castronuovo!
Der allgewaltige Gott durchkreuzt
Der Sünder schlimme Pläne.

Ein unſchuldiges, kleines Kind
Hatt' alles angeſehen.
Am Abend kam der Vater,
Dem hat ſie es erzählt.

„Ein Mann iſt 'reingekommen,
Hat mit Mama geſprochen.“
„Hör', Kindchen, wenn er wiederkommt,
Dann rufe mich ſogleich!“

„Sowie er wieder eintritt,
Ruf' ich Euch, lieber Vater.“ —
Die Mutter konnt' nicht ſchlafen,
Forſcht ihre Tochter aus.

„Was ſagte Dir der Vater,
Da er mit Dir geſprochen?“
„Er ſagte, wenn der Onkel kommt,
Soll ich Papa gleich rufen.“

Die Frau fand keinen Schlummer,
Erzählt es dem Gevatter:
„O Schatz, wir ſind verraten,
Daran iſt nichts zu ändern.

„Nun hört, was ich Euch ſage:
Wir laſſen ſie verſchwinden.
Ich ſchicke ſie ins Haus Euch,
Und Ihr — Ihr macht ſie kalt.“

Der „Onkel“ hat geſchworen:
„Dazu fehlt mir der Mut.“
„Ha Feigling, ha Verräter,
Haſt mir Dein Wort gegeben!“

Die gottvergeſſene Mutter,
Was tut ſie? Heizt den Ofen,
Und hat ganz luſtig, ohne Scheu,
Die Tochter d'rin gebacken.

Am Abend kommt der Vater
Und fängt mit ihr zu ſchwatzen an.
Da ſpürt er im Umhergeh'n
Den ranzigen Geruch.

Digitized by Google

„Du hast wohl Brot gebacken?
Wo ist denn unsʼre Kleine?"
„Ei, warum bist Du so besorgt?
Wo wird er sein, der Balg?"

Und näher tritt der Vater
Und hebt vom Loch den Stein auf.*)
Was tut das gottvergessʼne Weib?
Schießt ihn von hinten nieder.

Der Gevatter wurde gehangen,
Das Weib gehangen und geviertteilt.

X.

Gregorovius hat, wie eingangs erwähnt, für seinen Aufsatz nur heitere, fast lauter Liebeslieder als Proben ausgesucht. Daher auch sein etwas einseitiges Urteil. Denn im Gemüt des Sicilianers herrscht durchaus nicht die Lebensfreude vor, vielmehr brütet etwas Verschlossenes, Düsteres, etwas von jener Dämmer- und Nachtstimmung darin, die der große Geschichtsforscher dem Italiener schlechthin abspricht. In der Tat bringt bereits Vigo mehrere Stücke, die sich Gregorovius' sonnige Natur hat entgehen lassen, Stücke, bei denen man unwillkürlich an eine Gewitterlandschaft Salvatore Rosas oder eine der rätselhaften, wildleidenschaftlichen Szenen Caravaggios denken muß.

Welche Melancholie in (V. III., 12):

Du wardst geboren nur zu Ach und Weh!
Ein bittres Weinen war in jener Nacht,
Und keinem Schiffer schien es wohlbedacht,
Als sie Dich warfen mitten in die See.
Die Fische läuteten die Sterbeglocke,
Als Totenkerzen leuchteten die Sterne,
Mit starker Stimme schrieʼn um Dich die Wellen
Und führten Dich fort in die dunkle Ferne.

*) Die Backöfen werden mit einem platten Stein oder Ziegel verschlossen.

Digitized by Google

Ein Gemälde, das eine Reihe fürchterlicher Gedanken wachruft. Wurde hier einer, dessen Zeugnis man fürchtete, von seinen schuldvollen Kameraden ins Meer gestürzt oder ein treuloses Mädchen von seinem Geliebten? oder ein unschuldiges Kind von seiner Mutter? Und gewinnt nicht eine der Spieler- oder Mörderfiguren Caravaggios Leben und spricht zu uns in (V. III, 15.):

Als ich geboren wurde, schrieb das Schicksal:
Hier kam ein wahres Unglückskind zur Erden.
Wenn's Zucker gar vom Himmel regnete,
Für mich würd' er stracks harter Marmor werden.
Und wenn ein Baum auch tausend Blüten hätte,
Blickt' ich ihn an, er würde gleich verdorr'n,
Drum wär's das beste wohl, ich stürbe bald:
Ich bin ein wandelnd Bild von Gottes Zorn.

Dieselbe Verstörtheit, Zerrissenheit, Verzweiflung grinst uns an aus den Gefangenenliedern, die — obwohl nur lyrischer Art — ich doch hier erst besprechen kann, da sie sich keiner anderen Gattung der Volkspoesie angliedern, vielmehr ganz für sich alleinstehend zugleich die merkwürdigste Blüte an diesem weitästigen Baume sind. Den 18 Beispielen Vigos hat Pitrè weitere 25 hinzugefügt. Sie lassen uns tiefe, ganz unerwartete Blicke in die Volksseele tun.

Schmieden unsere Gefangenen auch Verse? Mit Ausnahme der wegen Majestätsbeleidigung eingesperrten Dichter und Schriftsteller wohl kaum. In Oberitalien und Toskana sind Gefangenenlieder selten, in Unteritalien hingegen, besonders auf Sicilien häufig und außerordentlich beliebt. Denn hier, wo die Gesittung noch längst nicht jene Höhe erreicht hat, wie im Norden, neigt der einzelne vielmehr zu Gewalttaten, und die Sympathie der großen Menge ist nie bei den „Sbirren", diesen „Bluthunden, die aus Liebe zur Knechtschaft den gemeinsten Beruf erwählt haben", sondern bei dem armen Herrn Verbrecher, gleichviel ob er vielleicht sechs bis acht Menschenleben auf

Digitized by Google

dem Gewissen hat. So war in den Jahren 1901 und 1902 monatelang der populärste Mann in Kalabrien und Sicilien — Musolino. Überall auf Markt und Straßen hörte man die Heldentaten dieses Mörders besingen. Die schreckliche Vorstellung des Volkes von den tatsächlich oft menschenunwürdigen Kerkern, von der hinter Eisengittern begrabenen Freiheit läßt beim Anhören dieser Gesänge in weicheren Naturen das Mitleid wach werden, in stärkeren entfesselt sie Wut und Rachsucht. Nur zu verständlich in einem Lande, wo das soziale Gefühl noch so wenig ausgebildet ist. Freilich trägt zu solchen schlimmen Zuständen die katholische Kirche mit ihrer Bereitwilligkeit, alle, auch die schwersten Sünden, im Beichtstuhl zu vergeben, nicht weniger bei, als der Staat, der es noch nicht erreicht hat, durch geeignete Mittel den geradezu fürchterlichen Analphabetismus auf einen niedrigeren Prozentsatz zu bringen, der Staat, der — unbegreiflich, aber wahr — seit nunmehr 25 Jahren die Todesstrafe abgeschafft hat! Diese falsche Humanität ist der Hauptgrund, weshalb in Sicilien, wie auch in Kalabrien und Sardinien, die Blutrache nicht verschwinden will. So pflegt selbst der zu Tode Getroffene den Namen seines Mörders nicht zu verraten. Der soll für die Privatrache aufgespart werden. Blut will wieder Blut. Das Gericht schickt ihn höchstens auf die Galeere. Was überhaupt: Gericht? Gesetz? Was hat sich der Staat in solche Privatangelegenheiten zu mengen? Ein omu d'onuri, ein Ehrenmann hilft sich selbst, und wenn nicht er, wird ein anderer ihm noch im Tode Genugtung verschaffen. Die Verfasser der folgenden Auslese von Verbrecherliedern sind die Totschläger, Räuber und anderen Unholde selbst. Und auch hierfür liegt m. M. die psychologische Erklärung nahe: dieselbe lebhafte Phantasie, die diese Lieder erzeugte, war der Grund des abenteuerlichen Lebens, das jene ins Gefängnis führte. Dieselbe Phantasie, früh erhitzt

Digitized by Google

durch Räubergeschichten aller Art und genährt durch das schlimme Beispiel anderer, erreichte auf gewöhnliche Art in einem gut bürgerlichen Beruf nicht das Ziel ihrer Träume, suchte ihr Heil in dem romantischen Brigantenleben. Es sind zudem immer energische, dabei oft geweckte und von ihrem schlimmen Handwerk wie von einer Art Mission erfüllte Charaktere, die Frà Diavolo, Salta-li-viti, Candino und wie die „edlen Räuber" alle heißen.

Eine ganze Stufenleiter heißester Empfindungen, deren ein Menschenherz nur fähig ist, tritt uns in diesen sonderbaren Poesien entgegen. Zunächst als traurige Erinnerung an die Willkürherrschaft der Bourbonen das Lied eines unschuldig Eingekerkerten (V. XXXIX, 13):

Wie haben sich die Zeiten geändert?
Der Hund miaut, die Katze bellt.
Der Taschenkrebs geht gerade vorwärts,
Die Verständigen haben im Kopfe Spelt.
Die Schafe laufen dem Löwen entgegen,
Die Frösche schweigen, die Fische schrei'n.
Wir sind gefangen, und die Bösewichter
Lassen sich's draußen guter Dinge sein!

Ein anderer vergleicht sich zum Trost mit dem Heiland, der auch unschuldig ins Gefängnis geführt wurde.

Natürlich schweifen die Gedanken aus der einsamen Zelle gern hinaus. Kurz vor dem Rosalienfest (in Palermo), das der Gefangene sonst mit seinen Angehörigen besuchte, sieht er durch die Gitterstäbe und erblickt ein weinendes Weib. Er erkennt seine Mutter. An sie, die allein von allen seiner gedenkt, richtet er sein Lied (P. 415):

Hier lieg' ich, wie an der Kette der Hund,
Und Ihr steht draußen und weint.
Die Zelle ist verriegelt. Nie kommt
Die Stunde, die uns vereint.

Digitized by Google

Hier lieg' ich, wie zur Hölle verdammt.
Bin ich tot? Oder lebe ich?
Geht Ihr zum großen Kirchenfest,
Dann, Mütterchen, denkt an mich!

Noch aus der Zeit, wo die Todesstrafe bestand, datiert, voll überraschender Bilder (P. 399):

Ich bin ein Kaninchen in der Höhle,
Gehetzt von Hunden und Jägergezücht.
Der Staatsanwalt hat mich bei der Wolle,
Und meine Richter kenn' ich nicht.
Wie Sargholz bin ich hierher geworfen,
O großer Jammer! Bald hält man Gericht.
Wenn wieder das Glöckchen läutet, heißt's:
Den Kopf herunter dem Bösewicht!

Ein Ausbruch der Verzweiflung (P. Einl. S. 77):

Gefangen! An dies Gitter klammer' ich mich.
Durch Gottes Wunder bin ich noch bei Sinnen.
Ein harter Stein ist jetzt mein Kissen,
Sieben Schuh Erde meine Matratze.
O Engel Gottes, such' mir einen Ausweg!
Mit diesem Messer schlacht' ich mich ab.
Wie ich mich dreh' und wende, ich komme nicht los.
So komm', o Tod, dich will ich umarmen!

Man sollte es nicht für möglich halten: selbst hier fehlt es nicht an Proben von Humor, was den Ausspruch Ciceros bestätigt, jenes Wort von der unverwüstlichen Sucht des Sicilianers, auch, wenn es ihm noch so schlecht gehe, immer noch Witze zu machen. In einzelnen blinkt er freilich aus der dunklen Kümmernis der Zelle nur auf wie ein fernes Wetterleuchten unter schweren, schwarzen Wolken — kein Wunder, wenn man am Boden angekettet krumm liegt:

O weh, von Häschern rings umgeben,
Da hock' ich nun!
Kann nicht zum Gitter den Kopf erheben.
Draußen geht die Wache vorbei
— Eins, zwei, eins, zwei! —
Mit langen Beinen wie ein Wasserhuhn. (P. 398.)

Digitized by Google

Eine ähnliche Mischung von Erbitterung und Lustigkeit spricht aus der Kritik, die einer, der große Praxis in dieser Hinsicht zu besitzen scheint, an der Vicaria Nova, dem neuen Zentralgefängnis in Palermo, übt: „Verhaßt ist mir die Vicaria. Verflucht das Dach und die Wände! Verflucht der Meister, der sie baute! Lieber im Grab, als hier. Wie gemütlich war das alte Loch! Da kamen täglich die Freunde und Verwandten zum Besuch, da durfte man singen. Was die Piemontesen da jetzt von unserem eigenen schweren Geld hingesetzt haben, ist das Vorzimmer zur Hölle."

„Piemontesen" werden hier verächtlich die Italiener genannt, die nicht zu dem ehemaligen Königreich beider Sicilien gehörten. Die neue Regierung besserte — allerdings wenig im Sinne der Mafia — auch auf dem Gebiet der Justiz so manche verrottete Zustände der Bourbonen.

Einen ungetrübten Humor dagegen beweist der Verfasser von (P. 416):

O Kerker, mein Leben, du Heim des Glückes,
Wie schön hat's, dem du wardst beschieden!
Hier findet man lauter Brüder und Freunde,
Gut Essen und Trinken und tiefen Frieden.
Und alle Feinde sind draußen geblieben.
Wie sollt' ich dich, teures Haus, nicht lieben!

Ebenso wenig „totzumachen" dürfte sein, wer im Dunkelarrest spottet: Der Richter hat sich offenbar in mich verliebt, als er mich in diese finstere Grube sperrte, wo weder Sonne noch Mond hinscheint (als ob er die Geliebte des Richters wäre, die dieser aus Eifersucht verborgen hält).

Da bei den Aufständen des 19ten Jahrhunderts: 1820, 1848 und 1860 regelmäßig vom Pöbel die Gefängnisse gestürmt und alle Gefangenen befreit wurden, hofft noch jetzt jeder sicilianische Sträfling auf eine baldige neue Revolution. Ohne solche Hoffnung, meint Pitrè, würde sich jeder lieber

Digitized by Google

heute als morgen den Hals durchschneiden. Dieser merkwürdige Trost findet seinen Ausdruck in einer Canzone (P. Einl. S. 76): Verachtet mich nicht, weil Ihr mich so erniedrigt seht! Verachtet nicht diese zerrissenen Kleider! Einst werdet Ihr mich in neuen Kleidern sehn! Solange Ihr Hammer seid, hämmert nur! Einst werdet Ihr mein Amboß sein. Solange Ihr's könnt, scherzt und lacht! Einst werde ich scherzen und Ihr werdet weinen!

Die hier durchflammende Rachsucht bildet den Grundton der überwiegenden Mehrzahl der Gefangenenlieder, deren wunderliche, dem Uneingeweihten unverständliche Bilder ihre Urheber verraten — Angehörige der Mafia, die ja ihre besondere Gaunersprache hat. So wird dem Verräter angedroht: Komm' ich frei, dann will ich für Deine Seele ein Paternoster beten, d. h. nachdem ich Dich ermordet habe, oder (P. 402, 403):

Pezzu d'infami, a chi t'arriducisti;
Du' picciotti d'onuri 'mpusturasti —

Infames Stück, bis wohin hast du dich erniedrigt? Zwei Männer von Ehre (Räuberehre) hast du auf die Post (d. h. ins Gefängnis) gebracht. Warte nur, eines Tages wirst du deinen Lohn erhalten: das Rasiermesser in die Brust! Du bist die Maus, ich bin die Katze. Deine Bahre steht schon bereit.

Fürchterlich lesen sich die Enthüllungen dieser mit Gott und Welt zerfallenen Seelen, ihr einziger Trost bleibt eben nur die Hoffnung auf einstige Rache:

Ich bin noch nicht gestorben, nein ich lebe noch.
Öl ist noch in der Lampe, ja, sie leuchtet noch!
Laust alle herbei, mir Nägel zu pflanzen (d. h. gegen mich
So lang ich hier, in diesem dunklen Loch. auszusagen),
Doch komm' ich lebend einst heraus:
In Blei zahl' ich den Lohn euch aus. (P. 410.)

Digitized by Google

Du Blume meines Herzens, ich bin eingesteckt,
Ohne Hilfe und Gnade.
Von Vater und Mutter bin ich verlassen
Und von Dir, die ich liebte.
Säh' ich den, der mich verraten hat,
Wie eine Giftschlange kröch' ich hervor! (P. 404.)

Auf der Galeere werd' ich sterben
Oder am Galgen, das ist sicher.
Wenn ich sterbe, nicht in den Himmel geht's,
Heizen werd' ich in der Hölle.
Vielleicht werd' ich dort Offizier,
Oder Richter oder Finanzer.
Wenn dann die Seele unten ankommt,
Die mir da oben Böses getan hat,
Oh, wie will ich sie quälen!
(Cutrera: La Mafia S. 70.)

Welch' schauerliche Phantasie, voll unendlichen Hohnes und bestialischer Rachsucht! Wahrlich: Kreuzotter- und Klapperschlangenbisse dünken mich diese Lieder! Das ist echte Mafiapoesie, unverhoffte seltsame Blumen mitten im Sumpf. Selbst die Mädchen steuern dazu bei, besonders gern Ritornelle (sic.: ciuri).

O lia lia!
L'hannu livatu avanti l'occhi mei
Lu spicchiteddu di l'armuzza mia. (P. 691.)

weint die Liebste ihrem Schatz nach, den die Carabinieri mitgenommen haben, zu deutsch:

O weh', o wehe,
Da sie vor meinen Augen fort ihn führten,
Das Spiegelchen meiner lieben Seele!

Sogar der lustigen Arienform, die nur für zarte Liebeslieder geschaffen scheint, bedienen sich die wilden Gesellen, um ihre Gefühle auszudrücken. In wie wirksamer Weise, offenbart ein Dialog, sozusagen ein in Verse gebrachtes Verhör (P. 910):

Digitized by Google

Als ſie mich gefangen nahmen,
Hab' ich meinen Mund verſiegelt.
Hilf mir Gott! — nur ſprach ich leiſe —
Diesmal komm' ich nicht davon.

Und ſie ſchloſſen mich mit Eiſen,
Sperrten mich in eine Kammer.
An dem großen Tiſch ein Richter
Brüllte wie verrückt mich an.

Unter Brüllen, unter Drohen
Sprach er zu mir dieſe Worte:
„Kerl, ich ſchicke Dich ins Zuchthaus,
Wenn Du nicht die Wahrheit ſagſt."

„Meine Herr'n, ich weiß von nichts.
Ganz unſchuldig, ganz mit Unrecht
Haben ſie mich eingeſteckt,
Und ich weiß noch nicht, warum?"

„Ei Du abgefeimter Schurke,
Dich erkenn' ich am Geſicht.
Kerl, ich ſchicke Dich ins Zuchthaus,
Wenn Du nicht die Wahrheit ſagſt."

„Meine Herr'n, ich weiß von nichts.
Ganz unſchuldig, ganz mit Unrecht
Haben ſie mich eingeſteckt.
Ich weiß wirklich nicht, warum?"

„Feſſelt ihn, ſchlagt ihn in Eiſen,
Werft ihn in das tiefſte Loch!
Iſt er Haut und Knochen erſt,
Wird er wiſſen ſchon, warum!"

„Kerkermeiſter, Schlüſſelmeiſter,
Her die Schellen, her die Schlöſſer!"
Still, mein Herz: ich hab' das Mädchen
Ja erſtochen, niemand anders. —

* * *

Digitized by Google

Ich bin am Schluß. Wir haben gesehen, wie eigenartig und mannigfaltig sich die poetische Veranlagung der Sicilianer betätigt, nicht der Reichen und Gebildeten, sondern der sogenannten kleinen Leute, der Fischer, Bauern, Matrosen, Handwerker, im Liebeslied, im Schmählied, im religiösen und politischen Lied, in Romanze und Ballade und endlich sogar im Gesange der Gefangenen und Verbrecher. Da drängt sich die Frage auf: warum haben die Sicilianer kein Nationalepos, wie es die Spanier in ihrem Cid, die Serben in der „Schlacht auf dem Amselfelde" und dem „König Marko", die Finnen in der „Kalewala", die Deutschen im „Nibelungen-" und im „Gudrunlied" haben?*) Es fehlte namentlich im Mittelalter auf Sicilien doch wahrlich nicht an Ereignissen, die die Entstehung von Nationalepen begünstigten, vor allem die Unterwerfung der Insel durch die Normannen, gleichbedeutend mit dem Sieg des Kreuzes über den Halbmond, und die Abschüttelung der französischen Fremdherrschaft durch die sicilianische Vesper. Auch Stolz auf das Vaterland — sollte man meinen — und Nationalbewußtsein, ohne die ein solches Epos undenkbar ist, haben die Krieger Rogers doch wohl in hohem Grade besessen, ebenso wie die Verschworenen von 1282?

Hierzu ist einiges zu sagen, zuerst zur normannischen Eroberung. Die Normannen waren ja ebenso gut Fremdlinge auf der Insel, wie die Saracenen. Und es ist noch sehr die Frage, unter welcher Herrschaft sich die Eingeborenen schlechter befunden haben. Die Saracenen zeichneten sich hier, wenig-

*) Wenn diese unsere Epen nur in der verloren gegangenen althochdeutschen Fassung eigentliche Volksgesänge waren, in der mittelhochdeutschen des 13ten Jahrhunderts allgemein als Kunstdichtungen angesehen werden, so scheinen mir doch beide durch Ton und Inhalt sich dem Volksmäßigen außerordentlich zu nähern, stehen zum wenigsten weit ab von den reinen Kunstepen jener Zeit („Tristan und Isolde" und „Parsifal").

Digitized by Google

stens nach der endgültigen Besitznahme, durch große Toleranz aus und hatten durch ein weises Regiment den Wohlstand der Insel, die unter der byzantinischen Herrschaft vollständig verlottert war, wieder auf eine hohe Stufe gebracht. Da kamen die Normannen. Bei der Unrechtmäßigkeit ihrer Besitztitel bauten sie ihre Herrschaft lediglich auf die starre Gewalt und auf die Vereinigung mit der römischen Kurie auf. Den fleißigen kleinen und mittleren Ackerbauern wurden Hof und Feld einfach weggenommen und letztere in großer Zahl zu ungeheuren Gütern zusammengelegt, die der Normannenkönig unter seine Barone verteilte. Seit diesen Tagen haben wir auf Sicilien wieder die unselige Latifundienwirtschaft, die diese Kornkammer Roms schon im Altertum einmal an den Rand des Untergangs geführt hatte. Wir haben sie heute noch. Der Papst aber im Bunde mit den normannischen Räubern hatte hier zwei Feinde zu bekämpfen: die seit alten Tagen noch herrschende griechische Kirche und den Islam, der in den vorausgehenden zwei Jahrhunderten kräftig Wurzel geschlagen hatte. Die Folge war wieder Gewalt: Unterdrückung der Andersgläubigen, Kerker und Verbannung, sogar Schwert und Scheiterhaufen. Und in welcher Sprache hätte dieses Epos gedichtet werden sollen? In der französischen, die die Normannen sprachen? Oder in der griechischen, die noch die Kirchensprache und jedenfalls auch diejenige eines großen Teils der Bevölkerung, namentlich im Osten war, oder in der arabischen, die in Palermo und im ganzen Westen vorherrschte, oder in der alt-einheimischen, dem Sikulerdialekt? Die sicilianische Mundart, in der wohl einzig ein solches Gedicht hätte verfaßt werden können, bildete sich jedenfalls damals erst aus den verschiedensten Elementen zu der heutigen Form und kristallisierte sich erst hundert Jahre später zur Schriftsprache, in der dann Ciullo d'Alcamo als erster und später Friedrich II. von Hohenstaufen selbst dichteten. Solche Übergangszeiten sind

Digitized by Google

der Entstehung großer poetischer Schöpfungen wenig günstig, wenn sie sie nicht gar überhaupt hintanhalten.

In den Tagen der sicilianischen Vesper war die Entwicklung des heutigen sicilianischen Dialekts als selbständiger, überall gesprochener Nationalsprache wohl vollzogen, und wohl hätte diese mächtige Erhebung des ganzen Volkes und ihr glänzender Erfolg den einen oder anderen Angehörigen des so sangbegabten Volkes dazu drängen sollen, den Sieg über die Unterdrücker und ihre Vertreibung von der Insel in einem Heldengedicht zu feiern. Aber weder die Erinnerung eines Augenzeugen, noch die Phantasie eines Nachlebenden hat uns etwas Derartiges hinterlassen.

Hieran trugen jedenfalls wieder die unglückseligen politischen Verhältnisse die Hauptschuld. Bald nach der sicilianischen Vesper wurde das Volk durch die Übergriffe der Barone in Schrecken, Verwirrung und Armut gestürzt, dasselbe Volk, das doch so hervorragenden Anteil an der Befreiung des Vaterlandes genommen hatte. Nicht nur der König wurde von seinen eigenen Vasallen befehdet, diese bekämpften sich auch untereinander von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt. Auf dem flachen Lande trieben sich große Räuberbanden umher, die ungestraft die Gegend weithin brandschatzten. Unter dem Druck und der Not der Gegenwart schwand den Söhnen, wenn auch nicht ganz das Andenken an die Heldentaten der Väter, aber doch der Drang, sie zu besingen.

Das hierarchisch-feudale Regierungssystem setzten dann die Spanier, nach diesen die Bourbonen fort. Der Ingrimm gegen die neuen Fremdherrscher genügt vielleicht schon, die sonderbare Tatsache zu erklären, daß, wie wir sahen, selbst eine Schlacht von Lepanto in keinem lyrischen Volkslied gefeiert wurde, geschweige in einem Epos, obschon die Flotte von Messina ausfuhr und hierher zurückkehrte; daß ferner die

Digitized by Google

spanische Ritterromanze keinen Eingang in Sicilien gefunden hat, nicht einmal nachgeahmt wurde. Aber es ist noch etwas anderes: sowohl Spanier als Bourbonen suchten künstlich die kriegerischen Instinkte des Insulaners niederzuhalten. Da sie seinen gewalttätigen Charakter kannten, gaben sie ihm um so lieber das Privileg der Freiheit vom Kriegsdienst, als sonst von Privilegien bei ihnen nicht viel die Rede war. Ohne Begeisterung kein Lied! Die Folgen dieser heimtückischen Politik spürt man heute noch in dem weitverbreiteten Haß gegen den Militärdienst.

Der letzte Grund, weshalb wir in Sicilien trotz so mancher günstigen Vorbedingungen kein Volksepos vorfinden, scheint mir gleichfalls im Charakter seiner Bewohner zu liegen und ist vielleicht von allen der wichtigste: wie mir bei dem sorgfältigen Studium seiner Volksdichtung klar geworden ist, hat der Sicilianer weit mehr lyrische, als epische Begabung. Infolge seiner impulsiven, sanguinischen Natur. Jede erzählende Dichtung verlangt Sammlung, gelassene Betrachtung der Dinge, Geduld im Entwerfen und Zu-Ende-führen. Das alles hat er nicht. Selbst die Krone der sicilianischen Volksepik, „Die Prinzessin von Carini" ist nichts weniger als gut komponiert: ihre Schönheiten sind lyrischer und dramatischer Art. Gerade die staunenswerte Meisterschaft, in acht Verse ein ganzes Lebensbild, ein vollständiges Seelengemälde zusammenzudrängen, hat als Kehrseite die Unfähigkeit, mit der Ruhe eines über den Dingen schwebenden Objektivismus einen umfangreichen Stoff in langhinflutenden Gesängen sich ausleben zu lassen.

Übrigens will ich die Frage nicht ganz abweisen, ob die Canzonen, die die sicilianische Vesper (siehe oben) zum Gegenstand haben, nicht vielleicht Bruchstücke eines volkstümlichen Heldengedichts sind, das, von niemand aufgezeichnet, im Lauf der Jahrhunderte verloren gegangen ist.

Digitized by Google

Dem sei, wie ihm wolle: freuen wir uns dessen, was wir haben! Es bedeutet wahrlich nicht wenig. Trotz aller herben Schicksale, die seit mehr denn einem halben Jahrtausend über die Insel hinweggegangen sind, trotz der entsetzlichen Armut, worunter noch heute die große Mehrheit seufzt, hat dieses Volk seine Lust und, was mehr ist, seine hohe Begabung zum Gesang nicht verloren. In ungebrochener Frische tönt sein Lied und inniger, als so manche glatte Kunstdichtung greift es uns ans Herz. Da ist nichts Gemachtes, Nachempfundenes, Angelerntes; in ihm hören wir noch Laute der freischaffenden Natur; in ihm schlägt wahrhaft das Gewissen des Volkes; in ihm pulst unverfälscht sein Blut, das wilde, kochende, südliche Blut.

Druck von Gebhardt, Jahn & Landt G. m. b. H., Schöneberg-Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

H. A.

Digitized by

Digitized by Google

SEP 19 1912
NOV 26 1912
MAR 31 1913

Digitized by Google

Digitized by Google

SEP 19 1912
NOV 26 1912
MAR 31 1913

Digitized by Google

Digitized by Google

SEP 19 1912
NOV 26 1912
MAR 31 1913

Digitized by Google

Digitized by Google

SEP 19 1912
NOV 26 1912
MAR 31 1913

Digitized by Google